

**Ruth Nikolay**

**MEIN  
SCHUTZENGEL  
WAR IMMER  
BEI MIR**

Lustiges, Schlimmes und Unerklärliches aus einem überreichen Leben

Titelblattzeichnung von  
Herbert Kittelmann  
*Dieses Buch widme ich  
meinen Enkelkindern.*

Erstauflage: September 1993  
2. Auflage Januar 1994 vergriffen

Erschienen unter ISBN 3-929793-07-5

Vertrieb und alle Rechte:  
Ruth Nikolay  
70372 STUTTGART

Hinweis auf  
Ruth Nikolay: ...die schickt er in die weite Welt  
Mein großes Reisehandbuch  
609 Seiten / 90 Abbildungen Februar 1997  
Zu beziehen beim Autor direkt

Ruth Nikolay: Heilsame Kur für einen Geizhals und andere Geschichten  
61 Kurzgeschichten aus unserem Alltagsleben .  
zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage April 1993 vergriffen  
Erschienen unter ISBN 3-929793-02-2

Aktueller Epilog von Ruth Nikolay verfasst im Dezember 2006

## Inhalt

### KINDHEIT

[Beinahe im Rhein ertrunken](#) 3. [Die ersten Ausbruchsversuche](#) 3. [Peinlich, peinlich](#) 5. [Putti Zöpfchen](#) 5. [Das Christkind im Schlüsselloch](#) 5. [Morgenchoral](#) 6. [Die Großmutter in Nordhausen](#) 7. [Bei den Baptisten](#) 7. [Schach für die Einschulung](#) 8. [Löffel 100er Silber](#) 9. [Die ersten Schreibkünste](#) 9. [Gähnen steckt an](#) 10. [Unrecht tut weh](#) 10. [Das erste Radio](#) 10. [Von einem Glas Essig](#) 11. [Der erste Sohn und Bruder](#) 11. [Mutter wird schwer krank](#) 12. [In der Mittelschule](#) 12. [Der erste Sprung vom 3-Meter-Brett](#) 15. [Schulsausflug ins Leunabad](#) 16. [Kopfsprung von der Kasseler-Damm-Eisenbahnbrücke](#) 16. [Das doppelte Fahrtenschwimmen](#) 17. [Mehr als bescheiden](#) 17. [Reiche Geburtstagsfeier](#) 17. [Strafen](#) 18. [Die Freude des Teilens](#) 18. [Erholsamer Anblick](#) 19. [Großereignis in Schkeuditz](#) 19. [Daß du dich schämen mußt](#) 19. [Die erste große Radtour](#) 20.

### NAZIZEIT

[Die „neue“ Zeit](#) 21. [Gefährlicher Übermut](#) 21. [Zum Pilzesuchen in die Dübener Heide](#) 21. [Bruder Friedrich in großer Gefahr](#) 22. [Mein Vater](#) 22. [Der erste Kuß](#) 24. [Unglücklicher Alltag](#) 25. [Schulentlassung](#) 26. [Umzug nach Naumburg an der Saale](#) 26. [Scharlach](#) 28. [Der zweite Ausbruchsversuch: freiwilliger Arbeitsdienst](#) 28. [Mitglied der deutschen Nationalmannschaft](#) 29. [Die LINGIADE in Stockholm](#) 31. [Der Unteroffizier aus Ostpreußen](#) 36. [Mein 19. Geburtstag](#) 38. [In Braunschweig](#) 38. [Das erste Wiedersehen mit Walter](#) 41. [Bei VW in Braunschweig](#) 42. [Die Pfingst-Radtour nach Nordhausen](#) 44. [Verlobung](#) 45. [Kriegstrauung](#) 48. [Fahrt nach Ostpreußen](#) 49. [Telepathie?](#) 52. [Im Lazarett](#) 52. [„Misshandlung“ von Ausländern?](#) 56. [Walters](#) 31. [Geburtstag](#) 57. [Kriegsweihnachten und Silvester 1942](#) 58. [Ein Kind?](#) 59. [Die erste eigene Wohnung](#) 59. [Bombennächte in Braunschweig](#) 62. [Unser erstes Kind](#) 63. [Unser letztes gemeinsames Weihnachten](#) 66. [Vor dem Kriegsende](#) 67.

### NACHKRIEGSZEIT

[Die Sieger](#) 69. [Das Leben geht weiter](#) 72. [Weihnachten 1945](#) 73. [1946](#) 75. [Hamsterfahrten](#) 76. [Russengewalt](#) 79. [Schwerstarbeit](#) 81. [Gertraude und Grischa](#) 83. [Warten auf Walter](#) 85. [Sigrids Tod](#) 87. [Wieder in Halle](#) 87. [Ein netter Arbeitskamerad - oder mehr?](#) 90. [Die letzten Jahre in der DDR](#) 93.

### NEUE HEIMAT STUTTGART

[Der Sprung in den Westen](#) 98. [Neubeginn in Stuttgart](#) 99. [Endlich eine richtige Wohnung!](#) 107. [Die Heiratsanzeigen](#) 108. [Der Traum von den Bergen](#) 109. [Herr Fridolin und meine „Olschen“](#) 111. [Episoden](#) 113. [Die Kostümjacke](#) 114. [Ein neuer Arbeitsplatz](#) 115. [Im Bann der Musik](#) 118. [Mein Patenkind Carola](#) 119. [Goldene Hochzeit und Tod in Naumburg](#) 121. [Noch ein Umzug in Stuttgart](#) 124. [Eine Krankheit und doch keine?](#) 125. [Keine Krankheit und doch eine?](#) 126. [Das Schwimmbad LEUZE](#) 126. [Hochzeit in Bonn](#) 126. [Unsere Mutter](#) 127. [Alpenverein-Hochtouren-Gletscherspalten-Wanderungen](#) 129. [Das ZDF besucht mich](#) 131. [Radfahren](#) 133.

### DIE GROSSE WEITE WELT 135

[Andre Länder, andre Sitten](#) 142. [Gesundheit, welche Gnade](#) 143. [Deutschland, einig Vaterland!](#) 145. [Die Enkel](#) 146. [Eine künstliche Hüfte](#) 151. [Epilog](#) 152.

## KINDHEIT

### **Beinahe im Rhein ertrunken**

Ein sonniger, heißer Spätsommertag im Jahre 1925 am Rhein. Ich war vor kurzem vier Jahre alt geworden.

Der breite Strom floß durch die grüne Landschaft in der Nähe von Koblenz. Die Eltern hatten ein schattiges Plätzchen am Ufer gefunden. Die Luft flimmerte über dem Wasser. Ungeniert entkleidete sich mein Vater bis auf die kurze Unterhose und suchte Abkühlung im flachen Uferwasser. Ich streckte meine Arme verlangend nach ihm aus. Schon saß ich Nackedei sicher auf den Schultern meines geliebten Vaters und genoß das erfrischende Wasser. Er ließ mich hinunter, entfernte sich etwas vom Ufer und tauchte mit dem Kopf unters Wasser. Ich genoß jauchzend das Abenteuer. Von einem Schritt auf den anderen verlor mein Vater den Boden unter den Füßen. Er konnte nicht schwimmen und ich erst recht nicht. Mit aller Kraft hielt er mich hoch und rief um Hilfe. Wir trieben beide ab. Meine Mutter stand verzweifelt am Ufer, ihre Hände griffen in die Luft. Sie schrie: „Hilft denn keiner, hilft; denn keiner!“ und lief uns am Uferweg nach.

Ein junger Mann sprang in voller Kleidung ins Wasser und schwamm auf uns zu, ergriff meinen Vater, der mich krampfhaft an sich drückte, und zog uns beide ans sichere Ufer. Unser Retter stand vor uns. Ich fand es schon wieder lustig, daß es ringsherum von ihm herabtropfte. Ausgerechnet in diesem Moment stach mich eine Biene. Ich brüllte wie am Spieß. Meine Mutter kühlte den Einstich über meiner Augenbraue mit einem feuchten Taschentuch. Alle wollten mich trösten.

Als ich mich endlich beruhigt hatte, war alles schnell vergessen und mich begeisterte schon wieder ein langer Eisenbahnzug, der auf der gegenüberliegenden Rheinseite davonfuhr.

### **Die ersten Ausbruchsversuche**

In der ersten Wohnung, an die ich mich als Kind erinnern kann, hatten wir einen langen dunklen Flur. In einer Ecke stand Vaters Spazierstock, darüber auf einem Bord lag sein Hut.

Ich liebte meinen Vater sehr und wollte deshalb so gern auch einmal Vati sein. Als er eines Tages wieder einmal über seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Sortieren seiner Briefmarken, saß, holte ich mir leise und vorsichtig einen Stuhl heran, um mir den Hut zu angeln. Doch meine kleinen Arme reichten immer noch nicht bis zum Bord hinauf. Aber da stand ja der Stock in der Ecke. Damit konnte ich den Hut erreichen und herunterholen.

Hatte mich auch niemand gehört? Mutter ging gerade draußen im Flur vorbei. Ich blieb noch einen Augenblick mucksmäuschenstill in der dunklen Ecke sitzen. Sie hatte mich nicht gehört!

Die Gelegenheit war günstig! Vaters Hut auf den Kopf gestülpt, den Stock fest in der Hand, leise die Tür geöffnet - und schon war ich draußen. Immer noch auf Zehenspitzen schlich ich mich die Treppe hinunter und war draußen auf der Straße.

Welch herrliches Gefühl der Freiheit! Ich zog in Richtung Stadt los. Nur dumm, daß der Hut mir immer wieder über die Augen rutschte. Ich kam zur Hauptstraße, wo Straßenbahnen und Autos führen. Selbstbewußt stolzierte ich mit meinem Stock zwischen den Erwachsenen einher.

Doch dieses Vergnügen sollte nicht allzu lange dauern. Ein Polizist hatte mich entdeckt und folgte mir schon eine Weile. Plötzlich stand er vor mir:

„Wo willst du denn hin?“

„Ich will nur ein bißchen spazieren gehen.“

Meine Antwort und mein Aufzug mußten ihm wohl doch etwas komisch vorgekommen sein. Ich konnte ihm nur sagen, daß ich „Putti“ hieß, wie ich als Kind genannt wurde. Wo ich aber wohnte, das wußte ich noch nicht.

Auf der Polizeiwache saß ich dann wohl einige Stunden. Es war sehr langweilig. Endlich stand mein Vater vor mir. Als ich nach Stunden nicht aufzufinden war, hatten meine Eltern bei der Polizei angerufen.

Ich ging sehr erleichtert und bereitwillig wieder mit meinem Vater nach Hause.

Es kam noch öfters vor, daß ich von zu Hause weglief und meine Eltern mich suchen mußten. Aber ganz so weit wie beim ersten Mal lief ich nicht mehr fort, allenfalls zwei-drei Häuser weiter.

Im Hof des Nachbarhauses gab es einen kleinen Sandkasten, wo ich zu gerne einmal spielen würde. Ich hatte ihn vor kurzem bei einem meiner Erkundungsgänge in die nähere Umgebung entdeckt.

Es war gar nicht so einfach, die Wohnung unbemerkt zu verlassen, um endlich mal in diesem Sandkasten spielen zu können. Einmal aber glückte es doch. Ich spielte ganz allein in dem herrlichen, leicht feuchten Sand und baute mir mit Steinen eine ganze Stadt. Natürlich konnte ich nicht ahnen, daß mich meine Mutter inzwischen verzweifelt suchte.

Da rief eine Frau aus einem Fenster vom Nachbarhaus:

„Suchen Sie jemanden?“

„Ja, meine kleine Ruth ist schon seit Stunden verschwunden.“

„Ich glaube, ich weiß wo sie ist“, sagte die Nachbarin, „im Sandkasten in unserem Hof spielt schon den ganzen Vormittag ein kleines Mädchen, das ich nicht kenne.“

### **Peinlich, peinlich!**

Neben uns auf der Etage wohnte ein Ehepaar. Sie hatten keine Kinder. Für mich war Frau von S. „Tante Käthe“. Ich mußte sie immer anschauen, denn ihr rechtes Auge ging nicht mehr ganz auf wie bei anderen Menschen, das Augenlid hing dauernd halb herunter. Doch Tante Käthe hatte wunderschöne blaue Augen und hellblondes lockiges Haar.

Irgendwann hatte ich mal von meiner Mutter aufgeschnappt, daß die S's sehr reiche Leute sein müßten, denn sie hatten eine Putzfrau.

Wenn meine Mutter einkaufen ging, durfte ich manchmal bei Tante Käthe bleiben. Zu gern sah ich dann der eifrigen Haushaltshilfe zu, wenn sie in allen Ecken und überhaupt gründlich saubermachte.

Eines Tages - so erzählte mir meine Mutter später - soll ich zu dieser Putzfrau gesagt haben: „Kommen Sie doch auch mal zu uns zum Putzen, meine Mutti wischt nämlich nie unter den Betten.“

### **Putti Zöpfchen lort**

Ich hatte als Kind lange Zöpfe. Nichts war für mich deshalb schlimmer als gekämmt zu werden, denn es ziepte immer schrecklich. Ein Mädchen aus der Nachbarschaft, mit dem ich nun öfters im Sandkasten spielen durfte, hatte einen Bubikopf. O, wie ich meine Freundin beneidete! Ich bettelte immer wieder bei meiner Mutter:

„Auch Bubikopf! Bitte, bitte!“

Doch Mutter ließ sich nicht erweichen. Die Zöpfchen blieben ... - ja, bis ich eines Tages entschlossen die Schere nahm und einen Zopf abschnitt.

Überglücklich rannte ich zu meiner Mutter und überreichte ihr strahlend das Haarbüschel: „Putti Zöpfchen lort!“ (*lort = verloren*)

### **Das Christkind im Schlüsselloch**

Nur noch wenige Tage bis Weihnachten. In der „guten Stube“, die das ganze Jahr über kaum benutzt wurde, stand ein Klavier, auf dem mein Vater höchst selten einmal spielte. Unsere üblichen Aufenthaltsräume waren die Küche und ein winziges Wohnzimmer daneben. Auf einmal war diese „gute Stube“ abgeschlossen. Nun interessierte mich natürlich brennend, was dahintersteckte.

„Da drin hat jetzt das Christkind zu tun, und das will nicht gestört werden. Noch ein paar Tage, dann ist Weihnachten, und dann gehen wir alle in die gute Stube und sehen nach, was das Christkind gebracht hat.“

Immer wieder schlich ich an der Tür vorbei und versuchte, sie zu öffnen. Doch sie blieb zu. Aber jede Tür hat ein Schlüsselloch. Ich schaute hindurch und entdeckte ... das Christkind! Das Fenster stand offen, und es flatterte gerade mit seinem langen weißen Kleid zum Fenster hinaus. Ich war sehr aufgeregt. Meine kleine Schwester Gertraude kam ausgerechnet jetzt hinzu, als ich noch einmal durchs Schlüsselloch gucken wollte.

„Ich will auch das Christkind sehen!“ Aber sie war zu klein und reichte nicht bis zum Schlüsselloch hinauf. „Hilf mir doch, du mußt mich nur ein Stückchen hochheben!“

Doch ich lief davon.

Das Schlüsselloch wurde von innen zugehängt.

Seitdem habe ich - leider - nie wieder das Christkind leibhaftig gesehen, nicht einmal durchs Schlüsselloch.

Wenn dann der Heilige Abend schließlich gekommen war, konnten wir Kinder - aber das ist sicherlich bei allen Kindern so - die Zeit bis zur Bescherung kaum erwarten. Anfangs standen meine Schwester und ich zu zweit vor der verschlossenen Tür zur guten Stube, später wurden wir dann drei, vier und endlich fünf Geschwister.

Wenn unser Vater auf dem Klavier *IHR KINDERLEIN KOMMET* anstimmte, öffnete sich endlich die Tür. Das kleinste von uns Kindern durfte als erstes in die Weihnachtsstube hinein, ich als älteste kam immer zum Schluß.

Doch von den Geschenken war nichts zu sehen, denn der Gabentisch war mit einem großen Tischtuch zugedeckt. Erst mußten wir alle Strophen von *IHR KINDERLEIN KOMMET* singen, die wir älteren natürlich auswendig konnten. Ich fand jedenfalls damals, daß dieses Lied viel zu viele Strophen hatte.

### Morgenchoral

Unsere Familie war in ein kleines Reihenhaus nach Halle-Süd umgezogen. Hinter dem Häuschen war ein großer Garten und auf dem Hof eine Schaukel.

Unsere Nachbarn waren ein älteres kinderloses Ehepaar und katholisch. Wir wohnten, da es ein Doppelhaus war, mit ihnen Wand an Wand.

Jeden Morgen erklang, von einer wundervollen Baßstimme gesungen, der schöne Choral GROSSER GOTT WIR LOBEN DICH. Aber wo sang unser Nachbar? Auf der Toilette! Vermutlich war dort die beste Akustik. Mal sang er die erste Strophe nur bis zur Hälfte, dann waren es wieder mehrere Strophen ... - ehe die Wasserspülung jedes mal den feierlichen Gesang beendete.

### **Die Großmutter in Nordhausen**

Wie ich damals zu meiner Großmutter nach Nordhausen gereist war, weiß ich nicht mehr. Es konnte eigentlich nur mit dem Zug gewesen sein. Ich erinnere mich noch gut an das kleine Häuschen am Klosterhof, wo Mutters Mutter wohnte. Der Klosterhof, ein großer rechteckiger Platz, umgeben von kleinen Häusern, war mit Kopfsteinpflaster belegt.

Meine Oma hatte 13 Kinder geboren, von denen nur 7 am Leben blieben. Als das 13. zehnte Wochen alt war, verunglückte Großmutterns Ehemann; er starb an den Folgen eines Huftrittes von seinem eigenen Pferd. Sie führte nun das Fuhrgeschäft allein weiter und schleppte noch jahrelang die Zentnersäcke mit Briketts in die Keller. Ich kenne sie nur mit gebücktem Rücken. Sie hatte wunderbar liebe Augen und war immer mit allem zufrieden.

Auch meine Urgroßmutter, Omas Mutter, hat mich noch auf den Armen gehalten. Sie starb an einem Herzschlag in der Waschküche, als sie eigenhändig Wäsche auf der Rumpel knetete: über 80 Jahre alt.

Das Haus am Klosterhof hatte winzige Zimmer. In Omas Schlafzimmer, lang wie ein Schlauch neben dem Wohnzimmer gelegen, stand ein Bett an der Wand, dahinter eine Kommode. Der Gang am Bett entlang war so schmal, daß nur sehr schlanke Leute daran vorbeikamen. In der sogenannten Küche, eigentlich nur ein Vorplatz mit Steinfußboden, befand sich der einzige Wasserhahn des Hauses. Heute fragt man sich, wie das Leben hier mit den vielen Kindern möglich war.

Besonders fasziniert war ich vom Bügeleisen. Um es heiß zu machen, füllt man glühende Brikettstückchen in den Untersatz.

Elektrisches Licht gab es damals noch nicht, am Abend wurden die Petroleumlampen angezündet. Ich fand es bei Großmutter immer urgemütlich.

### **Bei den Baptisten**

Jeden Sonntag gingen die Eltern mit uns Kindern zum Gottesdienst in die Baptistengemeinde, und zwar vormittags und nachmittags. Mein Vater leitete den Kindergottesdienst und außerdem zwei Chöre, einen gemischten und einen Männerchor. Wir hatten zwar gelernt, in der Kirche stillzusitzen, aber natürlich war es uns die meiste Zeit langweilig. Bald unterhielt ich mich damit, daß ich mir ein Spiel ausdachte mit den Zahlen der großen Uhr. Erst später so nach und nach hörte ich auf die Predigt und begann aus eigenem Antrieb, in der Bibel zu lesen. Als ich noch nicht zur Schule ging, sollte ich bei einem Festgottesdienst ein kleines Solo singen. Vor den Kirchenbänken war ein erhöhtes Podium mit dem zugedeckten Taufbecken und einem Geländer. Nun stand ich also dort oben und konnte noch nicht über das Geländer

hinwegsehen. Ich machte erst einmal einen Klimmzug und suchte unter den Kirchenbesuchern meine Mutter und meine kleine Schwester. Dann begann Vater, auf dem Harmonium zu spielen, und ich sang frei und furchtlos das hübsche Kinderlied: *WEIL ICH JESU SCHÄFLEIN BIN.*

Auf meinen eigenen Wunsch hin wurde ich mit zwölf Jahren getauft. Ich trug ein langes weißes Kleid, ein weißes Häubchen auf dem Kopf und stieg so gekleidet während des Gottesdienstes in das große Taufbecken. Ich wurde ganz untergetaucht. Dann versprach ich feierlich, mit Gottes Hilfe als Christ zu leben und meinem Glauben treu zu bleiben. Es war für mich ein sehr ernster Augenblick. Danach fühlte ich mich beinahe schon erwachsen.

Mit 14 wurde ich eingeseget. Den Begriff Konfirmation kennt man bei den Baptisten nicht. Es war für mich eine große Enttäuschung, als es eines Tages hieß: „Wir gehen nicht mehr in die Baptistengemeinde.“ Es dauerte über ein Jahr, ehe ich Näheres erfuhr.

Irgend jemand neidete meinem Vater Erfolg und Beliebtheit. Er wurde verleumdet, schuld an einer Ehescheidung gewesen zu sein und deshalb aus der Gemeinde ausgeschlossen. Als seine Untadeligkeit erwiesen war, entschuldigte man sich bei ihm. Doch er lehnte ab, wieder zu dieser Baptistengemeinde gehören zu wollen. Mein Vater litt sehr unter diesem Bruch, denn er hatte sich jahrelang mit ganzer Kraft für die Gemeinde eingesetzt - und dann hatte man ihm nicht geglaubt. Meine Eltern gingen von da an zur Evangelischen Landeskirche.

Ich selbst kam nach dem zweiten Weltkrieg noch einmal mit den Baptisten in Berührung. Ich lebte wieder in Halle, wo früher unsere Gemeinde bestand. Die Gemeindegemeinschaft erkannte mich auf der Straße und besuchte mich eines Tages:

„Ich freue mich, das verloren gegangene Schäfchen wiedergefunden zu haben. Ich weiß inzwischen auch, daß dein Mann vermißt ist. Komm wieder in unsere Gemeinde!“ und leise setzte sie hinzu: „Es mußte alles so kommen mit deinem Mann, damit du zum wahren Glauben zurückfinden kannst!“

Ich war entsetzt. Was sind das doch für Menschen, die so anmaßend und selbstgerecht auftreten und überzeugt sind, sie allein hätten den wahren Glauben, wo doch alle Christen Gott und seinen Sohn Jesus Christus anbeten! Ich sagte ihr unmißverständlich, daß ich in der Landeskirche bleiben würde und daß sie mich mit ihren Äußerungen sehr betrübt hätte.

### **Schach für die Einschulung**

Ostern 1927 wurde ich eingeschult. Ich bettelte bei meinen Eltern schon lange, in die Schule gehen zu dürfen. Also meldete mein Vater mich an. Da ich aber erst im Sommer sechs Jahre alt wurde, schien es nicht klappen zu wollen. Ich war untröstlich.

Mein Vater kannte die Lehrerin, die die Schulanfänger bekommen sollte, von seinem Chor her. Er nahm mich bei der Hand, und wir warteten eines Tages beide in der Schulpause auf diese Lehrerin. Für mich war damals die Schule ein Haus mit heiligen Hallen. Es klingelte. Die große Pause.

Als die junge Lehrerin auf uns zukam, hatte ich sie schon gern. Mein Vater unterhielt sich lange mit ihr, ohne daß ich auf das Gespräch achtete. Es gab ringsherum viel zu viel Interessantes zu sehen. Doch dann hörte ich meinen Vater sagen:

„Meine Ruth spielt schon gut Schach, es wäre wirklich schade, wenn sie noch ein ganzes Jahr auf den Schulanfang warten müßte.“

Die Lehrerin stutzte: „Das ist ja kaum zu glauben. ... Ich habe gerade Freistunde.“ Sie wandte sich zu mir: „Wie wär's, Ruth? Spielen wir eine Partie?“

Ich war hell begeistert. Wir spielten Schach Wie das Spiel verlief und ausging, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich in die Schule gehen durfte.

Wie sehr habe ich diese Lehrerin geliebt!

### **„...Löffel 100er Silber“**

Ostern 1928. Ich bekam von meiner Nordhäuser Oma ein wunderschönes Geschenk, das ich heute noch besitze und nutze: einen silbernen Kinderlöffel. Auf der Vorderseite ist mein Name eingraviert und auf der Rückseite des Griffes, kaum noch lesbar: Ostern 1928.

Von nun an war jede Mittagsmahlzeit ein Fest, denn ich durfte mit dem schönsten Löffel von allen speisen. Und wenn das Schmuckstück einmal nicht neben meinem Teller lag, habe ich entrüstet gefordert:

„Ich will aber mit meinem Löffel 100er Silber essen!“

Bei Tisch wurde gebetet. Jeden Tag sprach jemand anders das Gebet. Doch als ich an diesem Ostersonntag beten sollte, war das Essen noch nicht aufgetan. Ich begann:

„Lieber Gott, habe Dank für das gute ... ich hielt inne und blickte über die noch leeren Teller, „ ... gar nichts zu essen!“

### **Die ersten Schreibkünste**

In der Schule war ich sehr eifrig. Die täglich neu gelernten Buchstaben wurden bald zu Wörtern. Ich buchstabierte alles, was meine Augen erspähten, schrieb auf Zeitungsränder und Eines Tages fand ich - nur eine gute Stunde allein zu Hause - im kleinen Schubfach des Schreibtisches einen Stoß Familienfotos. Gleich hatte ich Tinte und Federhalter zur Hand und malte, mir besonders große Mühe gebend, jeweils auf die Stirn der Abgebildeten: VATI, OMA, LILLI

### **Gähnen steckt an**

Alle Familienmitglieder wuschen sich morgens im Badezimmer oder in der Küche unter dem laufenden Wasserhahn. Im Wohnzimmer hing ein großer Wandspiegel, vor dem wir uns alle kämmt. Aber jeder, der vor den Spiegel trat, fing erst einmal an, herzlich und ausgiebig zu gähnen. Kein Wunder, denn neben dem Spiegel hing an der Wand ein entzückendes Bild: Ein Baby räkelt sich und gähnt mit geschlossenen Augen, und die Tränen kullerten dabei nur so herunter. Bis mein Vater eines Tages das Bild entfernte:  
„Jetzt ist Schluß mit der Gähnerie, das Bild kommt fort!“

### **Unrecht tut weh**

Wir hatten im Hof eine Schaukel. Ich strengte mich immer sehr an, mit dem Schaukelbrett so hoch zu fliegen, daß ich auf die gleiche Höhe wie die Querstange kam. Manchmal krachte es gefährlich an der Halterung. Wenn ich für irgend etwas bestraft werden sollte, flüchtete ich auf die Schaukel. Da fühlte ich mich in Sicherheit. Es kam öfters vor, daß ich als älteste der Kinderschar zu Unrecht bestraft wurde, weil ich immer an allem schuld gewesen sein sollte. Als meine Mutter mich wieder einmal schlagen wollte, was früher nichts Außergewöhnliches war, flüchtete ich auf die Schaukel.  
„Diesmal sag ich‘s dem Vati, wenn er nach Hause kommt. Du kriegst deine Schläge noch!“  
Vater kam, und Mutter beklagte sich. Mein Vater schlug mich wie üblich mit dem Ausklopfer aufs Hinterteil. Er sah mich an - ich ihn.  
„Ich habe diese Schläge nicht verdient“, sagte ich nur.  
Vaters Lippen wurden noch schmaler, als sie schon waren. Er hat mich danach nie wieder geschlagen.

### **Das erste Radio**

1928 gab es einen ungewöhnlich kalten Winter. Mein Schulweg war weit, länger als eine halbe Stunde zu Fuß.  
In diesem Winter hörte ich zum ersten mal in meinem Leben Musik aus dem Radio. Mein Vater war ein Bastler. Seit einer Woche war er krank, in Abständen quälten ihn Nierenkoliken. Als ich an einem klaren Wintertag völlig durchgefroren nach Hause kam, war ein kleines Wunder geschehen. Meine Eltern saßen zusammen im Wohnzimmer, meine Schwester Gertraude bei Mutter auf dem Schoß. Sie hörten andächtig leise Musik.  
Ich konnte mir nicht erklären, woher die Musik kam. Da stand ein winziger, viereckiger Holzkasten, ein paar Schnüre hingen daran, und mein Vater hatte zwei Kopfhörer in den

Händen. Wenn man sie dicht an die Ohren hielt, war das Wunder vollkommen. Die Musik war so schön, als wenn Engel singen würden.

### **Von einem Glas Essig**

Mein Vater lag mit schlimmen Schmerzen im kleinen Wohnzimmer auf der Chaiselongue. Er hatte den Kopf zur Wand gedreht und griff immer wieder wie hilfeschend an der Wand hoch, wo ein schmaler Wandteppich hing. Wir Kinder durften nicht zu ihm. Ich zitterte am ganzen Leibe, so leid tat mir mein guter Vater.

Er kam ins Krankenhaus.

„Er hat einen Nierenstein“, sagte man uns Kindern, „und deshalb hat er so große Schmerzen.“ Ich schlich durch die Wohnung. Ich dachte nur noch an meinen Vater. Ein paar Tage später hieß es: „Morgen wird Vati operiert.“

Zur Schule ging ich wie geistesabwesend. Ich war sechs Jahre alt, und für mich waren Krankenhaus und Operation etwas unvorstellbar Schlimmes.

Als ich am nächsten Tage von der Schule nach Hause kam, war meine Mutter fröhlich und sang in der Küche. Ich wäre vor Wut und Kummer darüber am liebsten auf sie losgegangen, doch ich verkroch mich in meine Ecke und weinte.

„Ruth“, hörte ich meine Mutter rufen, „hol mir mal aus der guten Stube ein Taschentuch aus dem Schrank!“ Mit einem bitterbösen Blick auf sie ging ich, das Gewünschte zu holen und schlug die Küchentür hinter mir zu. Plötzlich stand hinter der Tür unserer guten Stube mein Vater! Mit einem Aufschrei flog ich in seine Arme: „Vati!“ ich schluchzte laut, „du bist nicht mehr im Krankenhaus?“ „Wie du siehst, bin ich wieder zu Hause.“

Ich konnte es nicht fassen und ließ mich noch lange von ihm streicheln.

Was war geschehen? Ein Leidensgenosse im Krankenhaus hatte ihm den kuriosen Rat gegeben, ein Glas Essig zu trinken. Erst wollte meine Mutter es nicht wagen, ihm den Essig mit ins Krankenhaus zu bringen. Doch als sie wieder einmal eine Kolik miterleben mußte, holte sie den Essig und gab ihm ein Glas zu trinken. Das Unglaubliche geschah: Eine Stunde vor der angesetzten Operation ging der Stein ab.

Mein Vater trank dann jahrelang täglich literweise Hagebuttentee. Einen Nierenstein bekam er danach nie wieder.

### **Der erste Sohn und Bruder**

Als mein erster Bruder geboren wurde, waren wir Schwestern bereits zu dritt: ich, die Älteste, noch keine 11 Jahre alt, Gertraude 7 und „Peter“ knapp 2.

Die Hebamme kam ins Haus. Die Geburt dauerte viele Stunden. Ich brachte meine beiden Schwestern zu Bett und betete mit ihnen. „Peter“ sprach mit ein wenig Nachhilfe das kurze „Breit aus die Flügel beide, o Jesu, mein Freude ... „. Am Schluß sagte sie aber nicht: „ ... dies Kind soll unverletzt sein“, sondern: „Dies Kind soll unser letztes sein!“

Friedrich, der erste Sohn, wog bei der Geburt 12 Pfund. Unser Vater war glücklich, endlich ein Sohn! Danach kamen noch zwei Söhne, der letzte allerdings sehr viel später.

Und es kam Krieg. Da wir Mädchen nicht in den Krieg mußten und unsere Brüder noch zu klein waren, blieb unsere Familie verschont. Alle 6 Geschwister durften noch lange leben, nur unser geliebter Bruder Hartmut ist inzwischen von uns gegangen.

### **Mutter wird schwer krank**

Nach der Geburt des ersten Sohnes wurde Mutter schwer krank. Fast ein halbes Jahre lang lag sie zu Hause im Bett. Sie wurde mehrfach an der Brust operiert. Vier Kinder und der Vater wollten versorgt werden. Unsere von allen geliebte Tante Friedel aus Nordhausen kam und besorgte eine Zeitlang liebevoll den großen Haushalt. Aber es kam der schlimme Tag, als sie wieder abreisen mußte.

Von nun an war ich, gerade 11 Jahre alt geworden und Schülerin in der Mittelschule, für vieles zuständig. Wenn ich aus der Schule kam, wartete eine Arbeit nach der anderen auf mich. Unsere Mutter dirigierte vom Bett aus den Haushalt.

Eines Tages waren bereits alle im Bett, nur ich nicht. Mein Vater suchte lange, ehe er mich fand: in der Waschküche, eingeschlafen, die Arme im kalten Spülwasser der Windeln. Eine Waschmaschine gab es damals noch nicht.

### **In der Mittelschule**

In der Mittelschule war ich zunächst sehr brav, doch nicht lange. Wir waren albern wie wohl alle Kinder in diesem Alter. Unsere Klassenlehrerin, von uns „Birke“ genannt, kam schnell dahinter, wer die tollen Ideen hatte, die die anderen ausführten. Da hieß es nicht mehr: „Wer war das?“, sondern nur: „Ruth, was hast du da wieder ausgeheckt?“

Einmal war unser Klassenzimmer von innen abgeschlossen. An der Tür hing ein Zettel: Heute Geschichtsunterricht im 3. Stock, Zimmer...

Unser noch sehr junger Geschichtslehrer, der bei jeder Gelegenheit puterrot wurde, stieg also in das dritte Stockwerk hinauf. Als er zu unserer Klasse zurückkam, war die Tür natürlich nicht mehr verschlossen, der Zettel entfernt, und wir saßen alle unschuldig, lieb und brav in den Bänken.

Ein andermal stand der Kartenständer direkt hinter der Klassentür. Unser Geschichtslehrer, der stets mit gesenktem Haupt hereinstürmte, rannte mit dem Kopf den Ständer fast um.

Es regnete in Strömen. Die Klassensprecherin mußte den schwarzen Schirm unserer „Birke“ aus dem Schrank holen. Sie spannte ihn vor unseren Augen auf. Auf den einzelnen Schirmfeldern waren die Buchstaben ihres Vornamens mit weißer Kreide groß hineingeschrieben:

G A B R I E L E . Ein einziges Gebrüll der Klasse begleitete den Aufschrei der „Birke“.  
„Ruth, du stellst dich jetzt unten in den Hof, bis das Geschmiere abgerechnet ist!“

Ich tat, wie mir befohlen - es waren ja meine Idee und meine Ausführung gewesen. Wie gern hätte die „Birke“ alles rückgängig gemacht, denn in den Fenstern der angrenzenden Jungenschule hingen die Schüler und brüllten ununterbrochen in Sprechchören:

„G-A-B-R-I-E-L-E“

Dann aber hatte ich doch über die Stränge geschlagen. Ich war knapp 13, als ich meiner Freundin Evelotte eine erfundene Liebesgeschichte von unserer „Birke“ mit einem unserer Lehrer erzählte. Ich phantasierte von heimlichen Küssen und wollte beide sogar einmal eng umschlungen gesehen haben

Evelotte wurde zur Erpresserin: „Wenn du mir nicht die Schularbeiten machst, erzähle ich deine Liebesgeschichte der ‚Birke‘!“ Was blieb mir anderes übrig: Ich machte ihre Schularbeiten. „Wenn du mir nicht für einen Pfennig Bonbon kaufst, erzähle ich Ich holte die Bonbon aus dem Laden. Das ging so ein halbes Jahr lang. Die Wenns wurden immer gefährlicher, teurer und drohender.

Ich ging zur „Birke“ und beichtete. Evelotte und ich bekamen im nächsten Schulzeugnis eine Note schlechter in „Betragen“ und ich das erste und einzige Mal keine eins. Aber es gab keine Drohungen mehr.

Die „Birke“ wußte, daß ich zu Hause als die Älteste von vier Kindern im Haushalt sehr viel helfen mußte. Oft hatte ich deshalb keine Schularbeiten machen können.

„Komm vor der Stunde zu mir und sag mir, wenn du keine Aufgaben gemacht hast!“

Das ging so ganz gut. Ich ging sehr gern zur Schule und war immer todunglücklich, wenn es Ferien gab. Ich gehörte zu den Klassenbesten, hatte ein gutes Gedächtnis, war im Unterricht aufmerksam und lernte leicht.

Eines Morgens. Die „Birke“ betrat das Klassenzimmer:

„Hefte weg und nicht mehr sprechen! Ich höre jetzt das Gedicht ab, das Ihr für heute lernen solltet.“

„Was für ein Gedicht?“ flüsterte ich meiner Nachbarin zu. „Ruhe dort!“

Also, die erste, gerade meine Nachbarin Christa, mußte nach vorn kommen und das Gedicht aufsagen: „*Astern blühen schon im Garten . ...*“, von Ludwig Gleim, drei vierzeilige Strophen. Christa stotterte erst ein wenig, konnte das Gedicht dann aber ganz gut und bekam eine 2. Die nächste konnte es weniger gut und bekam eine 3. Nach diesen beiden Vorträgen wurde ich aufgerufen. Ich sagte das Gedicht langsam und mit Betonung auf und bekam eine 1. Und das, obwohl ich wirklich völlig vergessen hatte, das Gedicht vorher zu Hause zu lernen.

Niemand wollte es mir glauben. Meine Mitschülerinnen riefen „Streber! Ab sofort hatte ich meinen Spitznamen weg - und wirklich ganz zu Unrecht.

Wir lernten sehr viel bei unserer „Birke“. Sie war streng, aber gerecht. Ihre Geburtsstadt war Metz, und sie sprach deshalb ein wunderbares Französisch, das in meinen Ohren wie Musik klang. Wenn Französisch die erste Unterrichtsstunde war, sprachen wir das Vaterunser gemeinsam auf französisch.

Eines Tages erwischte sie mich beim Ohrläppchen, hielt mich daran fest und sagte: „Warum nur lernst du keine Vokabeln in Englisch und Französisch, wo dir das Lernen so leicht fällt?!“

Meine Antwort kam prompt: „Ich sehe nicht ein, daß ich etwas lernen soll, was ich später nie brauchen werde. Ich werde ja doch nie von zu Hause fortkommen.“

Wenn ich damals geahnt hätte, wie weit ich in die Welt hinauskommen sollte, dann hätte ich mich bestimmt gerade in diesen beiden Fächern besonders angestrengt.

Ich denke noch gern an die Vorweihnachtszeit in der Schule. Vor dem 1. Advent brachte unsere Klassenlehrerin stets eine einfache kleine Holzkrippe mit, die dann bis Weihnachten auf dem Lehrerpult stand. Daneben lagen in einem Körbchen etwa drei Zentimeter lange Strohalmstückchen. An der Schiefertafel stand groß geschrieben: „Wolle nur!“, bloß diese beiden Worte. Wer eine gute Tat vollbrachte, durfte am nächsten Morgen ein Strohalmchen in die Krippe legen. Es war nicht immer leicht, etwas zu finden, das ein Strohalmchen rechtfertigte. Aber wir machten das alle ohne Ausnahme mit viel Eifer und großer Ehrlichkeit. Weihnachten war die Krippe immer bis zum Rand gefüllt mit „guten Taten“.

Gerade die strengen Lehrer mochten und verehrten wir besonders. Sogar unseren Mathematiklehrer Lange, der stets mit dem Lineal durch die Bankreihen ging und ständig jemandem damit auf die Finger klopfte. Mit Vorliebe zog er uns an den Ohren hoch, wenn wir aufstehen sollten. Dagegen waren die Lehrer, die alles mit sich gefallen ließen, denen wir „auf dem Kopf herumtanzen konnten“, für uns unten durch.

Geliebt haben wir unseren Musiklehrer Gerd Ochs. Erstens war er ein schöner Mann, zweitens war er in einem für uns interessanten Alter, so Mitte dreißig, drittens sang er himmlisch und spielte genauso himmlisch mehrere Instrumente. Er gründete die „Singgemeinde“. Man traf

sich einmal in der Woche am frühen Abend zum gemeinsamen Gesang von Volksliedern und Madrigalen. Das war für uns junge Mädchen die schönste Stunde in der Woche. Wir haben gelernt, vom Blatt zu singen, und oft spielte unser Musiklehrer die Gitarre dazu. Er leitete natürlich auch den großen Schulchor und das Schulorchester, in dem ich die Baßflöte spielte. Bei der Schulentlassung gab es beim Abschied von diesem Lehrer heiße Tränen, nicht nur bei mir.

Es war schon die Nazizeit. Auch bei uns Schülern gingen die Meinungen auseinander. Wir hatten in unserer Klasse eine Jüdin, sie hieß Ruth Simon. Sie hatte noch fünf Geschwister und war die Beste im Sport, unschlagbar im IOO-m-Lauf. Wenn sie etwas gegen die Nazis sagte, haben wir anderen nur mit den Achseln gezuckt. Wir interessierten uns überhaupt nicht für Politik.

Wir wurden 1937 mit der mittleren Reife aus der Schule entlassen. Die Kristallnacht war im November 1938, eineinhalb Jahre später.

Niemand aus unserer Klasse wußte, was aus Ruth Simon geworden war. Später, es war schon im Kriege, hörte ich nur, daß ihre Familie mit vielen anderen Juden nach Israel abgeschoben worden wäre. Ich habe meine ehemalige Schulkameradin damals beneidet, daß sie ein so große Reise machen durfte.

### **Der erste Sprung vom 3-Meter-Brett**

Ich beneidete auch meine Schulkameradin Christa, weil sie im Schwimmverein war. Doch das kostete Geld und Zeit außerdem. Aber einmal durfte ich mit ihr gehen. Das Schwimmbad war ein abgegrenztes Teilstück der Saale. Damals konnte man noch in unseren Flüssen baden!

Christa zeigte ihre Künste. Sie sprang vom 3-Meter-Brett. Dann stand ich oben. Christa rief erschrocken:

„Aber du kannst doch noch gar nicht richtig schwimmen!“

„Da mußt du eben aufpassen, daß ich wieder hochkomme!“ und schon sprang ich ab.

Ich kam wieder hoch und fand es herrlich, einzutauchen und von ganz allein mit ein bißchen Strampeln wieder an die Oberfläche zu kommen.

Wie hatte ich schwimmen gelernt? In den großen Sommerferien waren wir drei Schwestern so manchen schönen Tag von morgens bis abends für nur 20 Pfennig Eintritt im Schwimmbad „Am Gesundbrunnen“. Da gab es wie üblich ein großes Becken für Schwimmer und ein kleines für Nichtschwimmer. Um beide herum führte so eine Art Plantschstraße. Wir rasten gar zu gern um die beiden Becken herum. Ich war damals 12 und sollte natürlich auf meine beiden kleinen Schwestern aufpassen. Strengstes Verbot von zu Hause, ja nicht an das große Becken heranzugehen.

Doch Mutter war weit weg. Sie kam mittags an den Zaun und brachte uns etwas zu essen. Eines Tages wurde ich von einem Jugendlichen unbeabsichtigt ins Schwimmerbecken gestoßen. Ein furchtbarer Schrecken! Ich ging unter. Doch blitzschnell kam mir der Gedanke: Du mußt dich retten! Ein paar zappelnde Bewegungen, und schon konnte ich mich am Beckenrand festhalten. Diese Selbstrettungsaktion machte mir so viel Spaß und Mut, daß ich von da an ständig allein in die Tiefe sprang. So lernte ich schwimmen.

### **Schulsausflug ins Leunabad**

Das Leunabad, wunderschön in einem Wald gelegen, war eines der wenigen Bäder mit einem 10-Meter-Sprungturm. Die „Birke“ ermahnte uns:

„Daß mir keiner, der noch nicht schwimmen kann, ins Tiefe geht! Und absolutes Verbot, vom 10-Meter-Turm zu springen!“

Ja, und was machte unsere Klassenlehrerin? Sie zog sich um die Mittagszeit für eine halbe Stunde in ihre Kabine zurück: „Ich brauche meinen kurzen Mittagsschlaf.“

Ich, damals Klassensprecherin, hatte in dieser Zeit „Aufsicht“. Das war leichter gesagt als getan, denn wir waren 35 wilde Gänse.

Kaum hatte sich die Kabinentür hinter unserer „Birke“ geschlossen, bestürmten die anderen Christa und mich: „Ihr seid doch schon vom 10-Meter-Turm gesprungen! Also jetzt keine Feigheit! Los! Rauf!“

„Wir dürfen nicht! Stellt euch mal vor, es passiert etwas!“ „Aber was soll denn passieren?“ Hin und her, her und hin. Jeder versprach feierlich mit Handschlag, nichts zu verraten. Und dann standen wir zwei auf dem 10-Meter-Turm. Wir sprangen ins kühle Naß! Es war übrigens tatsächlich sehr kühl, denn damals gab es noch keine beheizten Schwimmbäder.

Ich tauchte wieder auf. Alles in Ordnung. Mucksmäuschenstill. Christa tauchte auf. Ein einziger Schrei aus 35 Kehlen! Christa kam ohne Badeanzug an die Oberfläche, der war beim Aufprall aufs Wasser auseinandergesetzt. Schon stand die „Birke“ in der Tür ihrer Kabine

### **Kopfsprung von der Kasseler-Damm-Eisenbahnbrücke**

Ich war wieder einmal mit meinem kleinen Kinderfahrrad von zu Hause ausgerissen. Das Schwimmzeug hatte ich natürlich dabei. Halt am Saale-Kanal unterhalb der Eisenbahnbrücke Richtung Kassel. Da einmal runterspringen! Warum eigentlich nicht? Ich war ja ganz allein. Im Nu war ich umgezogen. Ich kletterte auf die Brücke und sprang mit Kopfsprung in die Saale. Ganz stolz und mit mir zufrieden kletterte ich wieder ans Ufer.

Doch da erwartete mich eine böse Überraschung! Ein Bahnbeamter, der mein Hinterteil tüchtig bearbeitete. Ich schrie erbärmlich. „So, jetzt bringe ich dich zu deiner Mutter und erzähle ihr, daß du hier runtergesprungen bist. Hier ist die Saale doch ganz flach! Es ist ein Wunder, daß du dir den Kopf nicht eingeschlagen hast!“ Ich war sehr erschrocken, konnte aber mit meinem Fahrrad entkommen. Seitdem bin ich nie wieder in ein unbekanntes Naß gesprungen.

### **Das doppelte Fahrtenschwimmen**

Ein großes Ereignis für Halle: Doppeltes Fahrtenschwimmen die Saale abwärts vom Startplatz Böllberg im Süden der Stadt bis nach Kröllwitz! Jeder bis zum Alter von 20 Jahren durfte an diesem Sportfest teilnehmen. Wie viele Kilometer es genau waren, weiß ich nicht mehr, ich erinnere mich nur, daß wir eineinhalb Stunden ohne Unterbrechung durchschwimmen mußten.

Christa und ich sowie ein paar andere aus der Klasse waren natürlich auch unter den über 100 Teilnehmern. Rechts und links, vorn und hinten von den Schwimmern fuhren Boote, um die aufzunehmen, die nicht mehr weiter konnten. An den Ufern - es war ein Sonntag - drängten sich die Menschen, um die Schwimmer anzufeuern.

Das letzte Stück bis zur Krollwitzer Brücke war ein regelrechter Triumph für uns Schwimmer, die bis zum Schluß durchhielten. Wir erreichten das Ufer. Ein bißchen wacklig auf den Beinen und von oben bis unten schmutzig von der aufgewühlten Saale.

Aber wir waren stolz und glücklich!

### **Mehr als bescheiden**

Das Essen war damals eigentlich immer knapp. Wir Kinder hatten stets Hunger. Nur samstags gab es ein Leberwurstbrot, sonst wurde mit Wurstfett, das pro Pfund 25 Pfennige kostete, oder mit Marmelade bestrichen. Auch mein Schulfrühstück war meist ein Marmeladenbrot. Aber ich hatte eine Klassenkameradin Marga - sie lebt schon lange nicht mehr - , eine Fabrikantentochter. Sie war ganz versessen auf mein durchgeweichtes Marmeladenbrot. Im Tausch bekam ich dafür ein gut belegtes Wurstbrot von ihr.

### **Reiche Geburtstagsfeier**

Meine Schulfreundin Helga war ein Einzelkind. Jedes Jahr zu ihrem Geburtstag wurde ein großes Fest gefeiert, zu dem fast die ganze Klasse eingeladen war. In meinen Augen war Helga sehr, sehr reich. Aber ich war deshalb nicht neidisch auf sie, denn sie war allein und hatte keine Geschwister. Es gab immer die feinsten Kuchen und belegte Schnitten, und jeder

durfte essen, soviel er wollte. Dann tobten wir in dem parkähnlichen Garten meiner Freundin umher. Da waren uns kein Baum und kein Zaun zu hoch oder doch?

Einmal blieb ich beim Überklettern am Zaun hängen und riß mir eine gewaltige Dreiangel in mein gutes Kleid. Ich war zu Tode erschrocken und weigerte mich, nach Hause zu gehen. Ich hatte Angst. Alle 20 Mädels brachten mich heim, immerhin ein Fußweg von einer halben Stunde. Sie bettelten meine Mutter, mich nicht zu bestrafen.

Mutter hat tagelang nicht mit mir gesprochen.

### **Strafen**

Ich habe es meiner Mutter bestimmt nicht leicht gemacht. Ich wollte und konnte aber nicht verstehen und begreifen, daß meine knapp vier Jahre jüngere Schwester so gar nichts zu Hause helfen mußte. Es hieß immer nur: Sie ist anfällig und muß geschont werden.

Weil ich mich widersetzte, wurde ich oft bestraft. So gab es neben Schlägen von unserer Mutter auch Essensentzug, meistens wurde das Abendbrot gestrichen. Das war hart.

Oder ich wurde auf dem Boden eingeschlossen. Das ertrug ich gern, weil ich da ein Buch versteckt hatte. Nicht selten brachte mir meine jüngste Schwester „Peter“ - trotz Jungensnamen war sie ein Mädchen, aber sie wurde nun mal so genannt - heimlich die Hälfte ihrer aus zwei zusammengeklappten Schnitten bestehenden Abendration nach oben.

Doch Hunger macht erfinderisch. Wir hatten bald herausgefunden, wo der Speisekammerschlüssel versteckt war. Es dauerte eine Weile, bis unsere Mutter dahinter kam.

### **Die Freude des Teilens**

Unser Vater war sehr bescheiden. Ab und zu gab es nur für ihn etwas Fleisch zum Mittagessen, kleingeschnitten, weil er es nicht selber zerschneiden konnte. Beide Hände waren verstümmelt, im Ersten Weltkrieg hatte eine Granate vor Verdun seine Hände zerrissen. Vater sah unsere begehrliehen Blicke. „Mutti, bitte hole mir ein Glas Wasser.“

So erreichte er, daß unsere Mutter in die Küche ging. In der kurzen Zeit ihrer Abwesenheit steckte er jedem von uns ein Stückchen Fleisch in den Mund und strahlte übers ganze Gesicht, wenn Mutter zurückkam und ihm vorhielt: „Du hast ja schon wieder dein Fleisch verteilt!“

Bei jeder Mittagsmahlzeit fragten wir Kinder: „Gibt es noch mehr?“

Wenn Mutter bejahte, dann hatten wir schnell unsere Teller leer und baten um einen Nachschlag. Wenn Mutter den Kopf schüttelte, aßen wir ganz langsam und bedächtig unseren Teller leer.

### Erholsamer Anblick

Gegenüber von uns wohnte eine unglaublich dicke, verwitwete Frau, sie hieß Frau Recke. So manches Mal klingelte ich bei ihr und setzte mich wortlos ein paar Minuten auf einen Schemel in ihre Küche. „Nun, Ruth, was hast du auf dem Herzen?“

„Eigentlich nichts. Ich möchte nur mal wieder eine schön aufgeräumte Küche sehen!“

Trotz mancher unangenehmer Erfahrungen machten wir unserer Mutter auch gern eine Freude. War sie einkaufen gegangen, putzten meine jüngste Schwester und ich die Küche blitzblank, wischten naß auf, bohnerten ein und neben den Boden mit dem Bohnerbesen glänzend. Bei mehreren Kindern konnte es nicht immer so sauber aussehen wie bei Frau Recke. Unsere Mutter lobte uns immer sehr, wenn sie wieder nach Hause kam.

### Großereignis in Schkeuditz

„Ein dreimotoriges Flugzeug landet in Schkeuditz ... „, so stand es in der Zeitung. Das Flugzeug kam aus Rom und sollte Samstag nachmittag gegen 16 Uhr auf dem Flughafen Schkeuditz bei Leipzig zwischenlanden. Es war im Jahre 1932 und ein heißer Herbsttag. Mein Bruder Friedrich war gerade ein halbes Jahr alt, unsere Mutter wieder gesund.

„Ich fahre mit dem Fahrrad nach Schkeuditz, um das große Flugzeug zu sehen. Kommst du mit?“ fragte Vater. Da gab es kein Überlegen. Mittags ging's los. Wir hatten etwas mehr als 20 Kilometer zu radeln, und ich auf meinem Kinderfahrrad.

Aber was war denn nur auf den Straßen los? Ganz Halle und Umgebung schienen unterwegs zu sein. So viele Menschen auf einmal hatte ich noch nie gesehen. Die Landstraße nach Leipzig war völlig verstopft: Autos, Fahrräder, Pferdefuhrwerke und dazwischen endlos viele Menschen zu Fuß. Alles strömte in dieselbe Richtung nach Schkeuditz, nur um dieses Flugzeug zu sehen. Über der Landstraße lag eine dichte Staubwolke.

Als wir nach Stunden ankamen - unterwegs hatten wir noch eine Reifenpanne und mußten flicken -, standen die Menschen in dichten Mauern um den Flugplatz herum und warteten geduldig, bis die Maschine mit einer Stunde Verspätung landete. Zigtausend starrten in den Himmel und genossen das Ereignis des Tages. Danach wälzte sich der Menschenstrom wieder heimwärts.

### „Daß du dich schämen mußt!“

Jeden Samstag war Badetag. Immer gleich zu zweit in eine Wanne, die Mädchen für sich und die Jungens danach ebenfalls für sich. Kurz nach meinem 12. Geburtstag sagte meine Mutter zu mir: „Von jetzt ab wäschst du dich allein, denn du bist nun so alt, daß du dich schämen mußt.“ Ich saß also allein in der Badewanne. Natürlich habe ich mich nicht gewaschen,

sondern nur darüber nachgedacht, warum ich mich schämen müßte. Nach mir ging mein Vater ins Bad. Mutter hatte frische Wäsche für ihn auf dem Arm und klopfte an die Badezimmertür: „Vati, häng dir mal den Bademantel um, ich bringe dir die Sachen!“ Mußte Vati sich auch schämen?

### **Die erste große Radtour**

Ich war 12 Jahre alt und hatte immer noch mein Kinderfahrrad. Wir rasten mit Vorliebe durch die Straßen unserer Siedlung. Damals war das noch ungefährlich, denn wann kam schon mal ein Auto? Große Ferien. Volle vier Wochen keine Schule. Leider! Doch diesmal sollten es tatsächlich Ferien werden. Ich bettelte: „Ich möchte so gerne nach Nordhausen zu Tante Friedel und zu unserer Oma.“ Ich ließ nicht locker.

Eines Abends winkte mir mein Vater zu und flüsterte mir ins Ohr: „Wie wär’s, wenn wir mit den Fahrrädern hinfahren. Ob du das schaffst?“

O, wie war ich begeistert! Nun gab es nur noch diesen einen Gedanken. Und es wurde Wirklichkeit! Wenige Tage später stieg ich auf mein Kinderfahrrad, mein Vater lud ein Kofferchen mit ein paar Sachen für mich hinten auf sein Rad.

89 Kilometer bis nach Nordhausen. Auf halber Strecke kamen wir durch Eisleben. Wir mußten die Räder einige Kilometer bergauf schieben. Es war der einzige echte Berg auf unserer Fahrt. Dann ging es herrlich bergab.

Als es dämmrig wurde und in den Vororten von Nordhausen die ersten Lichter aufflammten, konnte ich nicht mehr. Doch mein Vater hatte vorgesorgt: Mit einem festen Strick band er mein Fahrrad an und zog mich die letzten Kilometer bis zum Häuschen unserer Lieben in Nordhausen.

Gerne, sehr gerne waren wir Kinder dort in den Ferien. Unsere Tante Friedel konnte ausgezeichnet nähen, und wir kamen nie ohne ein neues Kleid wieder nach Hause.

Die Rückfahrt machte ich mit der Bahn und fuhr dabei erstmals allein mit dem Zuge. Mein Vater war bereits am Tage nach unserer Ankunft wieder nach Hause gefahren, mit dem Fahrrad natürlich.

## NAZIZEIT

### **Die „neue“ Zeit**

Hitler hatte die Macht ergriffen. Es wurde wenig darüber gesprochen. Doch die Gefahr für meinen Vater, auch arbeitslos zu werden, war vorbei. „Vielleicht“, so sagte mein Vater einmal, „kriegten wir Deutschen doch noch mal einen Kaiser.“

Der 1. Mai kam. Alles, was laufen konnte, traf sich bei den großen Aufmärschen, ich nun schon in Jungmädelkleidung. Ich war begeistert dabei, wir durften mal von zu Hause fort in den Sing- und Spielkreis oder zum Sport. Wie waren wir stolz, mitmarschieren zu dürfen, und wie haben wir in der dünnen weißen Bluse gefroren beim stundenlangen Stehen während der Kundgebung, als es auch noch zu schneien anfang.

### **Gefährlicher Übermut**

In unserer Nachbarschaft war ein Spielplatz, ringsherum große Wohnblöcke. Dort tobten wir lauthals bei jeder Gelegenheit. Oft wurde aus den Fenstern geschimpft, weil wir zu laut waren. Eines Tages „rächten“ wir uns. Ich hatte wieder einmal eine Idee.

Mit der ganzen Hand drückte ich auf sämtliche Klingeln eines Hauses, dann rief ich in das Treppenhaus hinein: „Heute nachmittag 15 Uhr spricht Dr. Goebbels auf den Brandbergen!“ Schon waren wir beim nächsten Wohnblock und posaunten die Neuigkeit in die Hausflure.

Am Nachmittag strömten die Menschen zu den Straßenbahnen. Sogar Sonderwagen wurden eingesetzt. Damals war es nun mal so, daß die Menschen begeistert an solchen Kundgebungen teilnahmen. Doch auf den Brandbergen - eine halbe Stunde Fahrzeit mit der Straßenbahn - war nichts los. Wir Mädels hielten dicht, niemand hat erfahren, daß wir die Übeltäter waren.

Eine besondere Vorliebe hatten wir für „Verschiebungen“. Die Obst- und Gemüseboxen vor den kleinen Tante-Emma-Läden wechselten immer wieder den Standort. Nach der Mittagspause standen sie mal vor dem Bäcker- und mal vor dem Metzgerladen.

### **Zum Pilzesuchen in die Dübener Heide**

Ein großes Fest für uns Kinder war es jedesmal, wenn unser Vater sagte: „Morgen fahren wir wieder zum Pilzesuchen in die Dübener Heide!“ Natürlich mit den Fahrrädern Vater hatte auf seinem Rad einen riesigen alten Koffer, wir Kinder bekamen zum Suchen kleine Taschen und Körbchen. In dieser schönen, stillen Heide angekommen, schwärmten wir auf Rufweite aus. Wir kannten alle Pilze recht gut.

Trotzdem hat unser Vater jeden einzelnen Pilz untersucht, ehe unsere Funde im Koffer verschwanden. Jeder, der einen Pilz im Wald fand, rief ein lautes „Ha!“, und so tönte bald durch den Wald von allen Seiten dieses frohe „Ha!“. Jedesmal war unser großer Koffer randvoll von Pilzen, die dann eingekocht wurden.

Ein einziges Mal übernachteten wir draußen in der Dübener Heide. Wir hatten uns verspätet und noch eine Radpanne, als es schon dunkel wurde. Dicht an Vater gedrängt, suchten wir bei ihm Geborgenheit. Es wurde in der Nacht doch empfindlich kühl. Aber es war ein unvergessenes Abenteuer für uns alle.

### **Bruder Friedrich in großer Gefahr**

Hinter unserem Hausgarten am Schwimmerweg waren Grünanlagen, abgegrenzt durch einen niedrigen Zaun, den wir Kinder aber mit Leichtigkeit überwandten. Dort konnte man in den Büschen so schön Verstecken spielen.

An einem Spätsommertag kam Friedrich, etwa dreieinhalb Jahre alt, nach Hause. Er torkelte in die Küche, verdrehte die Augen und fiel plötzlich um. Schnell griff meine Mutter zu, rüttelte ihn und schrie ihn an: „Was hast du gegessen?!“

Aus seinem Mund tröpfelte noch grüne Flüssigkeit. Friedrich konnte nur stammeln: „... grüne Bohnen, dort“, und er zeigte mit dem Finger in irgendeine Richtung.

„Schnell“, sagte Mutter zu mir, „hole sofort Dr. Piper!“

Das war unser Hausarzt, er wohnte am unteren Ende unserer Straße. Inzwischen hatte Mutter unserem Bruder warme Milch zu trinken gegeben. Er erbrach. Dr. Piper kam. Friedrich hatte Goldrutenschoten gegessen. Es hätte tödlich ausgehen können. Mutter mußte einen starken Kaffee kochen und unserem kleinen Bruder löffelweise einflößen, denn sein kleines Herz schlug sehr schwach.

Etwas recht Sonderbares ist noch zu erzählen: Dr. Piper hatte vier oder fünf Kinder, und alle wurden mit je sechs Fingern geboren.

### **Mein Vater**

Mein Vater war ein sehr gescheiter und attraktiver Mann, doch er war behindert. Durch seine Verwundung im Ersten Weltkrieg konnte er sich nicht einmal selbst die Schuhe zubinden. Deshalb war er auch im Haushalt nie eine Hilfe. Aber die Männer dieser Generation haben das in der Regel sowieso nicht getan.

Vater liebte seinen Garten, er züchtete die schönsten Blumen, sammelte und kreuzte Samen, und er arbeitete mit diesen verkrüppelten Händen noch viel im Garten.

Und dann malte mein Vater leidenschaftlich gern, mit Ölfarben oder auch Aquarell. Er klemmte den Stift bei Federzeichnung oder den Pinsel einfach zwischen die kaputten Finger. Viele Blumenbilder von ihm hängen heute noch in meiner Wohnung.

Und er liebte die Musik. Was er im Radio hörte, konnte er mit seinen gelenklosen Fingern sofort richtig nachspielen, obwohl er nie eine Stunde Musikunterricht bekommen hatte. Seine Chöre leitete er mit Begeisterung. Jede freie Minute las er. Was er las, war in seinem Gedächtnis gespeichert. Man konnte ihn jederzeit etwas aus allen Wissensgebieten fragen, er wußte es. Wir machten uns als Kinder den Spaß, aus dem Atlas ein kleines Flößchen herauszusuchen. Vater wußte, wohin dieser Fluß gehörte. Einmal - es war natürlich sehr viel später - unterhielt er sich mit dem Verlobten meiner jüngsten Schwester. Georg hatte schon zwei Semester Geologie studiert. Die beiden Männer unterhielten sich über Georgs Fachgebiet. Ich höre ihn noch heute zu meinem Vater sagen: „Ich gebe es auf, du weißt doch mehr als ich!“

Die Liebe zu den Büchern habe ich von meinem Vater geerbt. Für mich sind Bücher noch immer das Faszinierendste, was es gibt. Doch in meiner Kindheit hatte ich keine Zeit zum Lesen, weil ich so viel helfen mußte. Deshalb griff ich damals wieder zu einer List. In der Toilette war ein Buch versteckt. Da konnte ich mich einschließen und immer wieder mal ein paar Seiten lesen. Ein anderes Buch lag in der oberen Etage versteckt, und ich las darin, wenn ich nachmittags ganz schnell die sieben Betten gemacht hatte; ein drittes Buch lag auf dem Boden.

Einmal nahm mein Vater mich, die Älteste, zur Seite: „Ich habe eine Gehaltserhöhung bekommen, aber Mutti soll nichts davon wissen. Versprichst du mir das?“

Wie gern ich das versprach. Nun hatte er doch auch mal Taschengeld für sich und mit mir ein Geheimnis. Und was machte er mit dem zusätzlichen Geld? Er kaufte zum nächsten Weihnachtsfest für jeden von uns ein kleines Geschenk! So erfuhr unsere Mutter doch noch, daß er mehr Geld verdiente. Ab Januar lieferte er wieder treu und brav alles ab.

Die ganze Familie war auch in der Kleidung sehr anspruchslos. Mutter kannte ich nur mit einer Schürze. Vater merkte natürlich auch nicht, wenn es mal nötig gewesen wäre, etwas Neues zu kaufen. Einmal wollte er unserer Mutter wohl etwas Nettes und Liebes sagen:

„Du hast heute aber ein hübsches Kleid an. Ist das neu?“ Mutter war wie versteinert:

„Neu?“ Sie hob ihren Arm hoch. „Da sieh mal, wie oft ich das Kleid schon geflickt habe!“

Mein Vater war gelernter Gärtner und Botaniker. Aber wegen seiner Kriegsverletzung mußte er den Beruf wechseln. Er wurde Lohnbuchhalter bei der Maschinenfabrik Dehne in Halle. Er stand dort die vielen Stunden täglich am Schreibpult. Zweimal in der Woche brachte ich ihm

mittags warmes Essen. Diese Stunde Mittagspause mit ihm waren für mich die schönsten Stunden in der Woche. Gleich nach dem Essen wurde Schach gespielt, nicht nur mit meinem Vater.

Einmal hatte er tatsächlich eine Freundin. Ich weiß nur noch, daß sie Martchen hieß und Schneiderin war. Meine Mutter zeigte in dieser Lage wahre menschliche Größe. Sie wußte davon, hatte unendliche Geduld und machte unserem Vater keine Vorwürfe. Wir Kinder hörten jedenfalls kein böses Wort zwischen unseren Eltern. Für unsere Mutter war die Familie ihr Ein-und-alles. Sie brachte es fertig, diese Frau als Hausschneiderin eine Woche in unserer Familie zu beschäftigen. Damit wollte sie unserem Vater zeigen, daß sie ihm vergeben hatte.

### Der erste Kuß

Ein Winter mit viel Schnee war in Halle an der Saale eine Seltenheit. Doch in diesem Winter waren die Schlitten täglich im Einsatz. Meistens mußten wir älteren die jüngeren Geschwister durch den Schnee ziehen. Aber einmal durfte ich mit meiner Schulfreundin Irmgard allein fort. Wir scheuten nicht den weiten Weg bis zu den Brandbergen, um die Schlitten endlich einmal richtig sausen lassen zu können; denn um Halle herum gibt es sonst keine Berge.

Es war ein herrlicher freier Tag, bergauf und bergab ohne eine Pause. Als es dunkel wurde, lag noch eine Stunde Heimweg vor uns. Nie hätten wir daran gedacht, etwa mit der Straßenbahn zu fahren. Das hätte 15 Pfennige gekostet! Außerdem bekamen wir als Schulkinder kein Taschengeld.

Nun doch etwas müde, trotteten wir zwei Schulmädchen, beide gut 14 Jahre alt, dahin. Zwei junge Soldaten kamen uns gerade recht. „Zieht Ihr uns ein Stückchen?“ fragten wir keck.

Schon saßen wir auf den Schlitten und genossen das mühelose Dahingleiten über den Schnee. Anfangs ging es recht flott vorwärts, doch dann blieb mein Schlitten hinter dem meiner Freundin zurück. Mein junger Kavalier zog mich plötzlich vom Weg ab hinter einen Baum. Ich sagte noch ganz ahnungslos: „Hier liegt doch kaum noch Schnee.“

Schon hielt der Schlitten an, und gleich darauf war es passiert: der erste Kuß. Meine Reaktion war vielleicht etwas ungewöhnlich - oder aber auch völlig normal für die damalige Zeit: Ich antwortete mit einer Ohrfeige, nahm die Leine meines Schlittens und rannte davon. Wo aber war meine Freundin geblieben? Ich sah sie an diesem Abend nicht mehr wieder.

Atemlos kam ich nach Hause. Meine Mutter sah mich fragend an. Ich sagte: „Ich bekomme ein Kind.“

Ich sehe heute noch das entsetzte Gesicht meiner Mutter deutlich vor mir. Sie schickte mich sofort ohne Abendbrot ins Bett - und ich hatte doch solch einen Bärenhunger! Mehrere Tage

durfte ich an keiner gemeinsamen Mahlzeit teilnehmen. Mein Vater sollte mich nicht sehen. O, wie war ich unglücklich. Meine Schwester „Peter“ fragte mich mehrmals, was eigentlich los sei. Ich konnte nur antworten: „Ich weiß es nicht.“

Doch endlich nahm mich meine Mutter beiseite: „So, nun erzähle mir bitte, wie das passieren konnte.“

Ich erzählte wahrheitsgemäß den Vorgang bis zum ersten Kuß. „Und dann?“

„Dann habe ich dem Soldaten eine Ohrfeige gegeben und bin weggelaufen.“

„Und dann?“ Ich sah meine Mutter nur erstaunt an, als sie fortfuhr: „Und dann hat dich der Mann eingeholt und - Doch ich unterbrach sie: „Mich eingeholt? Nein, ich kann doch rennen!“ Das klang sicher auch ein wenig stolz.

Meine Mutter schwieg, schaute mir in die Augen und sagte mit einem tiefen Seufzer:

„Aber Ruth, dann kriegst du auch kein Kind!“ Ich gab mich noch nicht zufrieden:

„Bitte, Mutti, sag mir doch, wie bekommt man ein Kind?“

„Das erfährst du später, jetzt bist du noch zu jung dazu.“

Traurig ging ich davon. Ich bestellte mir ein paar Wochen später postlagernd ein Buch: LIEBE UND EHE. Ich versteckte es in einem ausgedienten Kanonenofen auf dem Boden und las es heimlich im Bett. Aber verstanden hatte ich es doch nicht.

### **Unglücklicher Alltag**

Ich hatte für mich keine freie Minute. Mutter legte sich immer nach dem Mittagessen ein Stündchen nieder. Ich konnte das nicht begreifen und war deshalb oft böse auf sie. Gewiß, sie stand morgens lange vor uns Kindern auf, arbeitete auch vormittags im Garten, mußte kochen ... . Und dann war sie eben müde.

Meine Mutter war damals 37 Jahre alt. Wir waren inzwischen fünf Geschwister geworden. Wenn ich von der Schule nach Hause kam, mußte ich nach dem Essen Berge von Geschirr abwaschen und sämtliche Betten richten. Erst danach konnte ich an meine Schulaufgaben denken. Eines Tages entdeckte ich im Nachttischchen meiner Mutter Pralinen. Sollte ich oder sollte ich nicht? Ich nahm ein Konfekt. So etwas Köstliches hatte ich noch nie gegessen. Ich bediente mich immer mal wieder. Mutter sagte nie ein Wort darüber. In der Nachbarschaft wohnte eine ältere Frau allein ohne Familie. Fast täglich ging meine Mutter nach dem Mittagsschlaf zu Frau Simon und bekam immer eine Tasse „guten“ Bohnenkaffee. Doch wenn Vater von der Arbeit kam, war sie wieder zu Hause. Unsere Familie bekam eines Tages fremden Zuwachs. In unserer Straße, im Schwimmerweg, gab es ein paar Häuser weiter einen großen Krach, und Oma Weinrich wurde auf die Straße gesetzt. Meine Mutter nahm sie auf.

Oma Weinrich gehörte nun zu unserer Familie. Sie löste mich abends beim Strümpfestopfen ab und half auch sonst in der Küche.

### **Schulentlassung**

1937 wurde ich aus der Schule entlassen. Es war auch das letzte Schuljahr für unsere Klassenlehrerin. Die „Birke“ wurde mit 50 Jahren vorzeitig pensioniert. Weil sie von Kind an offene, nässende Hände hatte -verursacht, weil sie unter dem Röntgenapparat vergessen worden war -trug sie immer und überall Handschuhe.

Einige meiner Mitschülerinnen wechselten zum Lyzeum (heute Gymnasium), das 20 RM Schulgeld im Monat kostete. Ich war auf diese Schulkameraden neidisch. Die „Birke“ war die erste, die zu meinen Eltern kam:

„Rudi sollte weiter zur Schule gehen und das Abitur machen. Keiner schreibt so gute Aufsätze wie Ihre Tochter!“

Die Klasse wählte jeweils unter drei vorgelesenen Aufsätzen den besten heraus. Erst dann wurde der Name genannt und dieser Aufsatz in ein besonderes Buch geschrieben. Mein Vater war nachdenklich: „Es geht nicht, daß Ruth weiter zur Schule geht. Wir haben fünf Kinder, und wichtig ist doch wohl, daß die Söhne einmal studieren.“ (Mein jüngster Bruder, das sechste Kind der Familie, war noch nicht geboren)

Ebenso kam die Sportlehrerin, Fräulein W., zu den Eltern. Sie hätte es gern gesehen, daß ich Sportlehrerin geworden wäre, aber auch dafür hätte ich weiter zur Schule gehen müssen. Und unser Musiklehrer hatte das gleiche Anliegen an meine Eltern. Doch es war für mich bereits anders entschieden. Ich fing als kaufmännischer Lehrling bei der Industrie- und Handelskammer an.

Erst sehr viel später habe ich einiges nachgeholt. Nach einem Fernstudium an der Autorenschule in Hamburg schreibe ich Kurzgeschichten für Zeitungen und Zeitschriften und veröffentlichte bisher mehr als 190 Reiseseiten mit Fotoaufnahmen im örtlichen Sonntagsblatt. Die Sportlehrerin hatte nach Jahren ihre helle Freude, als sie erfuhr, daß ich bei der deutschen Nationalmannschaft gelandet war. Und mein Musiklehrer? Er gratulierte mir sehr herzlich mit der Anrede „Liebe Kollegin“, als ich - wenn auch erst 50-jährig - bei der Kirchenmusikschule in Esslingen die Organisten- und Kantorprüfung bestanden hatte.

### **Umzug nach Naumburg an der Saale**

Mein Vater kaufte trotz noch vieler Schulden ein wunderschönes Haus mit einem großen Garten in Naumburg an der Saale. Es war ein sehr günstiger Kauf.

Dieses Haus hatte ein bekannter Architekt der Stadt für sich selber gebaut. Er veruntreute dann aber Gelder und mußte das Haus aufgeben. Es gab fünf Bewerber, alles Schwerkriegsbeschädigte. Das Los entschied: Wir zogen ein.

Mein Vater arbeitete bei der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) und hatte die schöne Aufgabe, als „politischer Leiter“ im Kreis Halle Merseburg Kindergärten einzurichten. Es war eine Aufgabe, für die er sich ganz einsetzte. Eine Zeitlang arbeitete ich bei ihm als Stenotypistin im Büro der NSV.

Nach dem zweiten Weltkrieg bekam er dafür seine Strafe. Fünf Jahre mußte er von der Familie getrennt - nur alle vier Wochen durfte er übers Wochenende nach Hause - im Uranbergbau in Aue im Erzgebirge arbeiten. Weil er mit seinen kaputten Händen diese Arbeit nicht leisten konnte, wurde er dort als technischer Zeichner eingesetzt. Er lebte in einer Baracke, primitiv eingerichtet, mit vielen anderen Strafversetzten zusammen. Ich habe ihn in Aue einmal besucht.

Ich bekam bald eine besser bezahlte Stelle in Bad Kösen. Nun mußte ich allerdings täglich 20 Kilometer mit dem Fahrrad fahren, und dies bei Wind und Wetter. Hinter Schulpforta - hier war in der Nazizeit eine Napola = Nationalsozialistische Erziehungsanstalt - mußte ich 20 Minuten lang einen Berg hinaufschieben; eine Gangschaltung am Fahrrad gab es damals noch nicht.

Kam ich nach einem Arbeitstag nach Hause - ich arbeitete 48 Stunden die Woche im Büro in einer Matratzenfabrik -, wartete wie eh und je viel Arbeit auf mich. Ich war oft richtig verzweifelt und fiel jeden Abend todmüde ins Bett.

Wochenlang hatte ich eine hochinteressante Beschäftigung auf meiner neuen Arbeitsstelle. Der Schwiegersohn war mit seiner Familie auf Heimaturlaub aus dem ehemaligen Deutsch-Ost-Afrika. Er hatte in der Nähe von Daressalam eine Farm. Nun diktierte er mir einen langen Bericht über Land und Leute in Afrika, mit herrlichen Fotos ausgeschmückt.

Da kam mir wieder einmal eine Idee. Ich belog meine Mutter und sagte ihr, im mußte vorübergehend samstags auch bis 17 Uhr arbeiten und nicht wie bisher nur bis 13 Uhr. Ich hatte plötzlich Freizeit! Ich fand auf der Höhe des Berges bei Schulpforta ein herrliches Aussichtsplätzchen, packte samstags eine Handarbeit und natürlich ein Buch in meine Tasche und genoß nach Dienstschluß diese Freistunden. Der Himmel fand meine Entscheidung wohl auch in Ordnung, denn es ist mir nicht erinnerlich, daß auch nur einmal der Regen einen Strich durch meine Rechnung gemacht hätte.

## Scharlach

Eines Tages wurde „Peter“, meine kleine Schwester, sehr krank. Scharlach! Sie lag ganz für sich im kleinen Wohnzimmer im Bett. Es war uns anderen Kindern verboten, zu ihr zu gehen. Doch bei jeder Gelegenheit, wenn Mutter etwa einkaufen war, saß ich an ihrem Bett. Unsere Schwester Gertraude hatte Angst, sich anzustecken, blieb an der offenen Tür stehen und ging keine Schritt weiter. Doch eigenartigerweise wurde nicht ich, sondern ausgerechnet sie krank. Nun lagen zwei von uns mit Scharlach im Bett. Ins Krankenhaus kam man damals wegen dieser Krankheit nicht.

Doch mich erwischte eine andere „Krankheit“. Ich wog mit 16 Jahren nur 40 Kilogramm. Das war zu wenig. Der Arzt verordnete eine Sahnekur. Schweren Herzens kaufte unsere Mutter die teure Sahne für mich. Nun gab es auf jedes Marmeladenbrot für mich Schlagsahne. Zuerst war das herrlich, aber bald mochte ich keine Sahne mehr. Ich wurde richtig krank und lag mit Fieber im Bett. Der Arzt mußte kommen, konnte aber nichts feststellen. Als er ging, fragte er noch so nebenbei: „Wann war denn der letzte Stuhlgang?“

Keine Ahnung, das war schon einige Tage her. Tabletten halfen nicht, nicht einmal ein Einlauf. Der Magen wurde ausgepumpt, und ich nahm noch mehr ab. Nun wußte Mutter einen besseren Rat. Sie kochte jeden Morgen Haferflockensuppe. Langsam nahm ich zu.

## Der zweite Ausbruchsversuch: freiwilliger Arbeitsdienst

Ich meldete mich freiwillig zum Arbeitsdienst. Im Frühjahr 1939 kam meine Einberufung, obwohl ich noch keine 18 Jahre alt war. Am 1. März mußte ich in der Nähe von Stendal in einem Arbeitsmaidenlager sein. Welch ein Ereignis!

Der große Sprung in die Freiheit stand bevor. Aber so groß war die Freiheit dann gar nicht. Gewiß, ich denke gern daran zurück. Wir waren ein bunter Haufen von 45 Mädchen, wir schliefen in Baracken, je 20 in einem Raum! Immer zwei Betten übereinander. Der Tag begann um 6 Uhr morgens mit dem Hissen der Hakenkreuzfahne in der Mitte des Lagers. Wir mußten mit erhobenem Arm die Fahne grüßen. Nach einem gemeinsam gesungenen Lied begann unser Arbeitstag. Die meisten von uns waren Bauern in der Umgebung zugeteilt, andere mußten das Lager sauber halten. Die Feldarbeit und die Arbeit in den Ställen waren schwer und ungewohnt, aber wir waren ja jung. Jeder mußte seine Sachen tadellos in Ordnung halten, wehe, wenn ein Spind, dieser kleine schmale Schrank, beim Appell auch nur die kleinste Unordnung aufwies. Sofort gab es zusätzliche Arbeit als Strafe. Die Kameradschaft unter uns Mädchen war außerordentlich gut. Abends, wir kamen immer todmüde ins Lager zurück, hörten wir noch Vorträge über Körperhygiene, Gesundheitsfürsorge, Erste Hilfe. Es wurde

mit Blockflöten und anderen Instrumenten musiziert und viel gesungen. Um 22 Uhr mußten alle in den Betten liegen. Das fiel uns gar nicht schwer.

Eines Tages durfte vormittags niemand das Lager verlassen. „Was ist los?“ rätselten wir. Außerplanmäßig wurde eine Sportstunde angesetzt. Eine höhere Führerin vom Reichsbund für Sport aus Berlin war gekommen, sie wollte uns beim Sport beobachten. Wenige Tage später wurde ich zur Lagerleitung gerufen:

„Ruth, Sie sind ausgewählt worden und müssen nächsten Montag zur Sportschule nach Eckartsberga reisen.“

Ich glaubte zu träumen, doch dann wurde es schnell wahr. Eine deutsche Mannschaft war im Entstehen. 250 Mädchen sollten für eine Gymnastik-Mannschaft ausgebildet werden, und ich hatte das Glück, von 50.000 Arbeitsmädchen im Reich mit ausgewählt worden zu sein, eine von zwei aus unserem Lager. Es zählte dabei nicht nur meine sportliche Gelenkigkeit, ich hatte lange blonde Haare und blaue Augen, entsprach also dem nordischen Typ.

Die Sportschule war eine ganz tolle Sache, aber es wurde viel verlangt, und zwar acht Stunden Training am Tag! Nach einer Woche kehrten wir in unsere Lager zurück. Die nächste Einberufung kam vier Wochen später, diesmal mußte ich von unserem Lager allein zur Sportschule fahren, und nochmals vier Wochen später waren von den 45 Mädchen des ersten Lehrgangs nur noch 17 übriggeblieben. So tüchtig wurde gesiebt. Jedesmal glaubte ich, daß es für mich vorbei wäre. Doch nein, das Glück blieb mir hold. Nun gehörte ich zur deutschen Mannschaft und war so glücklich wie noch nie in meinem Leben.

### **Mitglied der deutschen Nationalmannschaft**

5. Juli 1939. Um vier Uhr morgens klingelte der Wecker im Schlafräum des Arbeitsdienstlagers. Meine bisher größte Reise stand bevor. Leiser Abschied von den Führerinnen und den besten Freunden. Das umfangreiche Gepäck, zwei Koffer, Tragetasche, Foto und Gymnastikball, wurde auf dem Milchwagen verstaut. Der fast 75-jährige Kutscher „Trudchen“ - er nannte jede Arbeitsmädchen der Einfachheit halber Trudchen und bekam deshalb selbst diesen Spitznamen - nahm mich samt Gepäck die vier Kilometer bis zum Bahnhof Kläden mit. Zum letzten Mal ging es in die Sportschule Eckartsberga, von dort dann weiter nach Berlin ins Reichssportfeld. Unterwegs kullerte noch mein Gymnastikball auf die Bahngleise, doch der Aufsichtsbeamte rettete ihn für mich.

Eine knappe Woche später stiegen wir am Anhalter Bahnhof in Berlin aus dem Zug. Endlich einmal in Berlin! In der Reichshauptstadt! Im Friesenhaus, das zur Reichsakademie für Leibeserziehung gehörte, waren wir für die kommenden acht Tage untergebracht. Unsere

Zimmer waren wunderschön eingerichtet, links und rechts vom Fenster je drei Schlafstellen übereinander, allerdings keine Betten, sondern Hängematten. Der Waschraum war für damalige Verhältnisse fürstlich, hell und licht, alles gekachelt, zahllose Duschen, alle Waschbecken mit Spiegel und kaltem und warmem Wasser.

Der erste Gang durch das Reichssportfeld. Ein riesiger Komplex mit vielen Neubauten, großen Turnhallen, gepflegten Rasenflächen; das gigantische Olympiastadion, das Schwimmstadion, dazwischen die Tribünen und das riesige Maifeld für Aufmärsche und Kundgebungen. Überall junge Menschen, die trainierten.

Am nächsten Morgen war die 1.000 Mann starke deutsche Mannschaft zur Flaggenparade angetreten. Wie haben wir uns gefühlt! Danach gab es ein reichliches Frühstück in zwei Speisesälen, jeder Saal faßte 500 Menschen. Singen in der Kuppelhalle, die auch zum Reichssportfeld gehörte. Hier war Platz für 5.000 Menschen! Wir sangen unter der Leitung von Hermann (?) Blumensaat - er ist auch der Verfasser und Komponist des schönen Liedes: *O du stille Zeit* - bekannte Lieder und lernten neue dazu. Die Begeisterung riß uns mit, aber es klang in diesem Raum auch ganz großartig.

Dann begann die Arbeit: harte Körperschule, Ballgymnastik, Bodenturnen, Volkstänze mit und ohne Musik, alles Vorbereitungen für unsere Vorführungen in Stockholm zur LINGIADE, genannt nach dem schwedischen Turnvater Ling. Der Begründer des schwedischen Turnens starb vor genau 100 Jahren. Seine Übungen sollten vorwiegend körperlichen Schwächen vorbeugen. Die LINGIADE fand vom 17. bis 24. Juli 1939 in der schwedischen Hauptstadt statt, ein Sportfest, zu welchem der schwedische König eingeladen hatte. 37 Nationen nahmen daran teil.

Eineinhalb Stunden Mittagsschlaf waren obligatorisch. Wehe, wer beim Lesen oder Schreiben erwischt wurde! Die Tage waren lang. Abends wurde noch Volkstanz mit den Männern geübt. Schneiderinnen kamen, um für uns maßgeschneiderte Tanzkleider zu nähen.

12. Juli 1939. Wenn mir jemand vor einem Jahr gesagt hätte, daß ich mit der deutschen Mannschaft nach Schweden reisen würde, hätte ich ihn ausgelacht. Die erste Probe im Olympiastadion. 37 Grad im Schatten! Und im Riesenstadion kein einziger Schatten. Mir war sehr feierlich zumute Plötzlich dröhnte es durch den Lautsprecher: „Wir grüßen alle herzlich unser Geburtstagskind!“ Im ersten Moment dachte ich, mein Herz bliebe stehen. Doch nicht ich war gemeint, sondern die Reichsreferentin für die Arbeitsmädchen. Wer war wohl glücklicher?

Am Abend kam hoher Besuch: der Reichssportführer von Tschammer und Osten, von uns jubelnd begrüßt. Einiges von den Vorträgen, etwa, wie wir uns im Ausland zu verhalten

hätten, war sehr aufschlußreich: Im Ausland durfte nicht mit „Heil Hitler“ begrüßt werden, Politisieren war verboten, wenn wir antinationalsozialistische Propaganda zugesteckt bekämen, sollten wir sie annehmen und abgeben, wer solche Zettel behielte, machte sich strafbar; wer auf der Straße vor sich hinsänge, würde für betrunken gehalten; Mädels und Jungs durften sich in der Öffentlichkeit nicht anfassen, das gehörte sich nicht; wir dürften die Butterknappheit in Deutschland ruhig zugeben, sollten aber dazu sagen, daß deswegen niemand hungern müßte.

Unsere Einkleidung war ein Fest für sich: unsere Festkleidung, von oben bis zu den Schuhen, alles in weiß, mit dem schönen Olympiazeichen auf der Brust, dann unser maßgeschneidertes Tanzkleid mit buntem, einfachem Mieder, ein weißes Seidenleinenkleid, Shorts...

Die Hauptprobe fiel auf einen Sonntag in Gegenwart des Reichssportführers und wurde aufgenommen von der Filmwochenschau. Danach endlich durften wir zur Besichtigungstour durch Berlin: die Regierungsgebäude, die alte Reichskanzlei, die Wohnhäuser der Staatsmänner, das Zeughaus, der Dom, die Universität, der Reichstag, Theater und Siegessäule, der Tiergarten. Unter den Linden, das Brandenburger Tor ... . Wie friedlich lag doch alles im Sonnenschein! Keiner konnte ahnen, wie schrecklich es hier sechs Jahre später aussehen würde!

### **Die LINGIADE in Stockholm**

Mit einem Sonderzug ging es von Berlin nach Swinemünde. Herrlich die Fahrt durch die mecklenburgische Landschaft mit ihren großen und kleinen Seen, dazwischen endlose Wälder. Dann lag vor uns das Meer, die Ostsee. Ich war überwältigt: Wasser bis zum Horizont! Im Hafen das Schiff „Tannenbergl“, Seediens Ostpreußen, dazu einige Kriegsschiffe. Doch das schönste aller Schiffe war unser Schiff: die WILHELM GUSTLOFF . Daneben lag das Segelschulschiff DEUTSCHLAND.

Beim Einschiffen spielte die Bordkapelle. Aus der näheren Umgebung waren Arbeitsmädchen gekommen, um uns zu verabschieden. Wie groß aber wurden unsere Augen, als wir in das Innere des Schiffes kamen! Ein großes, erstklassiges Hotel mit neun Stockwerken. Ich hatte Kabine Nummer 305. Und wie nett und wohnlich waren die Kajüten eingerichtet!

Langsam wurde es dunkel. Vor uns tiefschwarz die Ostsee, hinter uns ein Lichtermeer: Swinemünde. Der Leuchtturm ließ seine Scheinwerfer kreisen. Fünf Minuten vor 22 Uhr. Alles an Deck! Der große Augenblick. Signale zur Abfahrt ertönten. Jetzt ging es wirklich hinaus in die weite Welt, in ein fremdes Land! Mir war schon eigenartig zu Mute, als das Riesenschiff sich langsam bewegte und sich drehte.

Die Menschenmenge am Kai sah aus wie ein wuselnder Ameisenhaufen. Bei der Abfahrt brach ein Riesenjubel aus, ein Singen und Winken, mehrere Kapellen spielten gleichzeitig, die Sirene heulte auf ... . „Heute an Bord, morgen geht's fort!“

Der Strand wurde kleiner und ferner. Dann nur noch Wasser und tiefschwarze Nacht. Doch darüber wölbte sich ein wunderbar klarer Sternenhimmel. Noch lange sah ich aus meinem Bullauge aufs Meer hinaus. Hier und dort erklang noch ein Lied, ein fröhlicher Zuruf. Dann wurde es still an Bord. Nur die Maschinen arbeiteten unermüdlich und brachten uns gen Norden. 36 Stunden würden wir mit dem Schiff unterwegs sein.

Um vier Uhr ging die Sonne auf. Das ganze Meer war wie in Feuer getaucht. Schnell weckte ich meine drei Kameradinnen in der Kabine, damit auch sie dieses Schauspiel sehen konnten.

„Freut euch des Lebens!“ Eine Trompete riß uns mit diesem Lied etwas unsanft aus dem Schlaf.

Im Laufe dieses ersten Tages auf See hörten wir einen Vortrag über unser Schiff. Im April 1936 war die Kiellegung, 1937 der Stapellauf dieses fünftgrößten Schiffes der deutschen Handelsflotte, 208 Meter lang, 36 Meter hoch, davon sieben Meter unter Wasser. Das Schiff hatte 25000 Bruttoregistertonnen, Geschwindigkeit 16 Seemeilen in der Stunde, 11 Decks, 616 Kammern mit 1897 Kojen, 58 Bäder, 132 Duschen, ein Schwimmbad, Kino, eine eigene Druckerei und eine Wäscherei. 8 Mann wuschen von früh bis abends Geschirr ab, es gab also noch keine Spülmaschinen. An Bord waren ein Arzt, ein Zahnarzt, ein Reisebüro, verschiedene Kaufläden, ein Friseur - aber es gab nur 22 Rettungsboote.

Mit uns an Bord waren als Ehrengäste die Olympiasieger der Berliner Olympiade 1936. Ein Höhepunkt für uns waren die Vorführungen der deutschen Meister an Barren, Reck und Schwebebalken auf dem Sonnendeck.

Am nächsten Morgen war es eigentümlich ruhig auf dem Schiff. Schnell ein Blick aus dem Bullauge: Land! Wir waren bereits im Hafen von Stockholm. Wir hatten die Fahrt durch die Schären verpaßt. Wie schade!

Die deutsche Mannschaft war in Festkleidung auf Sonnendeck angetreten. Der schwedische Präsident erschien und hieß uns in seinem Land willkommen. Mit Barkassen wurden wir an Land gebracht. Wie stolz waren wir, Deutsche zu sein! Viele Menschen jubelten uns zu.

Wir lernten die schöne Hauptstadt unseres Gastlandes bei einer Rundfahrt kennen. Stockholm ist eine herrliche Stadt. Eine Riesenbrücke verbindet zwei Stadtteile. Der Linksverkehr fiel uns allen gleich auf.

Zurück zum Hafen. Inzwischen waren Schiffe aus der Türkei, Norwegen, der Schweiz, Italien, Holland und Belgien angekommen. Doch unser Schiff war das schönste und größte. Am Nachmittag war die Eröffnungsfeier mit allen teilnehmenden Nationen im Stockholmer Stadion vorgesehen. Natürlich in Festkleidung. Ein letzter Blick in den Spiegel. Da lachten uns glückliche und sonnengebräunte Gesichter entgegen. Am Hafen empfing uns eine unübersehbare Menschenmenge.

Wir marschierten als erste Nation ins Stadion ein. Der Jubel der Menge übertönte die Musik. Wir nahmen Aufstellung auf der Rasenfläche und mußten regungslos stillstehen, bis alle Teilnehmer einmarschiert waren.

Der schwedische König fuhr in einer Kutsche mit seinem Gefolge ein. Er begrüßte alle Sportler in ihren Landessprachen. Alle waren festlich oder originell gekleidet. Die Norweger trugen Strohhüte, die Engländer hatten auf ihren knallroten Jäckchen eine große Blume, die Dänen marschierten in Badehosen ein.

Ein Tag vor unserer Vorführung hatten wir unsere Generalprobe im 1912 erbauten Stadion. Es war sehr viel kleiner als unser Berliner Olympia-Stadion. Anschließend sahen wir der norwegischen und dänischen Mannschaft bei ihrer Generalprobe zu. Es war alles sehr exakt, aber ohne große Schwierigkeiten.

Am Abend ein großes Bordfest. Lampions schaukelten im Wind, auf allen Decks war Tanz, viele Auslandsdeutsche und Fremde waren Gäste auf unserem schönen Schiff. Genau um 24 Uhr beendete der Reichssportführer von Tschammer und Osten das Fest. Er mußte, wie er entschuldigend sagte, als Papa dafür sorgen, daß wir, seine 1000 Jungens und Mädels, nicht zu spät ins Bett kämen, weil ja morgen unser großer Tag sei.

Der 22. Juli 1939 wurde dieser große Tag! Wir hatten unseren Auftritt am späten Nachmittag. Die Sonne lachte vom Himmel. Im Stadion gab es keinen leeren Platz. Trompetensignal: Einzug der deutschen Mannschaft. Ein ohrenbetäubender Jubel empfing uns. Und dann unsere Vorführungen: ein Laufspiel mit Spreiz- und Wechselsprüngen, unsere Körperschule, nur von Gongschlägen begleitet, das Bodenturnen. Im Anschluß daran präsentierte sich unsere Olympiamannschaft an Reck und Barren. Der Beifall hörte nicht mehr auf.

Nach der Ballgymnastik folgte der Mädchentanz. Plötzlich raste das heimische Publikum: In der Mitte des großen Feldes bildete sich aus unseren bunten Miedern die schwedische Flagge. Der Volkstanz mit den Männern war ein weiterer Höhepunkt. 1000 junge Menschen drehten sich nach Musik auf dem grünen Rasen.

Man kann nicht beschreiben, was wir damals mit 18 Jahren bei all dem Jubel empfanden. Wir zogen singend zum Hafen zurück, begleitet von Tausenden von Menschen.

Deutschland galt als Sieger des Festes, deshalb bat der schwedische König um Wiederholung unserer Vorführung. Es wäre ein Unrecht all den Tausenden gegenüber, die uns nicht sehen konnten, so hieß es weiter in dem Telegramm an den Reichssportführer. Von Tschammer und Osten telegrafierte an Hitler mit der Bitte um drei Tage Verlängerung. Doch Hitlers Antwort lautete: „Sofort zurückkommen!“

Natürlich waren wir sehr betrübt, als der Reichssportführer uns Hitlers Antwort mitteilte. „Aber“, so sagte er, „das verspreche ich euch, nächstes Jahr sind wir alle bei der Olympiade in Tokio dabei!“

Am Abend dieses denkwürdigen Tages waren alle Teilnehmer der LINGIADE Gäste in den besten Hotels der Hauptstadt und im Königsschloß. Ich hatte das große Glück, ins Schloß zu kommen. Doch o weh, wir Deutschen durften nicht zusammen sitzen. Ein großer Schwede nahm mich mit an seinen Tisch, er sprach gut Deutsch. Alle Herren am Tisch standen auf und begrüßten mich. Ich mußte einen Moment überlegen, wer ich eigentlich war. Ich saß dann, wie sich im Laufe des Abends herausstellen sollte, als einzige „Dame“ zwischen einem Dänen, einem Engländer, einem Japaner und zwei Schweden. Jeder wollte mir etwas Nettes sagen, doch ich verstand kein einziges Wort. Der große Schwede dolmetschte den ganzen Abend. Nach der Schwedenplatte, jedes Stück Weißbrot kunstvoll belegt, gab es perlenden Sekt, der erste in meinem Leben.

Wir deutschen Mädchen wurden ständig bevorzugt. Man tanzte mit Männern aller Nationen nach deutschen Walzermelodien. Ein kleiner korpulenter Japaner forderte mich zum Tanz auf. Er kratzte vor meinem Stuhl mit dem rechten Fuß recht auffällig und verneigte sich ununterbrochen vor mir. Mit etwas gemischten Gefühlen vertraute ich mich ihm an. Er redete ununterbrochen auf mich ein. Was nur wollte er mir sagen? Plötzlich war ich allein, mein Tanzpartner hatte sich mit Hacke- und Spitzetänzen von mir kurz entfernt, hüpfte zur Seite, packte mich wieder und wirbelte mich im Kreis. Also machte ich es genauso. Auf einmal tanzten nur noch wir beide allein. Ringsherum standen die anderen Paare und klatschten dazu. Beim Abschied sagte der große Schwede an meinem Tisch sehr ernst zu mir:

„Ruth“ - man nannte uns beim Vornamen - „fahren Sie nicht nach Deutschland zurück! Bleiben Sie in unserem schönen Land und heiraten Sie hier. In Deutschland wird es bald Krieg geben!“

Ich lachte ihn beinahe aus, so unfaßbar war mir das, was er mir sagte. Wir gingen auf die Terrasse und schauten über das Lichtermeer der Stadt. Als wir kurz vor 4 Uhr an Bord zurückkamen, wurde es schon wieder Tag.

Wenige Stunden später wurden die Anker gelichtet. Es ging wieder der Heimat zu. Es wurde eine unvergeßlich schöne Fahrt durch die Schären, kleine bewaldete Inseln, die Stockholm vorgelagert sind, mit zum Teil steil abfallenden Felsen. Von einer dieser Inseln grüßte uns die deutsche Fahne, hier war die deutsche Botschaft.

Auf offener See erwartete uns Windstärke 9. Unser großes Schiff schaukelte hin und her. Viele wurden seekrank. Saß man im Speisesaal, sah man einmal nur den Himmel, kurz darauf nur die tobende See. Doch Appetit hatte kaum jemand. An der frischen Luft fühlten wir uns noch am wohlsten. Nach zwei Tagen kam die deutsche Küste in Sicht.

Nach diesen ereignisreichen Wochen war es nicht so einfach, im Arbeitsdienstlager von früh bis abends auf den Knien Kartoffeln zu buddeln, um die Ernte einzubringen.

Der große Schwede hatte doch recht behalten. Wir wurden ausnahmslos zum Kriegsdienst verpflichtet, das hieß: Arbeitsdienstzeit-Verlängerung

Nie in meinem Leben werde ich den furchtbaren Schrecken vergessen, als ich erfuhr, daß die WILHELM GUSTLOFF, dieses wunderbare, schöne und stolze Schiff, mit Tausenden von Flüchtlingen aus Ostpreußen 1945 untergegangen war.

PS: Stuttgart um 1970. Ich brauchte einen Klavierstimmer, die Firma Pfeiffer schickt mir Herrn Sammet. Er war ein vorzüglicher Fachmann und erzählte mir nebenher von sich selbst. Er war Sportlehrer gewesen, machte noch gern Waldlauf - und dann: „Ich war ja auch bei der deutschen Mannschaft!“ „Ich auch!“

Er lachte und nahm an, daß ich nur einen Spaß machte. Aber ich blieb ernst. Als er mir noch immer nicht glauben wollte, holte ich mein Fotoalbum und zeigte ihm die Bilder von unserer Fahrt nach Stockholm. Er sagte lange nichts. Dann: „Da waren wir also zusammen auf der GUSTLOFF und in Schweden!“

Klavierstimmen war auf einmal nebensächlich geworden. Wir schauten uns die Bilder an, und Herr Sammet nahm mein Tagebuch von dieser Reise mit nach Hause, um darin zu lesen. Er war der einzige, den ich von der deutschen Mannschaft von damals wiedergetroffen habe.

Wieder zehn Jahre später: 1980 kam ich mit einer Reisegesellschaft noch einmal nach Stockholm. An dem einzigen freien Nachmittag in der schwedischen Hauptstadt hatte ich nur den einen Wunsch, noch einmal das Olympiastadion zu sehen. Eine junge Frau unserer Reisegruppe ging mit mir. Das Stadion war geöffnet. Ich konnte wie damals durch den Haupteingang bis zum Rasen gehen: damals war ich 18 Jahre alt gewesen, an diesem Tag fast 60.

## Der Unteroffizier aus Ostpreußen

Die Männer wurden eingezogen. Wir erlebten manchen schmerzlichen Abschied junger Bauernsöhne mit, die zu den Waffen gerufen wurden. Wir Arbeitsmädchen des Kriegshilfsdienstes mußten für sie einspringen. In dem kleinen Dorf Querstedt in der Altmark war eine Bäuerin krank geworden, und eine Arbeitsmädchen wurde zur Krankenpflege angefordert. Da ich aus einer kinderreichen Familie kam, glaubte die Arbeitsdienstführerin, ich sei dafür geeignet. Ich freute mich auf den ruhigen Tag. Doch daraus wurde nichts. Als ich die Bäuerin, die im Bett lag, versorgt hatte und fragte, was ich noch tun könnte, sagte sie:

„Der Schweinestall muß ausgemistet werden.“

Das hatte mir gerade noch gefehlt. Ausgerechnet der Schweinestall, wo es so gräßlich stank. Mein Gesicht wurde lang und länger. Mit trotziger Wut machte ich mich an die Arbeit, füllte Wassereimer voll mit Mist und schleuderte das stinkende Zeug mit hohem Schwung auf den Misthaufen mitten auf dem Hof. Plötzlich ein Aufschrei: „Können Sie nicht aufpassen, wohin Sie den Mist kippen!“ Vor mir stand, von unten bis oben besudelt, ein Luftwaffenunteroffizier. Ich brüllte irgend etwas zurück. Dann war der Soldat verschwunden. Beim Mittagstisch saß er mir gegenüber. Fünf Mann waren auf dem Bauernhof einquartiert. Nach dem Einsatz im Polenfeldzug war ihre Einheit nach Frankreich unterwegs. Eisiges Schweigen am Tisch, als wir uns wiedererkannten.

Am Nachmittag mußte ich in der Scheune mit anderen Mädchen Flachs Reben, eine langweilige und staubige Arbeit. Es war ein heißer Tag. Der Scheune gegenüber war eine Gastwirtschaft, wo die meisten Soldaten der Einheit untergebracht waren. Sie scherzten bald mit uns. Das war für uns Backfische natürlich ein Ereignis. Nur mein mißhandelter Unteroffizier blieb auf Distanz. Der Tag ging zur Neige. Ich rüstete mich zum Heimweg, vier Kilometer Fußmarsch bis ins Lager. Ich wartete gerade noch auf meine Kameradin Edith vom Nachbarhof, als er unverhofft vor mir stand: „Darf ich Sie ein Stück begleiten?“ Ich hatte nichts dagegen.

„Ich möchte mich für heute morgen entschuldigen“, sagte er in einem mir fremden Dialekt. „Meine Männer haben nach dem Polenfeldzug geglaubt, sie könnten sich nun erst mal gehen lassen. Sie liefen unrasiert, nur halb angezogen und mit schmutzigen Schuhen herum. Deshalb hatte ich sie heute früh auf Punkt neun Uhr zum Appell bestellt. Alle waren pünktlich, nur ich nicht, weil ich fünf Minuten vorher den Eimer voll Mist vor die Füße bekam.“

Ich mußte lachen. Wir waren versöhnt.

Im Arbeitsdienstlager erwartete uns eine Schreckensnachricht: Wir wurden verlegt. Kriegseinsatz! Wohin, wußte noch niemand. Abfahrt am nächsten Morgen. Da merkte ich

plötzlich, daß mir innerlich etwas weh tat. Der junge Unteroffizier hatte mir gefallen, nun würde ich ihn nie wiedersehen, ja ich wußte nicht einmal seinen Namen.

Mir kam wieder einmal eine rettende Idee. Kurzerhand fragte ich unsere Lagerführerin, ob ich noch einmal rasch ins Dorf gehen dürfte, um Pappkartons zu holen:

„Ich möchte gern meine Kleidung von der deutschen Mannschaft und noch einiges andere nach Hause schicken.“

Ich bekam die Erlaubnis, und meine Freundin Edith kam auch mit. So schnell waren wir die vier Kilometer noch nie gelaufen. Am Anfang des Dorfes trennten wir uns, jeder ging auf eigene Faust los, ich schnurstracks zum Bauern Franke, wo mein Unteroffizier einquartiert war. Ich verabschiedete mich dort, bekam einen großen Karton mit guten Sachen darin. Aber meinen Unteroffizier sah ich nicht.

Ich ging weiter zu den Bauernfamilien, bei denen ich das letzte halbe Jahr ebenfalls gearbeitet hatte, und nach diesen Abschiedsbesuchen war mein Karton bis obenhin gefüllt mit Kuchen, Obst, einer Wurst, Schokolade, alles Kostbarkeiten damals.

Ja, nun sollte ich eigentlich zurück ins Lager, doch ich konnte mich noch immer nicht zum Heimgehen entschließen. Ein bißchen traurig kam ich zum mit Edith vereinbarten Treffpunkt. Sie kam nicht allein, sondern mit zwei Unteroffizieren - und einer davon war „meiner“. Meine Freude darüber konnte ich sicher in diesem Augenblick nicht verbergen. Die beiden Soldaten brachten uns zum Lager und schlepten unsere vollen Kartons, aus denen wir nebenbei kräftig futterten. Vier Kilometer! Diesmal kam uns die Strecke nicht zu lang vor.

Ich erfuhr, daß mein Unteroffizier Ostpreuße war. Am Lager standen wir noch ein Weilchen unter den mächtigen Eichen.

„Würden Sie mir wohl ab und zu einen Feldpostbrief schreiben?“ Wie gerne sagte ich zu.

Wir Arbeitsmädchen wurden in Gifhorn in der Heide eingesetzt, diesmal nicht bei Bauern, sondern in Handwerksbetrieben, wo die Männer im Feld waren. Ich kam zur Bäckerfamilie Meineke. Die Frau war rund und dick, was damals für mich die Idealfigur war. Ich bekam genug zu essen. Mit 18 hat man ja immer Appetit. Wir wohnten wieder in Baracken, wo vorher Arbeitsmänner untergebracht waren, die nun unterwegs an die Front waren.

Nach sechs Wochen wurden wir endlich alle entlassen. Ich hatte in Gifhorn noch einen Arbeitsmann Willi kennengelernt, der nicht locker ließ, bis er meine Adresse hatte, um mir schreiben zu können. Aber, mein Herz war ja schon besetzt!

Es war nicht leicht für mich, mich zu Hause in der Familie wieder einzugewöhnen.

Von meinem Unteroffizier hatte ich noch nichts gehört. Ich mußte auch noch mehrere Wochen warten. Ich gestand mir ein: Ich war verliebt. Dann kam der ersehnte Tag: Post von meinem

Unteroffizier, nur ein kurzes Briefchen allerdings. Wegen Schreibverbots hatte er sich nicht eher melden können. Seine Einheit war gleich nach unserer Trennung an die Westgrenze Deutschlands verlegt worden. Also gehörte er doch nicht zu den Treulosen, wie ich schon befürchtet hatte. Wie glücklich war ich jetzt! Ja, wie mag er wohl mit Vornamen heißen? Unter dem Brief stand nur: „Es grüßt W. Nikolay.“ Die ganze Familie rätselte mit mir, aber ich fixierte mich auf den Namen Walter. Und ich sollte recht behalten. Noch am selben Tage setzte ich mich hin und schrieb an den Arbeitsmann Willi ein sehr kurzes Briefchen: „Ich werde mich demnächst verloben, bitte schreiben Sie mir nicht mehr!“

Bald kam der zweite Brief von meinem Unteroffizier. Es bestätigte sich, daß er Walter hieß. Ein reger Briefwechsel entwickelte sich. Weihnachten konnte ich ihm ein Päckchen an die Front schicken, denn an Heimaturlaub war nicht zu denken.

Bis zum Wiedersehen sollte noch viel Zeit vergehen.

### **Mein 19. Geburtstag**

Meinen 19. Geburtstag feierte ich im ersten Kriegsjahr 1940. Ein Päckchen kam für mich von meinem Unteroffizier. Ich versprach meiner Mutter, es erst am Geburtstag zu öffnen. Wie einen kostbaren Schatz legte ich es in meinem Dachstübchen auf den Nachttisch.

Am Geburtstagsmorgen löste ich den Bindfaden und öffnete das Päckchen. Ich fand liebe Zeilen - wir schrieben uns ja noch per Sie - , ein wunderschönes Bernsteinarmband und eine Bernsteinbrosche.

Meine Schwester Gertraude hatte heimlich an Walter geschrieben und um ein Foto von ihm gebeten. Damit wollte sie mich zum Geburtstag überraschen. Doch dann verlegte und vergaß sie das Bild. Erst Wochen später stand es auf meinem Nachttisch - welch eine Überraschung!

### **In Braunschweig**

Ich überlegte wieder einmal angestrengt, wie ich von zu Hause fortkommen konnte. Alles Geld, das ich verdiente, mußte ich immer noch bis auf ein geringes Taschengeld abgeben. Freizeit kannte ich nicht. Nach dem Arbeitsdienst konnte ich mich einfach nicht wieder einleben. Ich hatte mich zunächst ohne Wissen meiner Eltern bei Junkers in Dessau, der Germania-Werft in Kiel und beim Volkswagenwerk in Wolfsburg beworben. Als von diesen drei Werken die Zusagen kamen, weihte ich meinen Vater ein. Meine Mutter war mir böse: „Du läßt mich hier mit den Kindern im Stich“

Mit 30 Mark in der Tasche verließ ich mein Elternhaus, mühsam zusammengespart von den monatlich 12 Mark Taschengeld, die ich behalten durfte. Die Fahrkarte kostete 11 Mark. Kurz

vor dem Ziel bekam ich Angst vor meiner eigenen Courage. Ich hatte ja keine Unterkunft. Ich fragte im Zugabteil kurz vor Braunschweig, ob zufällig jemand wüßte, wo ich in Braunschweig übernachten könnte. Ein gut aussehender Herr, vielleicht so Mitte dreißig, bot mir seine Hilfe an: „Kommen Sie mit mir. Ich bringe Sie in ein gutes Hotel und bezahle für Sie das Zimmer.“ Ich sah ihn ungläubig an. Dann wehrte sich etwas in mir. Als der Zug in Braunschweig hielt, hatte ich nur das eine Bestreben: fort von diesem Mann!

Ich kaufte eine Zeitung und suchte die Spalte Vermietungen. Doch völlig unwissend, wo die Straßen zu finden waren, war ich mehrere Stunden unterwegs, zu Fuß oder mit der Straßenbahn, und mein Geld schrumpfte zusammen. Überall kam ich zu spät. So saß ich völlig gebrochen wieder in einer Straßenbahn. „Kindchen, was ist denn los, warum Tränen?“

„Ich weiß nicht, wo ich heute nacht schlafen soll.“ Dann erzählte ich dieser fremden Frau, daß ich zwei Tage später in Wolfsburg zu arbeiten anfangen müßte. „Nicht weit von hier wohnt meine Schwester, die vermietet auch, versuchen Sie es dort noch. Ich glaube, sie hat schon länger nicht vermietet.“

So kam ich zu Frau Nolte, bekam tatsächlich das kleine Mansardenstübchen mit Blick in einen Hinterhof und war so glücklich und dankbar wie lange vorher nicht.

Nun fuhr ich täglich nach Wolfsburg zu meiner neuen Arbeitsstelle. Bis zum ersten Gehalt hungerte ich wie noch nie in meinem Leben, selbst in der schweren Zeit nach dem Kriege ging es mir noch etwas besser. Aber, ich hatte es ja so gewollt! Wenn ich nach acht Arbeitsstunden gegen 16.30 Uhr nach Hause kam, war mein Zimmer gerichtet, mein Bett gemacht, das kleine Kanonenöfchen eingheizt. Ich konnte es noch nicht fassen, daß ich plötzlich so viel Freizeit hatte. So begann für mich eine wunderschöne Zeit. Ich machte Handarbeiten, ging in den Chor der Staatsmusikschule, wurde Mitglied im Turnverein, radelte durch die Umgebung und las jede Menge Bücher. So gut hatte ich es noch nie gehabt!

Ich wohnte erst wenige Tage in Braunschweig, als mir der erste Brief von meinem Unteroffizier nachgesandt wurde, geschrieben am 27. September 1940, genau dem Jahrestag unseres Kennenlernens.

„Liebe Ruth ... „. Der erste Brief mit dem vertrauten Du. Nun war ich nicht mehr allein in der Fremde. Ich fühlte: Da ist noch jemand, wenn auch weit fort, der mich ein bißchen mag. Und es bestand sogar Aussicht auf ein Wiedersehen zum Weihnachtsfest - nach eineinviertel Jahren!

Fünf Wochen vor Weihnachten. Ich schlug beim Trampolinspringen mit dem Kopf auf dem Boden auf, weil unser Trainer nur noch meine Füße packen konnte, anstatt mich unter den

Armen aufzufangen. Ich konnte nicht mehr sprechen. Alles stand um mich herum. Meine Freundin Lotti schrie: „Die ist tot!“ Ich konnte nicht antworten, kam ins Krankenhaus:

schwere Gehirnerschütterung, ein Schock. Doch die Sprache kam bald wieder.

Nach der Entlassung aus dem Krankenhaus war ich noch vier Wochen arbeitsunfähig und bedurfte der Schonung. Ich wollte nicht allein in Braunschweig bleiben. Es gab für mich nur ein Ziel: meine geliebte Tante Friedel in Nordhausen.

Ich schrieb auch gleich an meinen Walter, denn er sollte doch wissen, wo ich war. Aber diesen Brief erhielt er nicht mehr. Er war schon unterwegs in die Heimat.

In der Nacht zum 12. Dezember konnte ich nicht schlafen und war auch den ganzen Tag über in einer eigenartigen Stimmung. Nicht umsonst. Gegen Mittag kam von der Post der Bescheid, daß ich in Braunschweig anrufen möchte. So erfuhr ich, daß Walter dort angekommen war. Sprechen konnte ich ihn bei diesem Rückruf noch nicht, denn er war gerade zur Polizei gegangen, um sich anzumelden. Ich sagte Frau Nolte, daß Walter mit dem nächsten Zuge nach Nordhausen kommen sollte, ich würde sehr auf ihn warten. Doch so einfach ging das leider nicht. Von der Post also wieder nach Hause zu Tante Friedel, eine halbe Stunde Fußweg. Damals hatte man privat noch kaum Telefon.

Bei Tante Friedel wurde nun in Hochstimmung gebacken, für Walter ein Zimmer ausgeräumt und hübsch eingerichtet. Wie sehr freute sich mein Tantchen mit mir! Ich ging noch zum Friseur, wollte doch ein bißchen hübsch sein ....

Der nächste Zug aus Braunschweig würde am Abend halb neun Uhr in Nordhausen ankommen. Die Zeit verging unendlich langsam. Eine Stunde vorher flog ein Telegramm ins Haus: „Bin hier, bitte komm. Walter.“

Ich war so verwirrt, daß ich vergaß, auf den Absender zu sehen. Ich las nur immer wieder: Bin hier! Ich glaubte ihn bereits in Nordhausen und stürmte, so gut es bei dem hohen Schnee ging, zum Bahnhof, um ihn abzuholen. Doch am Bahnhof war kein Walter, nicht in den Wartesälen, nicht beim Roten Kreuz, nicht bei der Post, von wo aus das Telegramm hätte aufgegeben werden müssen. Das Telegramm lag zufrieden auf dem Küchentisch bei Tante Friedel und wußte nicht, was es verbrochen hatte. Das war ein trauriger Nachhauseweg! Tante Friedel wollte gar nicht glauben, daß ich allein gekommen war. Ich fror scheußlich, die Tränen waren kleine Eisklumpchen geworden. Mein Walter war noch in Braunschweig. Doch so spät abends konnte man damals nicht mehr telefonieren, die Post hatte geschlossen. Es glückte mir, von einem Geschäft aus mit einer Wartezeit von einer Stunde durchzukommen. Dann hörte ich seine Stimme nach so langer Zeit. Ich war schrecklich aufgeregt, so daß Walter mehrmals fragen mußte: „Ist dort jemand? Ruth, bist du da?“ Ich erzählte ihm mein Mißgeschick, von

dem falsch verstandenen Telegramm und bat ihn, doch schnellstens nach Nordhausen zu kommen. Doch das ging nicht. Er hatte für Braunschweig Urlaub genommen und durfte von dort nicht gleich weiterreisen. So blieb mir nichts anders übrig als zu sagen: „Ich komme!“ Tante Friedel war enttäuscht, aber ich nicht mehr. Ich wußte, jetzt kommt das Wiedersehen. Der nächste Zug nach Braunschweig fuhr 4.32 Uhr in der Nacht. An Schlaf war nicht zu denken, die Vorfreude war zu groß. Jede volle Stunde hörte ich die Uhr schlagen. Ich erwischte ein Abteil für mich allein. Ich fuhr durch die Nacht und sang fast die ganze Strecke über in meinem Abteil alle möglichen Lieder, Opernarien, was mir so gerade einfiel.

### **Das erste Wiedersehen mit Walter**

Sonntag, 13. Dezember 1940. Ankunft in Braunschweig. Keine Spur von Müdigkeit, das Vorrecht der Jugend. Mein Zimmerchen, vom Hinterhof zu erreichen, war dunkel. Dort schlief er, mein Unteroffizier, in meinem Bett! Wie oft hatte ich mir unser Wiedersehen so ganz anders ausgemalt. Noch angekleidet in Hut und Mantel stand ich unschlüssig vor meiner Tür. Ich öffnete behutsam, doch nichts rührte sich. Gerade, als ich so leise wie gekommen wieder gehen wollte, hörte ich seine Stimme: „Ruth, bist du da?“ Es war das erste Du in der Wirklichkeit.

„Darf ich näher kommen?“ Ja, so fragte ich damals. Dann hielten wir uns bei der Hand. Als er nach endlos langer Zeit - wie mir schien - im Wohnzimmer bei Frau Nolte tadellos rasiert und gekleidet vor mir stand, schon in diesem Augenblick wußten wir beide, daß wir uns lieb hatten. An diesem Abend, als die Dämmerung durch mein kleines Zimmer schlich und vom Plattenspieler leise das Adagio aus Max Bruchs Violinkonzert in g-Moll erklang, bekam ich meinen ersten richtigen Kuß.

Nach drei Tagen ging es doch noch nach Nordhausen. Wir kamen unangemeldet, niemand erwartete uns, es wurde *die* Überraschung. Wir waren völlig durchgefroren. Im ungeheizten Zug hatte Walter immer wieder meine Füße massiert, die wie Eisklumpen waren.

Glückliche Tage folgten. Es gab viel zu erzählen vom vergangenen Jahr, von unseren Familien, von unserer Zukunft ... . Einen Tag ging es in den Harz. Früh um acht Uhr fuhr die kleine Harzquerbahn mit uns davon. In Ilfeld stiegen wir aus. Warm und mollig angezogen, wanderten wir durch die dick verschneite Landschaft Richtung Netzkater, dem nächstgelegenen Hotel. Der Himmel war wie blank gefegt, kein Wölkchen zu sehen. Immer wieder hörten wir einen Ast unter der Schneelast ächzen oder gar brechen, wir begegneten keinem Menschen. Untergehakt, fröhlich und glücklich kamen wir zur Eisfelder Talmühle und stapften von dort hinauf nach Sophienhof. Unter uns verschneite Wälder und Dörfchen. Nun

ging es wieder bergab. Der Schneepflug war vor uns hergefahren, das erleichterte uns das Gehen sehr. Als die Dämmerung kam, knirschte der Schnee unter unseren Füßen. Es war bitterkalt geworden. Die Harzquerbahn fauchte heran. Über uns wölbte sich ein herrlicher Wintersternhimmel.

Erst kurz vor Heiligabend fuhren wir weiter nach Naumburg zu meiner Familie. Es war selbstverständlich, daß ich Weihnachten nach Hause fuhr. Aller Groll meiner Mutter gegenüber war vergeben.

Sicher hat auch sie für ihre Kinder nur das Beste gewollt, doch als Jugendlicher sieht man in unterschiedlicher Behandlung sofort große Ungerechtigkeit. Nun war ich ein selbständiger Mensch geworden und kam gern wieder nach Hause. Und ich konnte sogar Geschenke mitbringen, hatte ich doch nun eigenes Geld! Doch Welch ein Wunder! Im elterlichen Hause gab es nun ein Pflichtjahrmädchen, das meine ganze Arbeit machen mußte. Unsere Mutter hatte das Mutterkreuz verliehen bekommen und somit Anspruch auf eine so billige Hilfskraft. Meine jüngere Schwester Gertraude war nach wie vor von aller Arbeit befreit. Die ganze Familie empfing uns am Bahnhof. Im Triumph ging es nach Hause. Unsere Mutti konnte nicht begreifen, daß ich einen Mann mitbrachte. Sie kam sich auf einmal mit ihren 42 Jahren schrecklich alt vor. Es wurde ein schönes Weihnachtsfest. Der dritte Weihnachtsfeiertag, den es damals noch gab, war Walters letzter Urlaubstag. Nach so vielen schönen Tagen kam nun der Abschied. Es war ja noch Krieg!

### **Bei VW in Braunschweig**

Nach Silvester arbeitete ich wieder, nun in der Personalabteilung des Volkswagen-Vorwerks in Braunschweig. Die tägliche Busfahrt nach Wolfsburg entfiel.

Nach wenigen Tagen hatte ich Walters ersten Brief seit unserem Wiedersehen in der Hand. Es war mein erster Liebesbrief, und ich wußte, daß ich mich immer auf diesen Menschen, der 10 Jahre älter als ich war, verlassen konnte.

Ich besuchte die ein Jahr dauernde Bezirksfachschole für Sport. Neben meiner Arbeit ging ich zweimal die Woche zum Training. Meine Lieblingsgeräte waren der Schwebebalken und der Barren. Knapp ein Jahr später kam für mich ein großer sportlicher Erfolg: Ich wurde dritter Meister am Barren im Bezirk Hannover-Braunschweig. Bei der Staatsmusikschule sang ich begeistert große Konzerte mit.

Inzwischen war ich in die Nähe des Vorwerks gezogen, nur 15 Minuten Fußweg zur Arbeit, und hatte nun ein hübsches Zimmer bei einer Bäckermeisterfamilie. In der Mittagspause ging ich nach Hause und aß mit der Familie. Für mein Zimmer und das Mittagessen bezahlte ich

monatlich 45 Mark. Mein Verdienst war 150 Mark brutto im Monat, davon gingen etwa 12 Mark Abzüge weg.

Anfang Februar 1941 gab es in unserer Personalabteilung große Aufregung. Mein Chef, Herr Freiberg, rannte händeringend durch die Gegend. Ferdinand Porsche hatte eine große Sitzung mit allen Direktoren einberufen, seine Sekretärin war krank und niemand von den anderen bereit, bei dieser Sitzung das Protokoll zu führen.

„Dann gehe ich „, sagte ich zu meinem Chef, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt. „Sind Sie verrückt? Sie sind doch erst ein paar Wochen hier und haben von Technik keine Ahnung!“

„Aber ich kann Protokoll führen, das habe ich doch bei der Industrie- und Handelskammer gelernt.“

Eine Stunde später saß ich 17 Direktoren gegenüber. Die Sitzung begann nach Feierabend mit der Verpflichtung aller Beteiligten zur Geheimhaltung. Ferdinand Porsche war gerade aus Afrika zurückgekommen und hatte dort den Geländewagen des Volkswagenwerks erprobt. Als erstes erzählte er von seiner Ankunft auf dem dortigen Flughafen:

„Ich steige aus der JU 52 aus. Wer salutiert und empfängt mich auf der Wüstenpiste? Herr F., mein früherer Sekretär. Wir mochten uns nie besonders, aber plötzlich lagen wir uns in den Armen.“ Große Heiterkeit ringsherum. „Doch nun zur Sache.“

Ferdinand Porsche berichtete sehr schnell von seinen Erlebnissen. Ein Glück, daß ich Debattenschrift gelernt hatte, so konnte ich in der Minute 250 Silben schreiben. Immer wieder gab es Fragen der Direktoren, die ich gewissenhaft notierte. Unvermittelt bat mich F. Porsche um Wiederholung einer Frage des Direktors L.. Ich schaute ihn hilflos an und sagte:

„Ich kenne Herrn Direktor L. Nicht.“ Weiter kam ich nicht. Porsche brüllte mich an:

„Wenn Sie die Herren nicht einmal kennen, wie kommen Sie dazu, hier Protokoll zu führen?!“ Inzwischen war Direktor L. aufgestanden, verneigte sich leicht in meine Richtung, ich blätterte schnell zurück und las nur eine Minute später genau die Frage vor, die Ferdinand Porsche hören wollte. Verblüffung.

Am Ende der Sitzung, die für mich hochinteressant auch deshalb war, weil von mir mehr verlangt worden war, als ich bis dahin in meinem Beruf hatte leisten müssen, standen die Direktoren alle um mich herum.

„Nun“, sagte F. Porsche, „verraten Sie uns Ihr Geheimnis.“

Ich verriet es, mußte es verraten, um ein ordnungsgemäßes Protokoll abliefern zu können. Ich hatte mir für jeden der Herren ein Zeichen gemacht: Schlipsmuster, eine große Nase, eine Brille usw.. Jeder der Herren fand sein Zeichen und nannte mir seinen Namen. Nachts um elf

Uhr war das Protokoll geschrieben, ich lieferte es am nächsten Morgen pünktlich um 7 Uhr, bei Ferdinand Porsche ab. Eine Stunde später saß ich in seinem Büro als zweite Sekretärin, bekam für diese Arbeit eine Sonderzuwendung von 50 Mark - damals unglaublich viel Geld - und eine Gehaltserhöhung auf 175 Mark monatlich. Bald sollte ich aber auch den Neid der anderen Sekretärinnen zu spüren bekommen.

Wenige Wochen später kam ein Graphologe ins Haus. Ich mußte von allen leitenden Angestellten Schriftproben vorlegen, natürlich anonym. Das war das aufregendste Protokoll, das ich je geschrieben habe. Da sagte doch der Graphologe plötzlich: „Achtung, falscher Fuffziger! Darf nichts mit Geld zu tun haben!“

Und das war ausgerechnet unser Kassenleiter! Er wurde überführt und abgelöst.

### **Die Pfingst-Radtour von Braunschweig nach Nordhausen**

Pfingsten 1941. Mitten im Krieg, aber noch von Bombennächten verschont. Ich sattelte mein Rad und hatte noch eine Kollegin überreden können, mit mir über die Feiertage eine Radtour nach Nordhausen zu unternehmen. Ich wollte wieder einmal mein Tantchen und Oma H. besuchen. Sie wußten von meinem Kommen.

Wir starteten Pfingstsamstag sehr zeitig und fuhren in den frühen Morgen hinein, denn wir hatten 145 Kilometer vor uns. Unsere Route führte zum Nordharz. Die Berge tauchten vor uns auf. Wir wußten, daß nun das große Schieben von Bad Harzburg hinauf nach Torfhaus kam. Meine Kollegin war weniger sportlich als ich, es fiel ihr schwer mitzuhalten, und wir kamen nicht so gut vorwärts wie vorgesehen. Mitten im Harz wurde es schon dunkel. Was nun? Ich weiß nicht mehr wo es war, jedenfalls lasen wir einen Hinweis: Arbeitsdienstlager für Mädchen. Wir bogen ab, waren in fünf Minuten am Eingang, und meine Kollegin blieb dort. Für sie war die Radtour erst einmal beendet. Ich versprach, sie am Pfingstmontag hier wieder abzuholen. Nun radelte ich allein in der Dunkelheit weiter, denn mein Tantchen in Nordhausen wartete ja auf mich. Ich trat tüchtig in die Pedale. Dann ging es steil bergab, aber, o Schreck, unten angekommen, hörte die Straße auf. Ich war mitten im Hochwald, mutterseelenallein, und es war stockfinster. Ich hatte mich verfahren. Es gab nur die Möglichkeit zurückzuschieben oder ... Ein Blick auf die Uhr: fast Mitternacht. Da entdeckte ich einen Hochstand. Ich schob mein Rad ins Dickicht und schloß es ab. Auf dem Hochstand machte ich es mir für die nächsten Stunden so bequem, wie es ging. Ich stopfte mir alles, was im Rucksack war, unter den Rock und in den Rücken. Auf dem schmalen Sitz konnte ich nur ganz krumm liegen. Der fast leere Rucksack diente mir als Kopfkissen Die Nacht war kalt.

Über mir ein phantastischer Sternenhimmel. Ich dachte an meine Tante Friedel, die sicher auch nicht gut schlafen konnte.

Langsam verblaßte der Sternenhimmel, die ersten Stimmen im Wald kündigten den neuen Morgen an. Steif und durchgefroren packte ich meine Sachen zusammen. Es war halb 4 Uhr.

Ein Stoßgebet zum Himmel:

„Lieber Gott, laß mich hier wieder heil rauskommen!“

Doch gleich empfand ich diese Nacht auch als ein denkwürdiges Abenteuer. Ich dichtete ein paar Zeilen „... *die Nacht war so kalt und ich so allein* ...“, schrieb noch meine Adresse auf den Zettel und legte ihn auf den Hochsitz ... . Ich habe nie eine Antwort bekommen.

Ich schob mein Rad den Weg bergan zurück. Plötzlich knackte es gewaltig im Holz. Mich überfiel grenzenlose Angst. Wie erstarrt blieb ich stehen keine 20 Meter vor mir trat ein kapitaler Hirsch aus dem Dickicht und versperrte die schmale Straße. Wir sahen uns minutenlang unverwandt in die Augen. Keiner rührte sich. Doch dann senkte er sein gewaltiges Geweih und setzte ruhig seinen Weg fort. Nur zögernd schob ich mein Rad weiter, doch dann hatte ich es um so eiliger.

Oben auf der Kreuzung angekommen konnte ich fast nur noch bergab radeln. Weil es sehr früh am Morgen war, unterbrach ich meine Fahrt. Am Waldrand blühte es in verschwenderischer Fülle. Ich pflückte einen großen Blumenstrauß.

Kurz vor sechs Uhr war ich dann endlich am Ziel. Wie froh waren meine Lieben, mich gesund in die Arme schließen zu können. Ich mußte sofort ins Bett, bekam eine Wärmflasche und heißen Tee. Ein paar Stunden geschlafen ... und alle Mühsal und Angst waren vergessen. Am Pfingstmontag bestieg ich wieder mein Fahrrad, vergaß nicht, meine Kollegin abzuholen, und gemeinsam ging es von dort zurück nach Braunschweig.

### Verlobung

Es kam der Sommer 1941. Ein wunderschöner Monat August. Meine Freundin Lotti feierte an einem Sonntag ihre Verlobung. Ihr Paul war Fallschirmspringer und beim Einsatz auf Kreta dabei gewesen. Wie froh war ich damals, daß mein Walter beim Bodenpersonal auf Flugplätzen als Funker tätig war. Paul war immer in viel größerer Gefahr, und doch durfte er den Krieg überleben.

Inzwischen waren die deutschen Truppen in Rußland einmarschiert. Damals hieß es: Wir müssen den Bolschewismus bekämpfen, denn er ist der Untergang des Abendlandes. Mein Walter war beim Einmarsch dabei Mich quälte täglich die Angst um ihn.

Ein Telegramm: „Habe Urlaub, fahre nach Naumburg. Walter.“

Ich saß auf der Treppe vor meiner Wohnungstür. Tränen der Freude tropften auf das Telegramm. Nachbarn fanden mich und befürchteten schon das Schlimmste. Ich bat meinen Chef um Urlaub, packte meinen Koffer, denn ich wollte doch zu meiner eigenen Verlobung nicht zu spät kommen. Wer wird wohl zuerst in Naumburg sein, mein Walter oder ich? Ich fuhr noch in der Nacht.

Meine Schwester „Peter“, damals elf Jahre alt, sah mich ganz entgeistert an, als ich unerwartet heimkam. Dann ließ sie sich nicht halten, ging den weiten Weg zum Bahnhof und wollte dort warten, bis Walter kam.

Ich richtete meine ehemalige Jungmädchenstube im Dachboden für meinen Walter ein. Als ich gerade wieder einmal aus dem Fenster blickte, lachte er zu mir herauf, meine kleine Schwester an seiner Hand. Ich kam nicht schnell genug die Treppen hinunter. Doch die letzten Stufen ging ich ganz langsam, denn die Freude war zu groß. Daß auch immer gleich die Tränen kommen müssen! Viele Hände wollten geschüttelt werden. Endlich ein paar Minuten für uns allein, der so ersehnte Augenblick des Wiedersehens nach einem dreiviertel Jahr.

Der 24. August 1941 wurde unser Verlobungstag. Die fertig gedruckten Karten lagen bereit. Meine kleinen Geschwister spielten mit großer Begeisterung Briefträger in der Nachbarschaft. Ein sonniger Tag. Im Wohnzimmer unseres Naumburger Hauses steckten wir zwei uns gegenseitig die goldenen Ringe mit dem Datum des Verlobungstages an die Finger und gelobten uns Treue fürs Leben.

Obwohl es Kriegszeit war, bekamen wir einige schöne Geschenke. Das Brotmesser von unserm Tante-Emma-Laden benutze ich heute nach mehr als 50 Jahren noch immer täglich, es mußte nie geschärft werden.

Am nächsten Tag stieg unsere bescheidene „Verlobungsreise“, ein paar Tage mit den Rädern nach Thüringen hinein. Über Berge und durch Täler ging es bei herrlichstem Sonnenschein nach Jena und Rudolstadt. Die Täler wurden enger, die Wälder dichter, und es wurde dunkel. Wir wollten in Bad Blankenburg, am Eingang zum schönen Schwarzatal, bleiben. Nun kam der schwierigste Teil des Tages, nämlich zwei Einzelzimmer zu finden. Alles war belegt, oder es war nur ein Doppelzimmer frei. Was nun? Wir waren ja noch nicht auf der Hochzeitsreise. Also weiter zum nächsten Dorf. Das allerletzte Häuschen von Blankenburg wurde unsere Rettung: Wir bekamen zwei Zimmer.

Am nächsten Morgen saß ich angekleidet schon eine ganze Weile auf Walters Bettkante, ehe er erwachte.

„Wie schön ist es doch, wenn man so lieb geweckt wird“, sagte er und besiegelte seine Freude mit einem Kuß. Wir radelten durch das Schwarzatal nach Schwarzburg. Die meiste Zeit

schoben wir unsere Räder, es war einfach zu schön, um nur durchzufahren. Ein Fotograf schien auf uns gewartet zu haben. Es entstand ein Bild: wir beide Hand in Hand auf einem Stein am Ufer des Fließchens, umgeben von Felsblöcken. Steile, bewaldete Hänge verengten das Tal. Pferdekutschen kamen uns entgegen mit fröhlichen Menschen, dann eine Postkutsche mit einem brummig dreinschauenden Kutscher.

Vor uns Schloß Schwarzburg, und schon waren wir in einem der schönsten Städtchen des Thüringer Waldes. Fast jedes Haus hatte einen hübschen Namen: Haus Sonnenschein, Mein kleines Schloß

In Bad Blankenburg betraten wir unser kleines Häuschen just in dem Augenblick, als ein heftiger Regenschauer niederprasselte. Von der frischen Luft müde geworden, saßen wir im Wohnzimmer unseres Gastgebers auf dem Sofa. Auf einmal schlieften wir beide fest, keiner merkte es vom anderen, jeder nach einer anderen Sofaecke hingebeugt. Es war dämmerig, als ich erwachte. Ich mußte so laut über uns beide lachen, daß Walter erschrocken hochfuhr.

Am nächsten Tage machten wir einen Bummel durch Bad Blankenburg. Schöne Anlagen zogen sich an der Schwarzza entlang. Wir stiegen hinauf zu den Wäldern und fanden ein schönes Plätzchen, von wo man in die Ferne schauen konnte. Wie schön ist doch die Welt, wenn man den Liebsten bei sich hat!

Mit den Rädern zurück nach Naumburg und seine wunderschöne Umgebung. Ich konnte Walter noch die alten Saaleburgen, die Rudelsburg und Burg Saaleck, zeigen. Die trutzigen Türme waren von Rosenranken umstrickt, und das helle Gemäuer spiegelte sich im Wasser der Saale.

Der Abschied kam unerbittlich. In Weißenfels trennten sich unsere Wege wieder für eine ungewisse Zeit. Er fuhr an die Front und ich nach Braunschweig zurück. Oft kam mir alles wie ein Traum vor, doch mein Verlobungsring am Finger war Wirklichkeit.

Seit dem 1. Oktober war ich nicht mehr allein in Braunschweig. Walters jüngste Schwester Hilla war aus Ostpreußen gekommen und arbeitete nun auch im VW-Vorwerk. Ende November 1941 kam Walter überraschend anlässlich einer Dienstreise für ein paar Tage nach Braunschweig. Erstmals sprachen wir über unsere Hochzeit.

„Ich würde gern warten, bis der Krieg zu Ende ist, er kann ja nun nicht mehr lange dauern“, meinte ich. Doch Walter sprach von Kriegstraumung.

Weihnachten verbrachten Hilla und ich in Nordhausen. Auch sie fühlte sich dort gleich wie zu Hause. Es wurde ein trauriges Weihnachtsfest. Tante Friedels Mann war weit weg in Narvik als Soldat. Ihr fehlte der Ehemann, ihren beiden Kindern der Vater, mir mein Walter, und Hilla

war das erstmal Weihnachten nicht zu Hause in Ostpreußen. Und noch war kein Frieden auf Erden.

Selbstverständlich besuchten wir auch die Eltern in Naumburg.

Nach den Feiertagen ging ich fröhlich wieder in mein Büro. Meine Kolleginnen begrüßten mich reserviert. Ich konnte mir ihr Verhalten nicht erklären. Auf meine Frage, was denn los wäre, mußte ich hören:

„Deine Schwägerin Hilla geht in Trauer, der Bruder ist gefallen.“

Mir fuhr der Schreck in die Glieder, ich glaubte, mein Herz würde stillstehn

„Hillas jüngster Bruder Erich.“ Mir entschlüpfte doch tatsächlich ein leises „Gott sei Dank!“

Ob Walter diese schlimme Nachricht auch schon erhalten hatte?

### **Kriegstrauung**

Briefe wanderten hin und her. Bei seinem nächsten Urlaub sollte nun doch die Hochzeit sein. Meine Zustimmung war für Walter eine große Freude. Eines Tages kam ein Päckchen aus Holland mit dem Stoff fürs Brautkleid. Tante Friedel übernahm es, das Brautkleid zu nähen, doch ich mußte das letzte Stück Saum nähen ...

„Dann hast du Glück in deiner Ehe und im Leben!“ sagte mein liebes Tantchen. Ich hatte mir selbst noch ein warmes Kleid genäht, denn gleich nach der Heirat wollten wir zu Walters Eltern reisen, und in Ostpreußen war noch strenger Winter.

Gründonnerstag. Lust zur Arbeit hatte ich überhaupt nicht, als ich morgens um sieben Uhr das Büro betrat. Und schon läutete das Telefon. Unwirsch nahm ich den Hörer ab, doch meine Augen wurden groß und größer, als sich am anderen Ende der Leitung mein Walter aus Königsberg meldete. Ich war wie umgewandelt. Ich höre noch heute sehr genau, als er sagte:

„Morgen bin ich bei dir, und Sonnabend haben wir Hochzeit!“

Vor Freude, ein bißchen Schrecken war auch dabei, konnte ich zunächst nichts sagen, so daß Walter schon annahm, ich hätte ihn nicht verstanden. O, ich hatte nur zu gut verstanden: nur noch zwei Tage, bis ich seine Frau sein würde!

Ich hielt den Hörer noch in der Hand, als er längst aufgelegt hatte. Es war nur das Rufzeichen zu hören. Meine Kolleginnen standen um mich herum, sie hatten nicht verstanden, was vorgegangen war. Auf ihre Fragen sagte ich ganz einfach:

„Ich muß heiraten!“

Großes Gelächter. Dann sprudelte es nur so von Ratschlägen, was noch alles zu tun sei. Ich schickte meinen Eltern ein Telegramm: „Wir kommen morgen, übermorgen Hochzeit!“

Für sie war das sicher nicht weniger überraschend als für mich. Traurig war ich nur, daß Tante Friedel nicht kommen konnte, weil Bahnsperre alles „unnötige“ Reisen verbot.

Karfreitag, der letzte Tag vor der Hochzeit. Ich war schon zeitig aufgestanden, hatte ein Feuer im Kanonenöfchen gemacht und erwartete ihn. Ich wußte nicht, wann Walter kommen würde. Schwere Schritte kamen die Treppe herauf. Mein Herz stockte. Die Schritte standen still. Mit einem Sprung war ich an der Tür und lag in den Armen meines Liebsten. Ich hatte ihn wieder und er mich!

Gemeinsam mit Hilla fuhren wir nach Naumburg. Gegen 19 Uhr kamen wir an, von allen sehnsüchtig und schmerzlich erwartet. Es war nicht einfach gewesen, einen Trautermin am Ostersonntag zu bekommen. Wir waren an diesem Tage das neunte Hochzeitspaar im schönen Rathaus der alten Stadt Naumburg. Es wurde spät am Polterabend, als ich meinen Walter das letzte Mal in meine ehemalige Jungmädchenstube brachte.

Unsere Mutter hatte viel Kuchen gebacken, was im Kriegsjahr 1942 auch bei einer Hochzeit nicht selbstverständlich war. Aber meine ostpreußische Schwiegermutter hatte uns bestens mit Mehl, Eiern und Butter versorgt, was alles in Paketen gut angekommen war.

Der 4. April 1942 wurde unser Hochzeitstag. Schon um acht Uhr mußten wir im Rathaus sein, um unsere Personalien anzugeben. Die Trauung wurde auf halb 12 Uhr festgesetzt. Der Standesbeamte sprach von den Pflichten der Ehegatten, von Treue und Liebe zueinander. Wir wollten danach handeln, das war unser fester Entschluß. Das Hochzeitsgeschenk von der Stadt Naumburg war Hitlers Buch MEIN KAMPF - ich habe es nie gelesen.

Jetzt war ich nach Recht und Gesetz die Frau des geliebten Mannes. Walters erster Händedruck als Ehemann war bewegt. Ich hatte nur den einen Gedanken: mein Mann!

Gratulationen von allen Seiten. Dann ging es heimwärts. Mit der kirchlichen Trauung klappte es nicht mehr. Das wollten wir nach dem Kriege nachholen.

Zu Hause nahm Walter mich erstmals als seine „kleine Frau“ - wie er so gern sagte - ganz fest in seine Arme.

Es wurde ein schönes Fest. Der kleinste Hochzeitsgast war mein Bruder Helmut, noch keine vier Monate alt.

### **Fahrt nach Ostpreußen**

Ostersonntag früh. Walter schlief noch ruhig und fest, doch ich war bereits munter. Ich mußte ihn immer wieder ansehen und konnte nicht begreifen, daß er neben mir lag. Aber wir waren ja verheiratet, und ich war nun seine Frau!

Wir hatten eine weite Reise vor uns. Nachmittag ging der Zug nach Ostpreußen, zwei Stunden Aufenthalt in Berlin. In dieser Nacht ersetzte mir Walters Schulter das Kopfkissen. Gegen halb acht Uhr am anderen Morgen trafen wir in Korschen ein und fuhren weiter nach Widminnen. Walter traf im Zug einen Kameraden aus Königsberg, große Wiedersehensfreude. „Meine Frau“, stellte Walter mich vor, und ich sagte prompt meinen Mädchennamen. Ringsherum ein fröhliches Lachen. So kam es heraus, daß wir gerade erst geheiratet hatten. Bahnstation Widminnen. Noch 10 Kilometer bis zum Elternhaus, aber es gab keine Busverbindung. Niemand wußte, daß wir kommen würden. Nach unserem Anruf von Widminnen aus mußten wir noch zwei Stunden warten, ehe ein Schlitten mit 2 Füchsen hielt, um uns abzuholen. Walters Stiefvater begrüßte uns sehr herzlich. Dicke Felle als Decken schützten uns vor der Kälte, und für unsere kalten Füße gab es Wärmflaschen. In Ostpreußen war noch Winter, in Naumburg blühten schon die ersten Frühlingsblumen. Die Pferde liefen im Trab, obwohl die Stute hoch tragend war.

Die Landschaft war bezaubernd schön, hügelig und dicht bewaldet, dazwischen größere und kleinere Seen, die noch zugefroren waren. Kamen wir durch Dörfer, wackelten die Gardinen, die Leute waren neugierig, wer da von der Bahn abgeholt wurde. Wiederholt grüßte man uns, mein Schwiegervater war als Bürgermeister hier kein Fremder.

Vor uns lag Lorenzhall, Walters Heimat. Nun bekam ich wieder einmal Herzklopfen. Wie würde ich wohl empfangen werden? Aber mein Walter war ja bei mir! Das letzte Stück der Landstraße führte am Gabliker See entlang.

Wir fuhren auf den Hof. Die ganze Familie war versammelt, die Geschwister meines Mannes mit ihren Angehörigen, unsere Mama stand in der Mitte des Hofes, einen Schritt vor den anderen. Ein wunderschöner Empfang!

Als ich umständlich aus meiner dicken Umrahmung ausgewickelt war, drückt mich unsere Mama gleich fest an ihr Herz. Ich fühlte, ich war nach Hause gekommen, hatte eine zweite Heimat gefunden. Mein Walter trug mich ein paar Schritte über die Schwelle des Hauses. Unser Ankunftstag war gleichzeitig der Geburtstag seiner Mutter. Fast 2 Jahre hatte sie ihren Sohn nicht gesehen, und nun brachte er gleich eine Frau mit.

Wir waren hundemüde. Unser Zimmer lag neben der Wohnstube. Wände und Decken, Bänke und Schränke waren aus Holz, die Stube ziemlich niedrig, lange Flickerteppiche bedeckten den Boden, ein unendlich großes Bett für uns, dicke Federbetten, das Radio auf dem Nachttisch.

Mitten in der Nacht klopfte es an unsere Tür. Mamas Stimme: „Walter, komm bitte schnell, die Stute fohlt und will nicht aufstehen!“

Schnell war mein Mann angezogen und leistete Geburtshilfe. Die Schwiegereltern hatten Trakehner Pferde. Steht eine Stute nach der Geburt nicht gleich auf, sind beide, Mutterpferd und Fohlen, in Gefahr.

Es folgten herrliche Tage des Friedens mitten im Krieg. Sobald unsere Mama hörte, daß wir aufgewacht waren, kam sie, uns einen guten Morgen zu wünschen, brachte jedem einen großen Topf frische Milch ans Bett und herrlichen, selbstgebackenen Streußelkuchen. So wurden wir verwöhnt!

In den nächsten Tagen besuchten wir die Verwandtschaft und wurden überall liebevoll aufgenommen. Es gab auch einen Skatabend, wo ich nur zusehen konnte. Ich war meines Mannes Kassenangestellter, war aber ganz ehrlich.

„Wollen wir mal zusammen ausreiten?“ so fragte mich eines Tages mein Mann „Du bist so sportlich, da habe ich keine Bedenken.“

Er führte eine zweijährige Stute vor, mein Walter half mir hinauf Aber ich hatte doch Angst und klammerte mich wohl zu fest an das Tier. Ein lautes Wiehern war die Antwort, die Stute stellte sich hoch aufgerichtet auf die Hinterbeine, und ich rutschte meinem Mann in die Arme.

„Es ist wohl doch besser, wenn wir den Schlitten nehmen.“ Und schon spannte er die Tiere vor.

Nach so schönen Tagen fiel der Abschied wieder schwer. Wir besuchten noch Allenstein und dort Walters Bruder und seine Ehefrau. Ich hatte prächtige Menschen kennengelernt. So manches Stück vom Schwein, Butter und Kuchen, geräucherte Gänsebrust und andere Kostbarkeiten wurden in unserem Koffer verstaut.

Auf der Rückfahrt waren die Züge schrecklich überfüllt. Wir waren die ganze Nacht zwischen Soldaten eingepfercht und hatten keinen Sitzplatz.

In Braunschweig hatte Hilla uns für die letzten gemeinsamen drei Urlaubstage im Frühlingshotel ein Zimmer bestellt. Todmüde fielen wir ins Bett und in einen tiefen Schlaf. Irgend jemand pochte an unsere Tür. Ich verstand nur das Wort Verdunklung. Wir schreckten hoch, ein Blick zur Uhr: fast 7.

„Ach“, sagte ich, „wir müssen ja schon bald wieder aufstehen, und ich bin noch so müde.“

Doch es war abends und wurde langsam dunkel. Wir durften noch eine ganze lange Nacht wundervoll schlafen.

Hilla war mit an der Bahn, als Walter wieder an die Front mußte. Noch nie in meinem Leben habe ich so bitterlich geweint.

Im Volkswagenwerk gab es ein Sonderkonzert. Die große Festhalle war bis auf den letzten Platz besetzt. Ein sehr gutes Orchester spielte unter anderem auch die Peer-Gynt-Suite von

Edvard Grieg. Eine junge, wundervolle Sopranistin sang Solvejs Lied. Zum ersten Mal hörte ich den Text ganz bewußt. Ich konnte die Tränen nicht zurückhalten. War das eine Vorahnung?

### **Telepathie?**

Ich wurde einmal mitten in der Nacht wach. Mich überfiel furchtbare Angst. Hatte ich nur geträumt? Ich konnte mich aber an nichts erinnern. Es wollte mir nicht gelingen, wieder einzuschlafen. So schrieb ich nachts um drei Uhr an meinen Walter den täglichen Feldpostbrief und schrieb auch die frühe Stunde dazu.

Vier Wochen später kam seine Antwort auf diesen Brief:

„In dieser Nacht, als Du an mich geschrieben hast, war ich kurz in großer Gefahr. Wir waren auf Spähtrupp und hatten den Auftrag, bei einem russischen Flugplatz die Telefonkabel durchzuschneiden. In einer Blockhütte in der Nähe des Flugplatzes schliefen vier von uns auf Pritschen, während der fünfte draußen Wache hielt.

Plötzlich rief unser Oberleutnant im Schlaf laut: Raus hier! Gewohnt, sofort zu gehorchen, waren wir in der nächsten Minute draußen und rannten zum Waldrand, wo unsere Wache stand. Unser Wachoffizier sah uns erstaunt und fragend an. Schon entschuldigte sich unser Oberleutnant, daß er uns aus dem Schlaf gerissen hatte, denn er hatte nur geträumt. Alle lachten noch. Wir gingen langsam zu unserem Nachtquartier zurück, als eine Granate geflogen kam. Instinktiv duckten wir uns. Das Haus war wie wegradiert. Eine russische Granate oder eine deutsche? Keiner wußte es. Keiner lachte mehr. Der Oberleutnant hatte uns alle gerettet.“

### **Im Lazarett**

An meinem 21. Geburtstag kam mein Walter in Amsterdam ins Lazarett. Er hatte schlimme Ischiasschmerzen, Folgen des Rußlandfeldzuges. Ich versuchte alles, ihn dort besuchen zu können, doch es war nicht möglich. Walter wurde nach Stuttgart verlegt. Jetzt konnte mich nichts mehr halten. Mit einem Holzvergaser-Lastwagen unseres Werkes fuhr ich nach Stuttgart. Was würde er wohl für Augen machen, wenn ich plötzlich vor ihm stünde? Es wurde eine lange Fahrt quer durch Deutschland nach Süden. In regelmäßigen Abständen mußte der LKW am Straßenrand stehen bleiben, damit der Holzvergaser wieder abkühlen konnte. So dauerte die Fahrt volle 13 Stunden. Erst gegen 22 Uhr kamen wir in Stuttgart an. Spät in der Nacht war ich, dazu völlig unangemeldet, vor dem Lazarett, dem Katholischen Gesellenhaus. Dann stand meine Mann vor mir, schmal und blaß. Ein stilles Wiedersehen. Kein Vorwurf kam über seine Lippen. In keinem Hotel, das wir anriefen, war ein Zimmer frei. Im Lazarett konnte ich nicht bleiben. Walter mußte sich anziehen und mich zum Bahnhof bringen, ein Taxi oder

andere Fahrmöglichkeit gab es mitten in der Nacht nicht. Was machte ich mir für Vorwürfe, als ich merkte, wie schwer meinem Mann jeder Schritt wurde. Doch in der Dunkelheit der Stadt nahm er mich erst einmal in seine Arme und dankte mir, daß ich gekommen war.

Ich übernachtete beim Roten Kreuz in einem großen Schlafsaal, wo Männlein und Weiblein nur durch Tücher getrennt schliefen.

Um 7 Uhr am nächsten Morgen mußte der Schlafsaal geräumt sein. Eine Waschgelegenheit gab es nicht. Auf Umwegen ging ich zum Lazarett zurück, denn ich durfte erst um 9 Uhr dort aufkreuzen. Mein Walter hatte schon ein Zimmer für mich in einer Altstadtgasse in der Nähe des Lazaretts besorgt. Dort war alles so eng, daß ich in das gegenüberliegende Fenster hineinsehen konnte. Aber es war ja nur für drei Tage. Nachmittags bekam Walter Ausgangserlaubnis, aber viel laufen konnte er sowieso nicht.

Die Rückfahrt in einem Volkswagen war sehr viel angenehmer, die Autobahn kam mir wie eine komfortable Rutschbahn vor. Wer hätte gedacht, daß ich nur 14 Tage später wieder auf dem Weg nach Stuttgart sein würde?

Ich mußte in der Personalabteilung aushelfen. Rund 300 russische Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter waren unserem Werk zugeteilt worden. Ich mußte 3 Tage lang ihre Personalien aufnehmen. Dolmetscher war ein junger russischer Kriegsgefangener. Wie lange waren sie wohl bis hierher unterwegs gewesen? Wie lange hatten sie sich nicht waschen können? Sie waren jämmerlich anzusehen und stanken schrecklich. Angst mischte sich bei mir mit Widerwillen und Mitleid. Nach stunden-, ja tagelangen Protokollen kippte ich einfach um. Ich konnte nicht mehr. Der Werksarzt schrieb mich krank und verordnete mir eine vierwöchige Erholungskur.

„Wo wohnen Ihre Eltern?“ - Ich wurde hellhörig.

„Zu meinen Eltern kann ich nicht fahren, meine Mutter ist selbst krank.“ „Wo haben Sie sonst noch Verwandte?“

„In Stuttgart“, kam prompt meine Antwort.

„Das ist ja ausgezeichnet. Dort können Sie Bäder nehmen. Das wird Ihnen bekommen.“

Ich war wie betäubt, als der Arzt gegangen war. Diesmal war ich vorsichtiger, und Vorfreude ist ja auch etwas Schönes. Ich telegrafierte an Walter, daß ich kommen würde.

Ich nahm schon den nächsten Nachtschnellzug, so daß ich gegen 10 Uhr früh in Stuttgart ankam. Walter holte mich ab. Viele Fragen. Er war in Sorge um mich, doch meine Jugend und seine Nähe würden mir schnell helfen, wieder auf die Beine zu kommen. Ich sollte viel an der frischen Luft sein. Mein Walter konnte schon etwas besser laufen, aber doch nur begrenzt. Er war noch schmaler geworden. Wie weh das tat.

Diesmal hatte ich ein helles, freundliches Zimmerchen bei Frau Bartels, einer liebenswerten Frau. Sie kochte für mich die ganzen vier Wochen meiner Kur. Oft waren wir zusammen in der Küche. Damals gab es schon Lebensmittelmarken, und das Kochen war nicht mehr so problemlos. Ich war dort wie zu Hause. Von meinem Fenster schaute ich direkt in einen grünen Baum.

Als mich die Sonne am ersten Morgen weckte, mußte ich kurz überlegen, wo ich eigentlich war: im schönen Stuttgart, und am Nachmittag würde ich mit Walter zusammen sein können. Mein behandelnder Stuttgarter Arzt verschrieb mir Mineralbäder. Als ich Walter davon erzählte, fing er an, herzlich zu lachen. Er bekam nämlich die gleichen Bäder. Nun konnten wir sogar zweimal die Woche vormittags gemeinsam mit der Straßenbahn zum Mineralbad fahren. Es folgten herrliche Wochen für uns. In Stuttgart schien fast immer die Sonne. Wir trafen uns mittags am Schloßplatz, stiegen in irgendeine Straßenbahn, fuhren bis zur Endstation und waren dann draußen in einer wunderschönen Umgebung mit Wäldern und Weinbergen.

Wir freuten uns sehr auf die Mineralbäder. Viele Menschen warteten dort in langen Schlangen, ehe sie aufgerufen wurden. Doch wir brauchten nicht zu warten. Als Ehepaar konnten wir zusammen in ein Familienbad. Zum Wochenende war Walter ganz bei mir.

An einem anderen Wochenende machten wir einen Verwandtenbesuch in Pforzheim. Es war sehr umständlich. Eine stundenlange Bahnfahrt mit mehrfachem Umsteigen, und das alles, um Verwandte zu besuchen, die wir beide nicht kannten. Wir sollten am Bahnhof abgeholt werden. Wir schauten uns um.

Ich wies auf einen älteren Herrn: „Er könnte deiner Mama ähnlich sehen.“ Als wir ihn noch ein Weilchen ansahen, kam er auf uns zu. Es war tatsächlich der Onkel, ein Bruder meiner Schwiegermutter.

Ich mußte wieder zurück nach Braunschweig. Es war für uns die bisher längste Zeit, die wir zusammen sein konnten. Keiner würde je eine Stunde davon vergessen. Diesmal war mein Walter schweigsam, als er mich zur Bahn brachte, und eine Stunde vorher war er noch so lustig gewesen. Er wollte mir den Abschied nicht so schwer machen.

Meine Rückfahrt führte über Naumburg, ich mußte doch meine Familie wiedersehen!

Im September kam mein Mann nach Hannover zu einem Ersatztruppenteil. So nahe bei Braunschweig! Welch eine große Freude!

„Kommst du über das Wochenende zu mir?“ fragte er am Telefon. Ja, welche Frau läßt sich da lange bitten?

Am Samstag durfte ich eine halbe Stunde früher von der Arbeit weg und erreichte so den Personenzug nach Hannover. Als Treffpunkt war das Caféhaus ZUR LINDE ausgemacht.

In Lehrte Sirenengeheul: Fliegeralarm! Viele Reisende verließen den Zug und gingen in den Luftschutzkeller. Ich war unschlüssig, blieb dann aber im Zug, der auch bald weiterfuhr. Es war noch immer Fliegeralarm, als wir in Hannover ankamen. Alle Reisenden mußten nun in den Luftschutzbunker. Die Menschen strömten hinein, es wurde sehr eng und unerträglich warm.

Erst nach eineinhalb Stunden wurde Entwarnung gegeben. Jeder wollte als erster zum Ausgang, ein schreckliches Gedränge begann. Dann mußte ich lange auf die nächste Straßenbahn warten, die auch so voll war, daß ich mich nur gewaltsam mit den Ellenbogen hineindrücken konnte. Nochmals eine lange Fahrt. Ob mein Mann wohl noch immer im Café ZUR LINDE auf mich wartete?

Das Café war geschlossen. Ich fand einen Nebeneingang. Gottlob gab es hier eine menschliche Seele, ein junges Mädchen, das ich fragen konnte:

„Ich wollte mich hier mit meinem Mann, einem Feldwebel, treffen. Haben Sie ihn gesehen?“

„Ach, der ist gerade erst fortgegangen, sicher zurück zur Kaserne.“ „Wo ist die Kaserne?“

Sie sagte mir den Weg. Ich stürmte los. Ich hatte ja schon so viel Zeit verloren. Und wenn er „gerade erst“ fortgegangen war, dann müßte ich ihn ja bald einholen. Also im Dauerlauf Richtung Kaserne! Die Leute guckten hinter mir her, der Hut rutschte von einer Seite auf die andere. Aber das alles störte mich nicht, ich wollte nur so schnell wie möglich zu meinem Walter kommen. Ich lief und lief, doch kein Walter war zu entdecken. Da kam ein kleiner Bub angeradelt und rief:

„Fräulein, hallo Fräulein, Sie sollen mal warten! Ihr Mann kommt da hinten!“

Mein Dauerlauf war beendet. Klein, noch weit weg sah ich meinen Mann auf mich zukommen. Er lachte, die Arme schwenkend, die Leute lachten, und ich lachte auch.

„Nun läufst du mir auch noch weg!“ Dann drückte er mich erst einmal an sich.

Wir hatten ein schönes Wochenende. Der Abschied fiel uns diesmal nicht so schwer, wußten wir doch, daß wir uns nun öfter sehen konnten. Schon am nächsten Sonntag wollte er nach Braunschweig kommen.

Zugfahren war in diesen Kriegsjahren eine Strafe. Mein Zug war wieder einmal so voll, daß man kaum einen Stehplatz kriegen konnte. Auf der kurzen Strecke Hannover-Braunschweig wurden zwei Menschen in meiner unmittelbaren Nähe ohnmächtig, doch schnell war eine Rote-Kreuz-Schwester da.

Nun konnten wir auch unser Kennenlernen, das Jahre zurücklag, feiern. Wie war doch die Zeit so schnell vergangen seit unserer Schicksalsstunde in der Altmark!

Walters Genesungsurlaub verbrachten wir wieder in Nordhausen. Diesmal fuhren wir mit den Rädern ins Bodetal. Unser Ziel war die Roßtrappe. Von Wendefurt ging es an der Bode entlang bis nach Treseburg. Wir stärkten uns mit frischer Buttermilch, ehe es weiterging. Der Wind zauste erbarmungslos an uns, doch die Sonne schien ja. Die Bode schäumte und brodelte, man verstand kaum sein eigenes Wort. Aber gerade dieses stürmische Wetter paßte so recht zu diesem wildromantischen Tal.

Wir kamen, ohne Menschen zu begegnen, zum Bodekessel und zur Teufelsbrücke, riesige Felsen umrahmen den Talkessel. Jetzt kam das schlimmste Stück, nämlich mit den Rädern die Schurre hinauf Nie wieder! Einige Wanderer, die uns entgegenkamen, schüttelten nur ihre Köpfe. Bei jeder Biegung des Zickzackweges mußten wir erst mal verschnaufen und immer wieder unsere Räder über Felsblöcke und Geäst heben. Dabei blickten wir ständig in die schwindelnde Tiefe. Die Sonne brannte auf uns hernieder. Ein wahrhaft hitziges Unterfangen! Der Weg wollte kein Ende nehmen, doch immer ferner wurde die Bode unter uns.

Endlich waren wir auf dem Roßtrappelfelsen. Ein schönes Stückchen deutsche Erde. Wir schauten zurück ins dunkle Tal, uns gegenüber dichte Wälder und der Hexentanzplatz. Doch noch immer mußten wir schieben, bis hinauf nach der Stiege. Endlich war die Bergkuppe erreicht. Und nun hatte mein Hinterrad keine Luft mehr. Oft mußten wir auf dem Nachhauseweg aufpumpen, aber jetzt konnten wir unsere Räder laufen lassen. Kurz vor Nordhausen erwischte uns noch ein heftiger Regenguß. Eine Fahrt mit Hindernissen.

### **„Mißhandlung“ von Ausländern?**

Meine Arbeit im VW-Werk war sehr abwechslungsreich. Ferdinand Porsche, mein Chef, war die meiste Zeit nicht in Braunschweig. Ich mußte neben meiner Arbeit leise das Radio laufen lassen. Gab es eine Sondermeldung, also wieder einmal einen Sieg über unsere Kriegsgegner, mußte ich die Meldung sofort über Lautsprecher an alle Werksangehörigen weitergeben. Einige Wochen arbeitete ich in der Gefolgschaftsabteilung bei Herrn Dr. von R., danach in der medizinischen Abteilung bei Herr Dr. K. Er war unser Werksarzt und sehr beliebt. Auch ich verdankte ihm meinen vierwöchigen Erholungsurlaub in Stuttgart. Er war noch nicht lange verheiratet. Die Krankenschwester des Werksarztes nahm eines Tages meine Hand, betrachtete eine Zeitlang die Innenfläche und sagte dann zu mir: „Achten Sie auf sich, wenn Sie über 40 sind. Sie werden schwer krank werden, und Sie bekommen nur ein Kind.“ Ich war völlig überrumpelt, denn ich wollte doch gar nichts über meine Zukunft wissen. Aber diese wenigen Sätze haben mich doch lange verfolgt. Ich bekam tatsächlich nur ein Kind, und als ich

40 wurde, hatte ich doch tatsächlich Angst, schwer krank zu werden. Aber ich durfte gesund bleiben. Ich wollte nie an so etwas glauben, und doch ist man nicht frei von Zweifeln.

Eines Tages kam zu uns in die Sprechstunde ein junger Russe. Die Fremd- und Zwangsarbeiter sowie die Kriegsgefangenen wohnten auf dem Werksgelände in Baracken. Der junge Mann hatte „Fuß kaputt“, wie er mir sagte. Als er beim Arzt in der Sprechstunde war, hörte ich Dr. K. schimpfen, was ich gar nicht von ihm gewohnt war. Die Tür flog auf, und der Russe stolperte heraus. „Er soll sich erst mal seine Füße waschen, ehe er herkommt! Kein Wunder, wenn sich da eine Entzündung bildet!“ Die Tür flog wieder zu.

Am nächsten Tag kam der Russe wieder. Ob er nicht verstanden hatte, was er tun sollte, weiß ich nicht. Auf jeden Fall war der Krach im Untersuchungszimmer noch größer. Ich öffnete kurzerhand die Tür, sah die noch immer schmutzigen Füße des Patienten und erlebte, wie Dr. K. ihm eine Ohrfeige gab.

Viele Jahre später, es war nach dem Kriege, las ich in der Zeitung Dr. K. vom VW-Werk Braunschweig wurde wegen „Mißhandlung von Ausländern“ zum Tode verurteilt!

### **Walters 31. Geburtstag**

Walters 31. Geburtstag konnten wir am 24. Oktober 1942 gemeinsam in Hannover feiern. Diesmal fiel uns der Abschied wieder schwer, denn er kam zu seiner Einheit nach Holland zurück. Bis Montag früh blieben wir zusammen. Er mußte um 7 Uhr im Dienst sein und ich eigentlich auch. Aber ich nahm den Anpiff gelassen hin, ich konnte an den nächsten Tagen die Zeit wieder aufarbeiten. Für ein paar Stunden mit meinem Mann zusammen sein zu können, nahm ich alles in Kauf.

In Braunschweig sang ich in diesen Tagen mit der Staatsmusikschule das Händel-Oratorium „Triumph von Zeit und Wahrheit“ mit. Kurz vor Ende des Konzerts war noch einmal Fliegeralarm, und das Konzert ging erst kurz vor Mitternacht zu Ende.

Ich ging öfter ins Theater oder in ein Konzert, 3,50 Mark kostete damals der beste Platz. Es waren für mich „Sternstunden“. Ein Wagner-Abend mit Sängern aus Bayreuth. Die meisten Besucher kamen in großer Garderobe, und das mitten im Krieg! In der Pause entdeckte ich im Vestibül mein Traumkleid. Am Arm eines Ritterkreuzträgers in Uniform ging eine schlanke, blonde Frau mit großem Haarknoten auf und ab. Sie hatte ein langes, königsblaues Samtkleid an, schulterfrei mit schmalem weißem Pelzbesatz. Es war unbestritten das schönste Paar an diesem Abend. Doch welche Ironie des Schicksals! Ein junger Mann trat auf die Schleppe „meines“ Traumkleides, und in der nächsten Minute stand die junge Frau „oben ohne“ in der Menge. Ein Aufschrei, und das Paar ward nicht mehr gesehen.

Ich bemühte mich um eine Werkswohnung und um Möbel, die es nur auf Bezugsscheine gab. Auswahl gab es sowieso keine. Die Bezugsscheine für Gardinen hatte ich bereits, eine Lampe war mir auch in einem Geschäft versprochen worden, aber es fehlte noch die Wohnung.

### **Kriegsweihnachten und Silvester 1942**

Walter bekam keinen Urlaub, aber ich fuhr wieder nach Hause zu meinen Eltern und Geschwistern. Auf der Rückfahrt nach Braunschweig war es nicht möglich, auch nur einen Stehplatz im Zug zu bekommen. So stieg ich unerlaubterweise in ein Abteil „Nur für die Wehrmacht“ ein. Plötzlich Streifenkontrolle. Schnell wurde ich im Gang unter einem Wehrmachtsmantel versteckt, ich bekam kaum Luft, wurde aber nicht entdeckt. Über Silvester bekam Walter dann doch noch ein paar Tage Urlaub. Trotz der Kürze der Zeit wollten wir noch einmal nach Ostpreußen fahren. Also ging es am 31. Dezember 1942 ostwärts. Wir hatten nur Plätze auf dem Gang und waren 24 Stunden unterwegs. Mit dem Pferdeschlitten wurden wir wieder abgeholt, alle daheim freuten sich über unser Kommen. Diesmal hatten wir eine Beschäftigung, die viel Geduld erforderte: Wir rupften für unsere Federbetten Daunen. Wenn die Sonne schien, stapften wir über das festgefrorene Eis des Gabliker Sees, die Sonne flimmerte auf dem frischgefallenen Schnee, in dem wir unsere Spuren hinterließen. Von der Mitte des Sees hatten wir einen herrlichen Rundblick, kleine bewaldete Inseln, ringsherum Dörfchen im Winterschmuck: welch friedliches Bild!

Die deutschen Radiosendungen wurden offenbar immer wieder von einem russischen Sender gestört: Bei Welikije Luki sollen angeblich die deutschen Truppen zurückgeworfen worden sein. Wir sahen uns nur fragend an: Falschmeldung? Propaganda? Oder etwa doch die Wahrheit?

Bei der Schlittenfahrt zur Bahnstation Widminnen hatten wir 17 Grad Kälte. Mollig warm verpackt saßen wir im Schlitten. Unsere Betten und noch einiger Hausrat wurden aufgegeben. Dann ging die lange Fahrt zurück. Diesmal fuhr ich allein, denn mein Mann mußte Richtung Osten an die Front. 22 Stunden bis nach Berlin. Ich war in dem überfüllten Abteil eingeschlafen. Und wie fest mußte ich geschlafen haben! Plötzlich wurde ich wachgerüttelt. Ein Bahnbeamter stand vor mir: „Fräuleinchen, was machen Sie denn hier? Der Zug steht doch schon 4 Stunden auf dem Nebengleis!“

Ich war in Berlin angekommen, hatte es nicht gemerkt, keine Sirene gehört, keine Entwarnung. Der Anschlußzug war längst weg.

### Ein Kind?

Tage und Wochen vergingen. Nun hatte ich die Gewißheit, ich würde ein Kind bekommen. Was für glückliche Briefe schrieb ich in dieser Zeit an meinen Mann! Eines Tages begann ich meinen Feldpostbrief schon in der Mittagspause im Werk zu schreiben. Und weil ich es mir so sehnlichst wünschte, schrieb ich: „Du bist mir so nahe, daß ich mein Schreiben fast für unnötig ansehe .. „, Doch dann überlegte ich, daß ich so nicht schreiben dürfte, weil es ihn traurig machen müßte, doch so weit weg von mir zu sein. Ich nahm mir vor, am Abend einen neuen Brief zu schreiben.

Ich kam nach Hause, öffnete mein möbliertes Zimmer: Mein Walter stand am Spiegel und rasierte sich!

Also war mein Gefühl seiner unmittelbaren Nähe doch wahr gewesen! Es war mehr als ein Überraschungswiedersehen. Mein Mann hatte eine Dienstreise nach Hannover und konnte für ein paar Stunden einen Abstecher nach Braunschweig riskieren.

### Die erste eigene Wohnung

14 Tage nach diesen wenigen Stunden des Glücks zog ich in eine kleine Werkswohnung ein. Wie sah es dort wohl aus? Im Schlafzimmer stand nur ein Bett, das mir das Werk geliehen hatte, die Kleider hingen auf einer Leine über der Badewanne, eine Kiste diente als Küchenschrank. Im Wohnzimmer dagegen war es schon richtig gemütlich: Es gab einen dunklen Ausziehtisch und 6 Stühle, Bilder hingen an den Wänden, eine Wäschekiste, gleichzeitig das Radiotischchen, war mit einem Wandvorhang zugedeckt.

Jede Nacht flogen die Bomber über Hannover-Braunschweig nach Deutschland ein, um ihre todbringende Last abzuwerfen. Es kam eine grauenvolle Zeit! Jede Nacht saßen wir im Luftschuttkeller. Ich mußte mit einer Fehlgeburt ins Krankenhaus, beim Umzug hatte ich zu viel geschleppt. Im Krankenhaus wurde ich behandelt, als hätte ich das Kind nicht haben wollen, das war zutiefst verletzend. Schlafen, schlafen und nochmals schlafen, das war in den nächsten Tagen meine Hauptbeschäftigung, man weckte mich nur zu den Mahlzeiten. Nach ein paar Tagen wurde ich entlassen. Nie hätte ich gedacht, daß mir der Weg zur Straßenbahn so schwer fallen könnte.

Als mein Mann davon erfuhr, schickte er sofort ein Telegramm nach Naumburg und bat, daß meine Schwester Gertraude zu mir fahren und mich ein Weilchen versorgen sollte. Doch meine Mutter kam selbst, allerdings nur für einen Tag. Meinen Genesungsurlaub verbrachte ich bei Tante Friedel in Nordhausen, wo ich als Gast zu „Führers Geburtstag“ die Neunte von

Beethoven mitsingen durfte. Ein zweites Mal in diesem Jahr sang ich dieses Werk in Braunschweig unter dem berühmten Dirigenten Hermann Abendroth mit, ein großes Erlebnis.

Wieder in Braunschweig. Wann würden wohl die bestellten Möbel kommen? Aber o Schreck, das Geschäft hatte schließen müssen, und an Möbel war vorläufig nicht mehr zu denken. Alles mußte wieder von vorn beginnen. Wieder einmal hatte ich unglaubliches Glück: Ich bekam in einem anderen Geschäft ein neu hereingekommenes Schlafzimmer in Schleiflack für 600 Mark. Die Lieferung sollte schon in der kommenden Woche erfolgen. Ich konnte mein Glück noch gar nicht fassen. Doch ein Haken war dabei: Unsere Matratzen paßten nicht. Aber das war nicht so wichtig, Hauptsache, wir hatten ein Schlafzimmer! Ich ließ nichts davon in meinen Briefen an Walter durchblicken, denn es sollte die große Überraschung werden, wenn er das nächste Mal heimkäme. Ich schrieb nur allgemein von einer „großen Überraschung“. Das Schlafzimmer wurde tatsächlich pünktlich geliefert, Die Zwischenräume bei den Matratzen füllte ich einfach mit Büchern aus. Im Krieg ging alles.

Ich wartete von Woche zu Woche auf meinen Walter. Endlich die Nachricht: Ich komme am 1. April 1943 nachts. Ein sonniger März ging zu Ende, und ich konnte schon die Stunden bis zu unserem Wiedersehen zählen. Unsere Wohnung war inzwischen trotz der vielen Mängel ein kleines Schmuckkästchen geworden. Überall standen Wiesenblumen. Ich hatte ein Willkommensschild gemalt: „Gegrüßt seist du daheim, hier wohnt das Glück allein.“

Ich stellte den Wecker auf nachts 1 Uhr, um wach zu sein, wenn er käme. Er mußte ja eine Stunde vom Bahnhof bis zur Wohnung zu Fuß gehen, weil keine Straßenbahn mehr fuhr.

Wie schnell war ich auf den Beinen, als der Wecker klingelte. Als ich zum zweiten Mal vor die Haustür trat, kam er mir auch schon entgegen: Mein Walter war wieder zu Hause.

Strahlend zeigte ich ihm unser schönes Schlafzimmer. Er war inzwischen zum Oberfeldwebel befördert worden. Wieder, wie bisher jedes Mal, wenn er kam, sagte er:

„Ich habe noch keinen Menschen töten müssen!“ Das war für ihn sehr, sehr wichtig.

Es fiel mir schwer, am nächsten Morgen zur Arbeit zu gehen, aber es mußte sein. Täglich mußte ich um Urlaub für die Nachmittagsstunden bitten. Nicht immer wurde er mir gewährt. Das erste Mal in meinem Leben konnte ich nun für meinen Mann und mich in unserer eigenen Küche kochen! Ich hätte mit keinem Menschen auf der Welt tauschen wollen, so glücklich war ich.

Die zweite Woche erhielt ich endlich den Resturlaub für dieses Jahr und konnte nun ganz zu Hause bleiben. Sobald ein bißchen blauer Himmel zu sehen war, ging es raus in die Natur. Wir konnten uns für kleinere Fahrten ein zweites Fahrrad leihen. Wir fuhren in die Lüneburger Heide nach Gifhorn zu Bäckermeister Meineke, wo ich bei Kriegsbeginn als Arbeitsmaid

eingesetzt war. Zuerst erkannten sie mich dort nicht wieder. Sie gratulierten nachträglich zur Heirat. Das kleine Mädchel von damals war inzwischen groß geworden. Wir ließen uns die schönsten Heidewege zeigen, bekamen noch ein Kuchenpaket und fuhren auf unseren Rädern weiter. Die Heide lag ruhig und friedlich im Sonnenschein, keine Menschen unterwegs, nur Panzerspuren führten weit in die Heide hinein. Um den Hermann-Löns-Stein, zur Erinnerung an den großen, beliebten Heidedichter errichtet, war das Heidekraut verkohlt. Traurige Baumstümpfe ragten aus der Erde. Es mußte wohl ein Flächenbrand gewesen sein. Ani Heidekanal trafen wir erstmals Menschen, als wir schon dachten, wir wären allein auf weiter Flur. Wir fanden ein schönes Plätzchen mit weißem Sand und schlanken Birken im hügeligen Land zum Ausruhen, vor uns ein kleiner See mit Wollgras am Ufer. Unwillkürlich summten wir das Lied von der Heide vor uns hin. Wie schön war doch dieser Tag, und wie dankbar waren wir dafür.

Es blieben einige Erinnerungsfotos, obwohl das Fotografieren mit Schwierigkeiten verbunden war. Wir hatten nur einen Film auf Metall-Spule bekommen, der nicht in unseren Fotoapparat paßte. So mußte mein geschickter Walter diesen Film erst ohne Handwerkszeug mit einem spitzen Stein passend machen.

Bei einer anderen Radtour im Querumer Wald verloren wir die Orientierung. Eine schwarze Wolkenwand kam auf uns zu. Ein Wolkenbruch. Wir wurden pudelnaß. Nach einer Stunde Unterstellen merkten wir, daß es wohl so bald nicht aufhören würde zu regnen. Wir stiegen also auf die Räder. Das Wasser quietschte in den Schuhen. Es machte uns richtig Spaß. Als wir nicht mehr nasser werden konnten, fuhren wir absichtlich in die tiefsten Pfützen hinein und lachten über die miesepetrigen Gesichter der Fußgänger. Irgendwann waren wir doch wieder zu Hause, wo sich dann auch in der Wohnung noch die Pfützen ausbreiteten.

Am nächsten Morgen waren die Straßen zwar noch regennaß, doch bald schon eroberte die Sonne den Himmel wieder, und ein schöner Tag lag vor uns.

Auch diese Urlaubstage gingen zu Ende. Wir wußten beide nicht, ob und wann wir uns wiedersehen würden. Im Wohnzimmer stand eine Vase mit Gräsern, die wir in der Heide gemeinsam gepflückt hatten: Erinnerung an schönste Tage.

Es ist schön, wenn man einen Menschen richtig lieb hat. Dann sucht man auch mal nach einem Kosenamen. So begann ich eines Tages meinen Brief an ihn mit „Mein lieber Sechser“, so nennt man bei uns in Thüringen einen geliebten Menschen. Doch die Antwort verblüffte mich: In Ostpreußen ist „Sechser“ ein Schimpfwort für einen Langfinger! „Ich kann dir versichern“, kam umgehend die Korrektur, „ich habe noch nie jemandem etwas weggenommen!“

## **Bombennächte in Braunschweig**

Am 13. November 1943 - mein Walter kam merkwürdigerweise fast immer an einem 13. nach Hause - kam er unerwartet auf Urlaub. Es waren, wie immer, wenn wir zusammen sein konnten, lauter Sonntage.

„Bist du damit einverstanden, wenn ... „, er zählte an seinen Fingern bis 9“, wenn unser Kind am 13. August 1944 geboren wird?“ Ich konnte mir ein Lächeln über diese genaue Datierung nicht verkneifen.

In diesen Tagen gab es besonders viele Luftangriffe, vor allem auf Berlin. Die Bomber flogen dröhnend, Angst und Schrecken einjagend, über uns hinweg. Jede Nacht saßen wir im Luftschutzkeller, oft mußten wir mehrmals das warme Bett mit dem ungemütlichen Keller vertauschen. Walter saß mit zusammengebissenen Zähnen neben mir auf der Holzbank. Kinder, aus dem Schlaf gerissen, weinten. Erstmals sah ich meinen Mann wütend und zornig, daß man so hilflos diesen Bombern ausgeliefert war. „An der Front hat man wenigstens den Feind vor sich!“ sagte er einmal.

Trotzdem machten wir es uns in unserer kleinen Wohnung so schön wie nur möglich, bis wieder der Abschied kam. Diesmal blieb ich nicht allein zurück, denn ich wußte bald, daß mir Walter ein Kind geschenkt hatte.

Nach diesem Weihnachtsfest kam die schwerste Zeit über die deutschen Städte. Keiner wagte sich mehr hinaus auf die Felder, weil Tiefflieger und Jagdbomber rücksichtslos auf die Menschen schossen. Täglich saßen wir stundenlang im Keller, es gab keine einzige Nacht ohne Unterbrechung, ständig war da die Angst um das nackte Leben. Am 10. Februar 1944 erlebte Braunschweig um die Mittagsstunden den bisher schwersten Angriff:

in einer knappen halben Stunde war die Innenstadt völlig zerstört. Tausende von Toten. Als Tage darauf ein langer Zug mit Särgen auf allen zur Verfügung stehenden Lastwagen durch die Stadt zum Friedhof, begleitet von vielen Tausenden Trauernder unterwegs war, ertönten erneut die Sirenen, heulend und schaurig wie immer. Alles flüchtete in die nahen Bunker. Als die Menschen wieder ans Tageslicht kamen, sahen sie das Grauensvolle: Die Lastwagen mit den Toten waren erneut das Ziel der Bomben gewesen. Alles floh entsetzt nach Hause.

Für soviel Grausamkeit hatte niemand von uns Verständnis. In dieser grenzenlosen Hilflosigkeit dachten damals viele nur an Vergeltung.

Am 20. Februar kam unerwartet Besuch aus Naumburg, meine beiden Schwestern. Sie hatten sich aber keinen guten Tag ausgesucht. Wieder Fliegeralarm, wieder Bomben. Wir saßen mit den anderen Hausbewohnern die meiste Zeit im Luftschutzkeller. Ein paar Häuser weiter hatte eine Bombe die ganze Hausgemeinschaft ausgelöscht. Meine Schwestern reisten gleich am

nächsten Tag zurück, doch das ging nicht ohne Schwierigkeiten. Auf halbem Wege zum Bahnhof Sirenengeheul. Erst nach Stunden waren wir am Bahnhof. Der hatte einen schweren Treffer abbekommen. Nun gingen überhaupt keine Züge mehr. Ein Autobus brachte meine Schwestern zur nächsten Bahnstation. Sie kamen nach langer Fahrzeit doch noch gut zu Hause an.

Diese ununterbrochenen Bombenangriffe zerrten schlimm an den Nerven aller. Die ständige Angst, keine Nacht ohne richtigen Schlaf, jeden Morgen selbstverständlich pünktlich im Büro - und das in „anderen Umständen“. Ich konnte es nicht mehr verantworten. Ich kündigte mein Arbeitsverhältnis, um nach Osterode im Harz zu einer Tante mütterlicherseits umzuziehen. Fast vier Jahre hatte ich am Schreibtisch mit einer jüngeren Kollegin, Margret K., zusammen gearbeitet. Sie lebte mit ihrer Mutter in einem kleinen Zimmer, denn vor einigen Wochen hatten sie in einer einzigen Bombennacht alles verloren.

„Fräulein K., ich verlasse Braunschweig, um mein Kind in einer weniger gefährdeten Gegend zur Welt zu bringen. Hier ist mein Wohnungsschlüssel. Sie können dort mit Ihrer Mutter leben. Ich werde mich wieder melden.“

Die letzten Tage in Braunschweig. Kurz vor der Abfahrt wieder Fliegeralarm. Ein Tagesangriff auf unser Werk. Die Bomben flogen in das Maschinenhaus gerade auf der anderen Seite der Straße. Bei uns fiel die Beleuchtung aus, und wir saßen im Dunkeln. Es war die allerhöchste Zeit, daß ich von hier wegkam.

### **Unser erstes Kind**

Ich fuhr nach Osterode. Aber dort blieb ich nur drei Wochen. Eigentlich hatte mich die Tante eingeladen, mein Kind bei ihr zur Welt zu bringen. Sie selbst konnte keine Kinder bekommen. Ihr Mann, mein Onkel Hubert, Mutters Bruder, Regierungsrat und Erbauer der Sösetalsperre, war ebenfalls im Feld. Ihn hatte ich als Kind sehr ins Herz geschlossen. Er war Doktor der Geologie, und ich durfte einmal in den Schulferien mit ihm in den Harz fahren, um Wasserproben von den Bächen zu entnehmen. Mit hohen Gummistiefeln gingen wir bis zur Mitte der kleinen Harzflüsse, um das Wasser in kleine Fläschchen zu füllen. Das war für mich damals sehr interessant und wichtig.

Ich mußte schnell einsehen, daß meine Tante, die selbst als Fürsorgerin berufstätig war, keinerlei Verständnis für eine werdende Mutter hatte. Ich war nur das Dienstmädchen im Hause und bekam für jeden Tag ein Aufgabenprogramm. Abends prüfte sie, ob ich auch in den hintersten Ecken und bestimmt auch über alle Stühle richtig Staub gewischt hatte. Ihren Nachttopf, der unter dem Bett stand, mußte ich ausleeren.

Sattessen konnte ich mich auch nicht, obwohl genügend Vorräte da waren:

„Ein Eierkuchen zum Mittagessen genügt!“

Sie selbst gönnte sich allerdings auch nicht mehr. Da packte ich erneut die Koffer, zumal meine Tante noch sagte:

„Das Kind kommt aber nicht ins Wohnzimmer!“ Weshalb, das erfuhr ich nicht.

Am späten Abend meines letzten Tages in Osterode färbte sich der Himmel im Norden blutrot. Der OKW (*Oberkommando der Wehrmacht*) -Bericht meldete am nächsten Tag den bisher schwersten Luftangriff auf Braunschweig.

Eigentlich hätte ich mir noch gern Sachen aus meiner Braunschweiger Wohnung geholt. Ich fuhr zunächst nach Nordhausen, wo ich immer willkommen war. Nun war ich doch wieder in Naumburg gelandet. Ich stieg hinauf in mein Dachstübchen, sah von dort hinüber zum nahen Birkenwäldchen und mußte darüber lächeln, daß mein Bruder Helmut, unser Nachkömmling, statt Birken- immer Gurkenwäldchen sagte.

Bis nach Naumburg waren die Bomber noch nicht gekommen. Wie sehr genoß ich es deshalb, endlich wieder die Nächte durchschlafen zu können. Meine liebste Beschäftigung war nun die Gartenarbeit an der frischen Luft.

Naumburg war Lazarettstadt geworden. Viele Angehörige kamen von außerhalb, um ihre Verwundeten zu besuchen. Unsere Mutter vermietete jedes freie Zimmer. In unserem schönen Haus gab es nun auch kein ruhiges Plätzchen mehr.

Die militärische und politische Lage wurde immer bedrohlicher. Von allen Fronten wurden Rückzüge gemeldet. Wo blieben unsere Siege und Sieger? Und dennoch glaubten wir immer noch an Deutschlands große Zukunft!

Die Bombenangriffe rückten auch uns immer näher, die großen Werke Leuna und Buna waren ja nicht weit von uns entfernt. Immer wieder loderte es in den Nächten rot am Himmel auf, wenn eine uns näher liegende Stadt Ziel dieser bestialischen Luftangriffe geworden war. Eigenartig: Wenn ich Nachrichten hören wollte, hatten meine Eltern irgendeinen Auftrag für mich, etwas zu holen oder wegzubringen.

„Nun will ich doch auch mal Nachrichten hören!“ beharrte ich endlich. So erfuhr ich erst drei Tage später von der Invasion der westlichen Alliierten an der Normandieküste, genau dort, wo mein Mann stationiert war. Mein Gott! Ich war wie gelähmt vor Angst.

Erst Wochen später wieder Post von ihm: Er war in Sicherheit!

Eine ganz unerwartete Freude! Nie hätte ich in diesen schweren Tagen zu hoffen gewagt, daß mich Walter besuchen könnte. Es war ein sonniger Sommertag, vier Wochen vor der Niederkunft, als er mich in seine Arme nahm. Das war in meinem Zustand gar nicht so einfach.

Er hatte wieder einmal eine Dienstreise zu machen - ich erfuhr nie, was das für Dienstreisen waren - , und wir konnten 24 Stunden zusammen sein. Walter machte sich nur Sorgen um mich und das Kind, niemals um sich selbst. In keinem Brief hatte er je geklagt. Nie spürte ich Angst bei ihm, daß ihm etwas passieren könnte. In dieser Nacht konnte er seine liebe Hand auf meinen Leib legen und die Bewegungen des Kindes spüren. Ein tiefes Glücksgefühl erfaßte uns beide.

In der Nacht zu meinem 23. Geburtstag mußten wir innerhalb von Minuten in den Luftschutzkeller, die Bomben fielen bereits. Es blieb keine Zeit, sich noch anzuziehen. Die Folge war eine schwere Erkältung:

„Nierenschlag“ stellte der Arzt fest. Es kamen schmerzvolle Tage und Nächte. Bis 14 Tage vor der Entbindung lag ich im Bett, meine Mutter pflegte mich liebevoll.

Aber meine Kräfte hatten doch nachgelassen. Der Arzt wollte, daß ich im Krankenhaus entbinden sollte, weil mit Nierenkrämpfen zu rechnen war. Doch meine Mutter wehrte sich dagegen. In den letzten vier Wochen waren dort zwei Wöchnerinnen aus unserer Nachbarschaft gestorben. Ich blieb also zu Hause. Die Hebamme, die geholfen hatte, meinen Bruder Helmut vor zweieinhalb Jahren zur Welt zu bringen, war benachrichtigt.

Ein Tag vor dem 13. August 1944. Meine Eltern hatten mich überredet, mit ins Kino zu gehen. Es gab den Film mit Marianne Hoppe „Ich brauche dich“. Ich bekam im Kino aber keinen Platz neben meinen Eltern.

„Keine Sorge“, beruhigte ich sie, „wenn es bei mir losgeht, sage ich einfach laut: Ich brauche dich!“

Es ging aber alles noch gut. Wir kamen spät nach Hause. Dort wartete eine Überraschung auf mich, nämlich eine Benachrichtigung von der Bahn, daß drei große Blumenpakete abzuholen waren. Das taten meine beiden Brüder Friedrich und Hartmut allzu gern und auf der Stelle. Bald standen in meinem Zimmer, es war inzwischen kurz vor Mitternacht, Gladiolen und Nelken aus Holland, wo mein Walter noch immer war. Blumen für sein Kind, das noch gar nicht geboren war, und Blumen für mich. Meine Freude war riesengroß!

Schon wenige Stunden später wußte ich, daß unser Kind am Sonntag, dem 13. August 1944, geboren werden würde. Ein Sonntagskind also, wie mein Mann ausgerechnet hatte!

Doch meine Mutter schickte mich wieder ins Bett, als ich von den ersten Wehen sprach:

„Schlaf noch, das dauert noch lange genug!“

Aber an Schlaf war natürlich nicht mehr zu denken. Ab 7 Uhr am Morgen ging ich durchs Haus spazieren. Die Hebamme war auch da. Es dauerte wirklich noch lange. Meine Hebamme war ganz verzweifelt:

„Ihr Leib besteht, glaube ich, nur aus Muskeln. Leistungssport ist gar nicht so gut, wenn man Kinder haben möchte!“

Plötzlich wieder Alarm! Eine Bombe fiel 300 Meter von unserem Haus entfernt auf ein freies Feld, genau unterhalb vom Birkenwäldchen.

Kurz vor Mittag wurde unsere Tochter Heidi geboren, sieben Pfund schwer. Die Entspannung nach der Geburt war etwas Wunderbares.

Telegramme unterrichteten meinen lieben Walter und unsere Angehörigen in Ostpreußen über die Geburt unserer kleinen Adelheid. Diesen Namen hatte Walter für ein Mädchen ausgesucht, ein Junge hätte den Namen Wolfgang bekommen, weil ich die Musik Mozarts so sehr liebe.

Schon am Mittwoch darauf mußte unser Kleines aus der schönen warmen Sonne auf dem Balkon in den kalten Keller des Luftschutzraumes. Die Hebamme war zum Glück gerade bei mir und konnte mir helfen, denn meine Mutter war in der Stadt. Naumburg wurde getroffen, Ziel war das Heereszeugamt.

Danach lag ich wieder in meinem Wöchnerinnenbett. Das Kinderbettchen stand am Fuß meines Bettes. Ich konnte mich nicht daran satt sehen, wie immer wieder die kleinen Ärmchen unserer Heidi durch die Luft griffen. Mein kleiner Bruder Helmut konnte nicht begreifen, daß ich nun auch eine Mutti war und sagte drollig:

„Wo bist du eine Mutti? Zeig mal!“

Eine Woche später, wieder ein Sonntag. Es klingelte. Das konnte nur mein Walter sein! Er war angekommen, um diesmal nicht nur mich allein in seine Arme zu nehmen. Drei Tage konnte er bleiben, so lange hatte er Sonderurlaub. Gleich am ersten Tage schob er den Kinderwagen mit seiner Tochter Heidi durch die Straßen, und ich ging glücklich neben ihm.

### **Unser letztes gemeinsames Weihnachten**

Heidi war nun schon über 4 Monate alt. Es war ein Tag vor Heiligabend, fast 22 Uhr. Ich stillte mein Kind. Da klingelte es.

„Wer kommt denn jetzt noch?“ fragte meine Mutter.

Ich sagte auf einmal: „Mach schnell auf, das ist mein Walter!“

Er war es wirklich. Für wenige Stunden konnte er zu uns kommen. Er hatte viel riskiert, um uns zu sehen. Mit einer Maschine war er bis nach Leipzig geflogen, von dort nahm er eine Taxe nach Naumburg.

Er hielt seine Tochter auf dem Arm Als ich Heidi schlafen legen wollte, gab er sein Kind nicht her: „Laß es mir noch, ich weiß ja gar nicht, wann ich mein Kind mal wieder im Arm halten kann.“ Nur 5 Stunden später mußte er, mitten in der Nacht, wieder fort. Vater und ich brachten ihn zum Bahnhof, zum Schnellzug nach Leipzig. Von dort mußte er zurückfliegen, um früh wieder im Dienst zu sein. Mein Walter ging durch die Sperre, drehte sich noch einmal um. Sein Gesicht war sehr ernst und unendlich traurig. Ich ergriff die Hand meines Vaters. Wie ein Stich ging es mir durchs Herz:

„Jetzt sehe ich ihn zum letzten Mal“ sagte ich. Ich lief durch die Sperre und hing noch eine Minute an seinem Hals. Dann ging er für immer von mir. Wir haben uns nie wiedergesehen.

### Vor dem Kriegsende

14 Tage später erschreckten uns die schauerlichsten Sirenen: Giftgasalarm! Gasmasken auf! Ich weigerte mich: Was sollte mit meinem Kind geschehen, gerade fünf Monate alt? Unsere Mutter legte Essigtücher auf den kleinen Mund. Wie sie schrie! Schnell in den Keller, wir hatten zum Glück in unserem Hause einen gut ausgebauten Luftschutzraum mit abgedichteter Eisentür. „Was passiert jetzt?“ Unser Vater versuchte, uns zu beruhigen:

„Vielleicht kommt jetzt die Wende! Wenn unsere V-Waffen eingesetzt werden, dann ist der Krieg zu Ende.“ Wir wollten es einfach glauben und wurden ruhiger.

Was war wirklich geschehen? Im Leuna- oder Bunawerk war ein riesiger Kessel explodiert. Daraus war Gas entwichen. Also kein V-Waffen-Einsatz zur „Rettung Deutschlands“.

Noch kam Post von Walter. Er hatte die Truppe gewechselt. Es kränkte ihn zu sehr, daß seine geliebte Heimat Ostpreußen von den Russen überflutet worden war. Seine Familie war auf der Flucht, seine Cousinen von Russen verschleppt. Von ihnen haben wir nie wieder etwas gehört. Er meldete sich deshalb freiwillig zur Infanterie. Glaubte er wirklich, damit Deutschland und seine Heimat noch retten zu können? Er kam nach Berlin zum Einsatz. Unablässig flogen die britischen Bombengeschwader zur Reichshauptstadt und luden dort ihre schreckliche Fracht ab. Und dennoch waren seine Briefe - bis heute alle aufgehoben - nur voller Sorge um seine Frau und sein Kind.

13. Februar 1945. Unsere Adelheid war an diesem Tage genau ein halbes Jahr alt. Zwei Frauen kamen mit schweren Schritten und sehr langsam die Danziger Straße hochgegangen und standen vor unserem Hause. Es war ein kalter Wintertag. Sie hatten ihre Kopftücher zum Schutz vor der Kälte um die Köpfe geschlungen, so daß nur noch die Augen zu sehen waren. Ich erblickte sie vom Wohnzimmerfenster aus. Auf einmal wußte ich, wer draußen stand: meine Schwiegermutter, unsere liebe gute Mama aus Ostpreußen, mit ihrer Tochter Hilla. Vier

Wochen waren sie auf der Flucht gewesen, hatten auf einem Lazarettzug zwischen den Wagen auf den Puffern gesessen, nicht ein einziges Mal konnten sie sich in diesen Wochen waschen oder die Wäsche wechseln, nichts von ihrer Habe mitbringen. Mama hatte eine Aktentasche bei sich, darin waren ein Nachthemd und ein Gesangbuch. Hilla war schwanger. Auch sie wußte von ihrem Mann nur, daß er in Kurland eingesetzt worden war. Was waren das für schreckliche Zeiten! Vier Wochen später kamen noch einmal Verwandte aus Ostpreußen, dabei die Schwägerin Lotti aus Allenstein. Auch ihr Mann war Soldat, irgendwo.

In der Nacht zum 12. April 1945 konnte ich nicht schlafen. Ich wälzte mich von einer Seite auf die andere und hatte schreckliche Angst. Aber wovor? Plötzlich wußte ich es: Ich hatte Angst um meinen Mann! Ich stand auf, ging - es war 3 Uhr nachts - ins Schlafzimmer meiner Eltern und weckte meine Mutter:

„Ich habe solche Angst, heute passiert was mit meinem Mann.“ Mutter versuchte, mich zu beruhigen. Aber meine Angst blieb.

Doch noch war der Krieg nicht zu Ende. Es kam der 20. April 1945, Führers Geburtstag. Der Kanonendonner kam immer näher, wir konnten allerdings nicht sagen, von welcher Seite. Wir hörten Nachrichten. Da kam doch die uns wohlbekannteste Stimme von Dr. Goebbels an unser Ohr:

„Heute ist Führers Geburtstag ... Unverbrüchlich steht das deutsche Volk hinter ihm ....., Zum Abschluß wage dieser Mann noch zu sagen: „Und wir siegen doch!“

Ein Schrecken jagte den anderen. Naumburg wurde zur Festung erklärt. Was nun? Ich sagte meinen Eltern, daß ich in der Stadt nicht mit meinem Kind bleiben würde. Meine Schwägerin Hilla und ich radelten los, um außerhalb Naumburgs auf einem Dorf für uns Unterkunft zu finden. Wir wollten nicht in einer Stadt bleiben, die verteidigt werden sollte.

Wir kamen nicht weit. Tiefflieger machten auf uns Jagd. Wir krochen in eine Abwasserröhre neben der Landstraße bei einem kleinen Bahnhof. Plötzlich rauschten Bomben auf die Schienen nieder. Als der Spuk vorbei war und wir endlich aus der Röhre herauskrabbeln konnten, war ein Haus auf der anderen Straßenseite zerbombt. Unsere Räder waren kaputtgeschossen, wir schoben sie nach Naumburg zurück, vorbei am brennenden Heereszeugamt.

Nur wenige Tage später sahen wir zu, als auf dem Rathaus in Naumburg

- wir wohnten außerhalb und konnten es sehr gut vom Balkon aus beobachten - die amerikanische Flagge gehißt wurde.

Nun war der Krieg für uns wirklich zu Ende!

## NACHKRIEGSZEIT

### Die Sieger

Bei Kriegsende lebten in unserem Einfamilienhaus 17 Personen: Meine Eltern, die Geschwister, meine Tochter und ich, Flüchtlinge aus Schlesien und meine Verwandten aus Ostpreußen.

Den Amerikanern gefiel ausgerechnet unser Haus besonders gut. Wir saßen am Mittagstisch bei unserer bescheidenen Mahlzeit. Es klopfte.

„In einer Stunde ist das Haus geräumt, wir brauchen es 1 Mitnehmen dürfen Sie nur, was Sie tragen können.“

Da half kein Jammern und Klagen. Ich packte Heidi in den Kinderwagen, die nötigste Wäsche dazu, das war alles. Bei einer Tante, Schwester meiner Mutter, die in der Nähe wohnte, fand ich Aufnahme. Sie war verheiratet und hatte eine kleine Tochter Sigrid, so alt wie meine Heidi, fand ich Aufnahme. Aber ein Bett gab es nicht für mich. Ich schlief wochenlang in einem durchhängenden Liegestuhl. Mein Kreuz spürte ich schon lange nicht mehr, es war wie abgebrochen. Die übrige Familie war in der Nachbarschaft untergebracht.

Unser Haus wurde Hauptquartier und Kommandozentrale der Amerikaner. Die Haustür stand Tag und Nacht offen. Ab und zu wagten wir von fern einen Blick in unsere Küche. Sie hatten die Flieger-Extra-Uniform meines Mannes gefunden, sie hing auf einem Bügel mitten in der Küche an der Lampe. An die Uniform angesteckt waren das Mutterkreuz, die Ehrennadel der Nazis für 6 geborene Kinder, und das Parteiabzeichen meines Vaters, das er selbst nie getragen hatte. Auf dem Dach des Hauses lagen, Wind und Wetter preisgegeben, unsere Federbetten mit den mühsam gerupften Daunen aus Ostpreußen. Das rote Inlett war weithin sichtbar für die Flugzeuge der Amerikaner, die nun über Naumburg flogen, aber wenigstens keine Bomben mehr abwarfen.

Die Amis fuhren mit ihren Militärwagen in mörderischem Tempo durch unsere Stadt. Oft mußten wir zur Seite springen, doch dann lachten die Soldaten nur dröhnend von ihren Fahrzeugen hinter uns her oder warfen uns Schokoladentafeln zu. Doch sie hatten sich getäuscht, wenn sie glaubten, wir würden uns darauf stürzen. Zuerst warfen sie Bomben und nun Schokolade! Nur wenn sie außer Sicht waren, kamen die Kinder und holten sich die Kostbarkeiten.

Nie vergesse ich, wie empört ich reagierte, als ich von den Konzentrationslagern hörte. Ich konnte und wollte es einfach nicht glauben. Selbst mein Vater - als ehemaliger Parteigenosse - hatte keine Ahnung gehabt:

„Das ist nur Hetzpropaganda gegen uns Deutsche“, sagte er.

Und dann war es doch wahr! Wie konnte so etwas nur geschehen? Nicht nur Millionen Opfer an den Fronten, sondern gezielt hingemordete Menschen, nur weil sie einer anderen Rasse angehörten oder gegen das Regime gearbeitet hatten? Entsetzen erfaßte mich.

Eines Tages zogen die Amerikaner ab. Sie räumten Thüringen. Als Ersatz bekamen sie dafür einen Sektor Berlins. Meine Eltern und Geschwister durften ins Haus zurück. Ich wollte mit meiner Tochter allein bleiben, ebenso Hilla, die hochschwanger war. Wir zogen in das kleine Nachbardorf Almrich.

Die Amis hatten unser Haus in einen Schweinestall verwandelt. Wochenlang war nichts gereinigt worden. Die Einmachgläser mit Obst und Gemüse waren alle geöffnet worden, der Inhalt in der Speisekammer ausgeschüttet. Alle Lebensmittel waren mit Abfall und Asche vermenget. Die leeren Gläser standen, mit dem Kot dieser Barbaren gefüllt, in Reih und Glied in der Wohnung aufgestellt.

Hilla und ich wohnten nun also in Almrich, vier Kilometer von Naumburg entfernt, jeder bei einem anderen Bauern. Ich hatte ein winziges Zimmer über dem Hühnerstall, ohne Licht, ohne Heizung, ohne Wasser und nur über eine Leiter zu erreichen. Es war gottlob Sommer. Heidi war noch kein Jahr alt. Zu essen hatten wir so gut wie nichts. Als wir in Naumburg so schnell aus unserem Haus mußten, hatten wir nicht daran gedacht, Lebensmittel einzupacken. Mein ganzes Glück war, daß ich noch stillen konnte.

Die Fremdarbeiter, Polen und Tschechen vor allem, machten in diesen Tagen Jagd auf deutsche Frauen und Mädchen. Drei Tage Plünderungsfreiheit und das Recht auf alles, was weiblich war, hatten ihnen die Amerikaner erlaubt, bis die nächsten Besatzer, die Russen, kamen.

Ich blieb drei Tage in meinem Zimmer über dem Hühnerstall. Der Eimer war unsere Toilette. Wenn Heidi weinte, legte ich sie an die Brust, und wenn sie sich nicht beruhigen ließ, bedeckte ich ihr Gesicht mit einem Kissen. Nur so fanden mich die Vergewaltiger nicht.

Dann kamen die Russen, die neuen Besatzer, mit Panjewägelchen und ärmlich gekleidet. Das waren die Sieger über unsere Männer, unsere Soldaten.

Auch ihnen gefiel unser Haus in Naumburg. Aber diesmal durfte die Familie wenigstens dort wohnen bleiben. Mutter mußte für die Offiziere, die sich hier eingenistet hatten, kochen. Dabei fiel doch einiges für die Familie ab. Mutter wußte sich schon zu helfen.

Sascha, der ranghöchste Offizier im Haus, glatzköpfig, untersetzt und mit kleinen Augen, war kein schlechter Mensch. Er sagte zu unserer Mutter immer „Mamatschka“. Meine Geschwister bekamen nun öfters Brot.

„Warum du nicht kochen Sirup von Zuckerrüben?“ fragte Sascha unsere Mutter.

„Wir haben doch keine Zuckerrüben.“

In der folgenden Nacht war ein ziemliches Gepolter vor dem Haus. Ein Lastwagen hielt, und zwei Russen schaufelten mehrere Zentner Zuckerrüben, die die Russen irgendwo vom Felde geholt hatten, vor unsere Haustür.

„Nun koch Sirup!“

Unsere Mutter mehr entsetzt als erfreut:

„Ja, womit? Ich habe doch keine Kohlen und nur noch wenig Holz im Keller!“

Auch da wußte Sascha Rat. In der nächsten Nacht wurde eine Fuhre Briketts vor unserem Haus abgeladen. Die Nachbarn staunten neidisch oder auch feindlich. Nun wurde Sirup im großen Kessel in der Waschküche gekocht. Ich half tüchtig mit. Nebenbei konnten wir das halbweiche Zeug essen. Wir hatten tagelang keinen Hunger mehr!

Später, bei der Entnazifizierung wurde mein Vater von den Nachbarn denunziert, wir hätten uns von den Russen alles, was wir brauchten, heranschaffen lassen.

Mir ging es in Almrich recht gut, denn ich hatte nicht nur meine Lebensmittelkarte, sondern auch eine für meine kleine Tochter und außerdem eine Zusatzkarte fürs Stillen. Zum Glück fand ich bald ein besseres Zimmer, diesmal direkt am Bahnübergang, wo Lottis Mann Emil später nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft Bahnwärter wurde. Wie froh waren wir in unserem neuen Zimmer, denn wir hatten fließendes Wasser, einen Ofen und elektrisches Licht!

Dennoch mußte ich die ersten Wochen Betteln gehen, ich wog schon lange keinen Zentner mehr. Zuerst in die Mühle, wo ich tatsächlich ein Pfund Mehl geschenkt bekam, und das nicht nur einmal.

In diesen schlimmen Zeiten nach dem Kriege habe ich etwas getan, was sich nie in meinem Leben wiederholt hat: Ich habe gestohlen, um mit meiner Tochter zu überleben!

Die Familie Bartels, bei der ich wohnte, waren Kleinbauern. In ihrem Keller lag ein großer Haufen Kartoffeln, nichts war abgeschlossen, und ich holte mir hin und wieder mal eine Mahlzeit.

Wann immer ich nach Hause kam, war dort etwas los. Ab und zu brachte ich meiner Familie Obst oder Gemüse, denn auf dem Land bekam man doch noch eher etwas als in der Stadt. Heidi saß inzwischen schon im Sportwagen. Einmal lag ein großes Netz mit Spinat zu ihren Füßen.

„Wer soll das alles essen? Kaninchen oder die Oma?“

Ein andermal kamen wir zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt. Eine wilde Verfolgungsjagd mit viel Geschrei spielte sich im Treppenhaus ab. Ein russischer Offizier,

Gregori - er hatte wieder einmal zu viel getrunken- stellte meiner damals 20-jährigen Schwester Gertraude nach. Sie flüchtete in das obere Stockwerk, er folgte ihr mit Drohungen. Unsere Mutter eilte händeringend zu Sascha und klagte Gregori an. Mutters Wehklagen tönte durchs Haus. Sascha erhob sich langsam und drohend, sein untersetzter Körper lehnte sich für einen Moment an den Tisch, er lief puterrot an, selbst die Glatze färbte sich. Plötzlich stürmte er davon. Er schoß mit der Pistole in die Decke. Dann ging es los! Heiser schrie er durchs Haus: „Gregori!“ Es polterte lange, dann wieder ein Schuß. Stille, unheimliche Ruhe - aber nur für Sekunden. Gregori hatte sich im Badezimmer eingeschlossen. Sascha stand davor, rüttelte an der Klinke, schoß durch die Tür und warf sich mit seinem ganzen Körper dagegen. Die Tür gab nach. Das Fenster stand offen. Gregori war vom ersten Stock in den Hof gesprungen. Sascha rannte auf den Balkon und suchte von oben den Flüchtigen. Doch Gregori war nicht mehr zu sehen. Er ließ sich in unserem Hause nicht mehr blicken.

### **Das Leben geht weiter**

Inzwischen hatte meine Schwägerin Hilla einen Sohn geboren. Unsere ostpreußische Mama lebte mit ihr zusammen. Die Taufe fand am 5. Oktober 1945 in der kleinen Dorfkirche statt. Wir waren alle sehr bedrückt, denn nur Hilla wußte noch nicht, daß ihr Mann gefallen war. Die Nachricht war zu meinen Eltern gekommen. Wir sagten es ihr erst nach der Taufe. Noch ein Kriegskind ohne Vater.

Kurz vor Weihnachten meldete sich Hillas Bruder, mein Schwager, erstmals aus der Gefangenschaft. Welche Freude besonders auch für unsere Mama! Ich war nicht neidisch. Lotti hatte die Heimat Ostpreußen verloren, dazu schon zwei Kinder, als sie noch klein waren. Ich wußte – davon war ich damals noch felsenfest überzeugt - , daß mein Walter wiederkommen würde.

Ein halbes Jahr lebten wir nun schon im Frieden. Die Ungewißheit um den liebsten Menschen quälte mich immer mehr. Ich kam zu meiner Mutter, um der Familie wieder einmal Lebensmittel zu bringen.

Sehr feierlich sagte meine Mutter: „Heute ist Post von deinem Walter gekommen.“

Ich war wie versteinert. Dann stürzte ich ins Haus, nahm den Brief an mich, drückte ihn an mein laut klopfendes Herz:

„Es interessiert mich überhaupt nicht, was drin steht. Ich weiß jetzt, daß er lebt!“

So etwa hatte ich gesprochen. Ich öffnete den Brief:

„12. April 1945. Wir kommen heute zum Einsatz. Mach Dir um mich keine Sorgen. Ich komme wieder!“

Selbst in der Umschlagklappe stand noch einmal: „Ich komme wieder!“

Es waren seine letzten Worte für mich, seine Frau. Der Brief war in Berlin-Nord aufgegeben worden und hatte ein halbes Jahr gebraucht, um mich zu erreichen.

An dieses „Ich komme wieder!“ klammerte ich mich jahrelang, wenn mich die Wartezeit erdrücken wollte. Es waren ja noch so viele Soldaten in Gefangenschaft. Doch die Ungewißheit war etwas ganz Schlimmes. Einen Tag hörte man: „Da kommen so viele um in den Gefangenenlagern, sie sterben wie die Fliegen an Krankheiten und Unterernährung, keine Hygiene!“

Am nächsten Tag: „Da sind noch so viele Soldaten in sogenannten Schweigelagern, sie dürfen nicht schreiben....“

### **Weihnachten 1945**

Weihnachten stand vor der Tür. Wir mußten nun nicht mehr hungern. Ich hatte allein für meine Tochter und mich 9 Zentner Kartoffeln zusammengestoppelt. Einen Heidenspaß hatten mein Vater und ich, als wir einen unterirdischen Hamsterbau ausgraben durften: über einen halben Zentner Erbsen förderten wir zu Tage. Zur Belohnung für die erschlagenen Hamster schenkte uns der Bauer zwei Stücke Speck, die wir in der Raucherkammer des Metzgers aufhängen ließen. Als wir unseren Schatz vor dem Weihnachtsfest holen wollten, war in der Nacht vorher eingebrochen worden und unsere Speckstückchen mit verschwunden.

Zum Fest backte ich einen großen Blechkuchen für die ganze Familie: Hefeteig, doch anstatt Mandeln oder Nüsse gab es geschrotete Erbsen mit Zuckersirup als Belag. Und wie der Kuchen schmeckte!

Die Familie wollte sich Weihnachten im Elternhaus in Naumburg treffen.

Meine Tochter war nun schon fast eineinhalb Jahre alt. Ich wünschte, Weihnachten wäre vorbei, denn ich hatte noch immer keine Nachricht von meinem Mann.

Noch fehlten ein paar Tage bis zum 24. Dezember 1945.

Da flatterte uns buchstäblich ein Braten ins Haus: eine wohlgenährte Gans watschelte durch unseren Garten in Naumburg, meine beiden Brüder Friedrich und Hartmut, 13 und 11 Jahre alt, auf den Spuren des großen, verheißungsvollen Vogels. Sie lockten sie mit den zärtlichsten Worten heran und griffen zu. Nur ein kurzes, aufgeregtes Geschnatter. Friedrich hielt der Gans den Schnabel zu, und schon war das Federvieh in unserer Garage, die direkt unter der Küche lag, aber nie ein Auto gesehen hatte.

Die nächsten Tage über wurde das Tier gut gefüttert, damit es sich möglichst ruhig verhalten sollte. Unser Vater wollte von dem ganzen Geschäft nichts wissen, er hatte Angst, daß das Tier irgendwelchen Russen aus der Nachbarschaft gehörte. Aber die restliche Familie hatte keinerlei Bedenken:

„Die Gans wurde uns vom Herrgott geschickt!“

So bekam das Tier wenigstens noch einen Namen: Herrgottsgans! Doch wer sollte sie schlachten? Gerade stieß sie wieder einmal in ihrem unfreiwilligen Verließ laute Protestschreie aus. Das wurde gefährlich! Sollten die Russen in unserem Haus dahinterkommen, war sie ohnehin für uns verloren.

„Du mußt sie sofort schlachten!“ Die Stimme unserer Mutter war klar und bestimmt, als sie unserem Vater das schärfste Messer, das sie besaß, in die Hand drückte. O weh, mein armer Vater!

„Wir helfen dir alle mit!“

Dann standen wir in der halbdunklen Garage. Einer hielt der Gans den Schnabel zu, das war schon einmal Schwerarbeit. Zwei andere packten sie bei den Flügeln und Beinen. Vater atmete tief durch, dann legte er das Messer zur Seite, ergriff das Beil und trennte mit einem Schlag den Kopf vom Hals. Noch einmal bewegten sich die Flügel auseinander, als wenn das kopflose Tier noch entfliehen wollte. Wir atmeten erleichtert auf, denn nun konnte kein Geschnatter mehr unseren Herrgottsbraten verraten. Wir waren blutbespritzt, aber glücklich. Sofort begann das große Rupfen. Rasch wurden alle Spuren beseitigt.

Noch am selben Nachmittag kamen vier russische Soldaten und fragten, ob uns eine Gans zugelaufen wäre. Wir fühlten uns völlig unschuldig und schüttelten nur immer mit dem Kopf. Sie zogen weiter, und wir lachten uns eins ins Fäustchen.

Das Braten und Zubereiten war nicht ohne Gefahr. Unsere Mutter wählte dazu die Nacht und richtete unseren köstlichen Festtagsbraten auf einem ausgedienten Küchenherd in der Waschküche an.

Nie vergesse ich unser Festmahl mit den übermütigen und glücklichen Augen meiner Geschwister.

Es war das erste Weihnachten ohne Krieg und Bombenangst, ohne „Christbäume“ am Himmel, die schrecklichen Zeichen für die folgende Bombardierung. Die Russen im Hause waren wieder einmal besoffen. Sie verlangten, daß unsere Eltern und wir mittrinken sollten. Mit viel Raffinesse schafften es die Eltern, den hochprozentigen Schnaps, der auch für die Kinder eingegossen worden war, unter dem Tisch auf den Teppich zu schütten - bis mein pfiffiger

Bruder Friedrich auf die glänzende Idee kam, den Schnaps unter dem Tisch in einem Gefäß zu sammeln, um ihn später wieder an die Russen verkaufen zu können.

Sascha fragte meine Mutter: „Warum Ruth so viel weinen?“

Mein Vater versuchte ihm klarzumachen, daß ich immer noch nicht wußte, wo mein Mann geblieben war.

Sascha verschwand und kam mit einem randvoll gepackten Geschenke-Korb für mich zurück: Wäsche, Kleiderstoff, eine Lederhandtasche, Lebensmittel.

„Für Tochter Ruth!“

Er strahlte übers ganze Gesicht und richtete seine hellen Augen auf mich. Aber ich wies alles zurück: „Ich nehme von den Russen nichts!“ Meine Eltern beschworen mich:

„Verärgere Sascha nicht! Er kann auch nichts dafür. Er ist nicht schlecht!“

Ich nahm den Korb, sagte kurz danke und zog mich zurück. Den Inhalt überließ ich meiner Mutter.

### 1946

Das neue Jahr war leise ohne Festlichkeit gekommen. Im Dorf war es ruhig geblieben. Die Gewalttaten im Dorf und in der Umgebung hatten allerdings zugenommen.

Heidi wurde kurz nach Silvester krank. Sie hatte hohes Fieber. Ich machte Wadenwickel. Doch nichts half. Ich blickte in ihren Mund: völlig zu mit einem weißen Belag. Ich rannte so schnell wie möglich zur Post und rief den Arzt an:

„Bitte kommen Sie sofort und bringen Sie eine Spritze mit, meine Tochter hat Diphtherie!“

„Nur langsam“, war seine Antwort, „die Diagnose stelle ich. Aber ich komme.“

Ich konnte es kaum erwarten. Es dauerte eine halbe Stunde. Der Arzt untersuchte Heidi, dann schaute er mich ernst an:

„Sie hatten recht. Nur gut, daß ich alles dabei habe. Aber Sie müssen unbedingt Ihr Zimmer besser heizen.“ „Ich habe aber nur Holz.“ Der Arzt ging.

Ich ging auch: um Kohlen zu besorgen. Ich wußte von anderen, die sich schon eingedeckt hatten, auch wo, nämlich am Bahnhof von Naumburg. Dort standen mehrere Waggons voll mit Briketts. Die Sorge um meine Tochter war größer als die Angst vor den Russen. Ich ließ mein krankes Kind allein zurück und ging die 6 Kilometer durch Schnee und Nacht zu Fuß mit einem Rucksack. Ich nahm den Weg über die Felder und nicht durchs Dorf. Ich schaffte es, spürte kaum die Kälte. Ich kletterte auf einen Waggon, wo noch vier andere „Diebe“ beschäftigt waren. Keiner sprach mit dem anderen, jeder packte nur rasch Tasche oder Sack voll und verschwand in der Dunkelheit.

Mein Rucksack war schwer und zwang mich regelrecht zu Boden. Plötzlich hörte ich hinter mir Pferdegetrappel und russische Schimpflaute. Ich ließ mich längelang hinfallen und kullerte mit Rucksack und Kohlen in einen Graben. Das war mein Glück. Ich wurde nicht entdeckt. Geschrei, nur ein paar hundert Meter von mir entfernt! Ich lag unbeweglich, ich weiß nicht mehr wie lange.

Ich entkam und packte zu Hause meinen Rucksack aus: 45 Briketts!

### Hamsterfahrten

Es war ein Samstag. Vom Bürgermeister unseres Dorfes kam ein Brief:

*„Ab Montag der kommenden Woche sind Sie verpflichtet, dreimal in der Woche 4 Stunden für die Gemeinde zu arbeiten. Da sie ein noch nicht schulpflichtiges Kind haben, das in den Kindergarten geht, haben wir Sie vormittags von 8 bis 12 Uhr eingeteilt. Als erstes werden Sie in den kleinen Anlagen bei der Kirche Unkraut jäten. Das soll ein Beitrag dafür sein, daß Ihnen die Gemeinde im Monat 35 Mark Halbwaisengeld zahlt.“*

Um dieses Geld zu bekommen, mußte ich meinen Mann für tot erklären. Lange sträubte ich mich, ich brachte es einfach nicht fertig. Doch meine liebe ostpreußische Schwiegermutter drängte: „Unser Walter kommt nicht wieder, ich spüre es!“ Und sie sagte damals schon zu mir: „Heirate wieder!“ Ich war ihr fast ein wenig böse, daß sie so gar keine Hoffnung mehr hatte. Ich bekam also 35 Mark im Monat, wovon 17 Mark für die Miete abgingen. Ein Brot kostete auf dem schwarzen Markt 60 Mark. Ich konnte ein altes Spinnrad kaufen und begann, Wolle und Garn aus Verbandswatte für uns und fremde Leute zu spinnen; ich strickte Pullover gegen Bezahlung, für einen Pullover bekam ich 12 bis 15 Mark, je nachdem ob mit kurzem oder langem Ärmel. Während des Strickens sang ich meiner kleinen Tochter, die im Ställchen spielte, stundenlang Lieder vor, sagte Gedichte auf und erzählte Märchen. Ich bemalte für ein Geschäft in Naumburg Lampenschirme und Nähkästen, später zu Ostern bunte Eier und bekam für jedes bemalte Ei 10 Pfennige. Ich übernahm Schreibarbeiten auf einer geliehenen, alten und klapprigen Schreibmaschine. Ich gründete einen Chor, und jeder Sänger gab mir monatlich 50 Pfennige. Wir sangen in der Kirche und bei Geburtstagen älterer Gemeindeglieder. Da gab es auch mal ein Stück Kuchen für uns Sänger.

Einmal mußte ich Heidi mit in die Kirche nehmen, als unser Chor zu einer Hochzeit singen sollte. Ich schärfte meiner Tochter ein, ganz ruhig zu sein, was sie auch versprach. Das Brautpaar betrat die kleine Dorfkirche, wir sangen leise den Bachsatz „Befiehl du deine Wege ...“, - da rief Heidi laut und aufgeregt in die Kirche, als sie den Mesner zum Altar gehen sah: „Dort unten geht der liebe Heiland!“

Mit der Feierlichkeit war es natürlich vorbei, auch unser Gesang wollte nicht mehr so recht klappen. Noch oft wurde diese kleine Begebenheit später im Dorf erzählt.

Die Lebensmittelrationen wurden immer mehr gekürzt. In der Woche gab es für uns beide zusammen 100 g Butter. Es war selbstverständlich, daß ich davon nicht ein Gramm für mich nahm. Heidi sollte keinen Mangel leiden. Doch meine Mutter war anderer Meinung:

„Du wirst immer elender, so geht das nicht weiter!“

Sie bestrich mir ein Brot mit Butter, und ich mußte bei ihr in der Küche dieses Brot aufessen, damit ich nicht Heidi davon geben konnte. Einmal hatte man im Milchladen vergessen, die Buttermarken abzuschneiden. Ich holte tief Luft, mußte mich mehrmals überzeugen, ob ich mich nicht geirrt hatte, und dann gab es gleich für jeden ein herrliches Butterbrot zusätzlich.

Heidi ging in den kirchlichen Kindergarten, nicht gern, aber immerhin bekam sie dort ein warmes Mittagessen. Meistens aber aß sie es nicht einmal. Die Kindergartentante kam dahinter, daß sie das Essen oft aus dem Fenster in den Garten kippte. Warum? Ich wußte es nicht. Überhaupt hatte ich es mit ihr beim Essen immer sehr schwer. Auch später, als sie zur Schule ging, aß sie morgens nichts oder nur widerwillig, und ich gab ihr deshalb ein gutes Frühstücksbrot mit. Doch was mußte ich eines Tages entdecken? Als ich die Schrankwand in unserer hübschen kleinen Dachwohnung in Stuttgart ausräumte, fand ich zwei große Tüten mit verdorbenen Frühstücksbroten. „Man darf kein Brot wegwerfen!“ hatte ich ihr immer eingeschärft, und deshalb sammelte sie es auf diese Weise.

Als der Herbst kam, ging es uns schon wesentlich besser. Bei Tagesanbruch war ich draußen auf dem Felde zum Ährenlesen, später um Kartoffeln zu stoppeln. Nun konnte ich in der Mühle die Körner abliefern und bekam geschrotetes Mehl. In den Gärten durfte ich Fallobst auflesen, aber das auch nicht immer und überall umsonst. Ich wohnte gegenüber vom Bäcker. Dort durfte ich ein- und ausgehen und auf einem großen Holzbrett meine Apfelschnitzel, Birnen und Zwetschgen über dem Backofen zum Trocknen abstellen. Eine feine Sache! Schon längst buk ich mein Brot selbst. Wie herrlich schmeckte dieses Brot. Ich sehe heute noch die runden, geflochtenen Körbe vor mir, wo der Teig mit dem selbstgemachten Sauerteig wunderbar aufging, immer etwas gestreckt mit hineingeriebenen Pellkartoffeln.

Um unser Dorf herum gab es viel Hecken, wo ich stundenlang Hagebutten pflückte. Diese konnte ich bei der „Wildfrucht-Sammelstelle“ in Naumburg abliefern, 145 Pfund. Arme und Hände waren zwar zerkratzt, aber was machte das schon, wenn ich dafür 20 Pfund hellen Zuckersirup und für 40 Pfund mühselig aufgelesene Bucheckern 4 Liter gutes Buchenöl erhielt. So wurde ich bald „reich“ in dieser Hungerzeit.

Wie oft kamen meine jüngeren Geschwister den weiten Weg von Naumburg zu mir nach Almrich:

„Wir wollten dich nur mal wieder besuchen!“ hieß es. Ich wußte, warum sie kamen: Sie hatten Hunger! Wie gut schmeckte ihnen dann eine riesige Brotscheibe, dünn mit dem köstlichen Zuckersirup bestrichen.

Auch mein Vater war jede freie Stunde unterwegs, um Lebensmittel für die Familie heranzuschaffen. Oft waren wir gemeinsam „auf Tour“. Anfangs war mein Vater bei der Polizei in Naumburg tätig, dann fertigte er für die Russen technische Zeichnungen an; er konnte einfach alles, was man von ihm verlangte.

Bei diesen Hamsterfahrten wurde in den umliegenden Dörfern auch mit Schnaps und Zigaretten getauscht, denn auch diese Genußmittel gab es auf Marken. Nicht selten jagten uns die Hunde vom Hof. Die Bauern wußten sich wohl nicht mehr anders zu helfen. Oft gab ein Hamsterer dem anderen die Klinke in die Hand. Jeder hatte Hunger, jeder versuchte, Lebensmittel zu ergattern. Alles wurde aufs Land geschleppt, nur um etwas zu essen zu bekommen: das letzte und beste Porzellan, Teppiche, Schmuck u.v.a.m. . Damals sagte man, die Bauern beneidend:

„Da fehlt nur noch der Teppich im Kuhstall.“

Und waren wir mit der so mühsam beschafften Ware fast zu Hause, nahm uns nicht selten die Polizei am Stadtrand die gehamsterten Sachen wieder ab, denn hamstern war offiziell verboten.

Unsere Fahrräder waren längst schrottreif, die Löcher in den Reifenmänteln wurden mit Manschetten abgedeckt, die aus alten Radmänteln zurechtgeschnitten waren. Hatten wir mal wieder eine Panne, was oft genug vorkam, dauerte es stundenlang, ehe das Rad geflickt war. Erst mußten ja die vielen Manschetten entfernt und dann wieder kunstvoll aufgesetzt werden. Heidi saß jetzt bei diesen Unternehmungen im Fahrradkorbchen. Einmal stöhnte ich, als ich das Rad bergauf schieben mußte:

„Heute muß sich die Mutti aber wieder anstrengen!“

Sie entgegnete kurz: „Wenn du oben bist, strengst du dich wieder aus!“

Ich hatte das große Glück, daß ich zur Weinlese unterhalb der Neuenburg bei Freyburg an der Unstrut durfte. Unser Vater kannte dort einen Weinbergbesitzer. Ich war sehr fleißig, nicht nur beim Pflücken, sondern auch beim Essen. Süß waren die Trauben ja nicht, aber es war wieder etwas zu essen. Dieser Tag war für mich eine regelrechte Traubenkur. Ging ich zur Toilette, kamen nur Kerne und Wasser.

Unsere Mutter hatte in Naumburg weiße Leghorn-Hühner und fütterte eine Rhodeländer Henne für mich mit. Die Eier meiner Henne waren dunkler und somit leicht zu erkennen. Das Futter mußte ich natürlich besorgen. Eines Tages stellte Heidi fest:

„Mutti, sieh mich mal an. Du hast genau solche Augen wie unsere Glucke!“

Ab und zu kamen wir beide nach Naumburg, um mal wieder zu baden. Toilette und Bad waren in einem Raum. Ich saß gerade genüßlich in der Wanne, als Heidi dringend aufs Klo mußte. Ich öffnete, sie erledigte schnell, was nötig war, dann stand sie vor der Badewanne.

„Du könntest mir mal den Rücken waschen“, bat ich sie. Sie war noch klein und der Wannrand ziemlich hoch für sie. Doch sie schaffte es gut und wusch mir eifrig den Rücken.

„Mutti“, hielt sie bei der Arbeit inne, „wenn dein Bauch hinten wäre, dürfte ich den dann auch waschen?“

### Russengewalt

Das zehnjährige Lorchen der Vermieterfamilie Bartels war lungenkrank geworden, und deshalb brauchte die Familie das an uns vermietete Zimmer selbst. Ich mußte abermals umziehen und wohnte inzwischen in einem Haus an der Hauptstraße zu ebener Erde.

Beim Kartoffelstoppeln hatte ich Frau R. schon einmal getroffen. Ihr Mann war in Rußland gefallen. Ihre zehnjährige Tochter hieß Helga. Sie klopfte eines Tages an mein Fenster.

„Gehen Sie mit nach Schulpforta? Ich will mir ein paar Weißkrautköpfe holen zum Sauerkraut einstampfen.“

Schulpforta, die ehemalige Napola, war ein großes Gut. Ich ging mit. Ich war immer dabei, wenn es irgendwo etwas zu holen gab. Es war ein kalter Erntedanksonntag. Ich zog meinen Wintermantel an, der schon längst erneuerungsbedürftig war.

Wir hatten schon jeder drei Kohlköpfe geklaut, als wir uns wieder auf den Heimweg machten. Plötzlich ein lautes: „Stoi!“ Das Blut in unseren Adern erstarrte. Vor uns vier Russen. Wo waren sie nur so schnell hergekommen? Ich ließ meine Kohlköpfe fallen und rannte Richtung Dorf. Doch ich stolperte, fiel hin, und schon war einer der Soldaten bei mir und schrie wiederholt: „Stoi !“, Auch ohne Russischkenntnisse wußte damals jeder, daß das „Halt!“ hieß.

Ein Messer blitzte in seiner Hand auf, und als ich schrie, bekam ich auch schon den ersten Messerstich in meinen rechten Arm. Ein Auto fuhr vorbei, ich schrie so laut ich konnte, doch das Auto fuhr weiter. Der zweite Messerstich traf mein Ohr, er hätte auch in den Kopf gehen können. In gutem Deutsch sagte der Russe zu mir:

„Du noch einmal schreien, dann steche ich dich tot. Ich habe schon 8 deutsche Frauen getötet, du dann Nummer neun.“

Jetzt wußte ich, daß ich diesem Menschen nicht entkommen würde. Die Angst saß mir wie eine Faust im Genick - und in der nächsten Sekunde hatte ich die Hose voll. Frau R. war nur 100 Meter weiter von mir entfernt und wurde schon vergewaltigt. Ich blutete. Die Kleider wurden mir vom Leib gerissen. Als der Russe die Bescherung sah, trat er mir in den Leib: „Du dreckige Sau! Dort ist Wasser, du dich waschen und dann kommen zu mir!“

Die Saale floß ruhig vorbei. Ich weiß nicht mehr, wie ich zum Ufer kam, ich zitterte am ganzen Körper. Doch auf einmal packte mich der Mut der Verzweiflung. Ich sprang so wie ich war ins Wasser und schwamm um mein Leben. Von Kälte spürte ich nichts. Der Russe brüllte vor Wut. Während ich auf der anderen Uferseite nach einer Ausstiegsmöglichkeit suchte, rannte mein Peiniger schon Richtung Dorf und schrie zu mir herüber: „Ich bin eher als du an der Brücke, dann steche ich dich tot!“

Ich mußte durch den Wald im Zickzack laufen, wollte ich auf dem Wege bleiben. Der Russe hatte die kürzere Strecke am Ufer entlang, mußte aber kurz vor der Brücke noch zwei Zäune überwinden. In diesem Moment kam mir zugute, wie nie vorher und niemals danach wieder, daß ich eine Sportlerin gewesen war. Der Mantel blieb irgendwo im Wald liegen, die Schuhe auch. Ich aber war zuerst an der Brücke.

Hinter der Brücke war das Gasthaus LINDE, wo die Menschen Erntedankfest feierten. Naß und blutend rannte ich die Treppen in den oberen Saal hinauf:

„Ihr müßt Frau R. helfen, sie ist draußen in Russengewalt!“

Doch keiner wollte mich hören. Es waren schon drei Menschen unseres Dorfes von Russen ermordet worden. Niemand ging.

Noch 200 Meter, und ich war zu Hause. Es dauerte lange, bis ich vor Aufregung den Hausschlüssel im Schlüsselloch hatte. Nun war ich gerettet. Heidi hatte schon geschlafen und wurde wach:

„Wo kommst du her?“

Am nächsten Morgen war mein erster Weg zu Frau R.. Ich klingelte. Sie kam ans Fenster:

„Verschwinden Sie sofort! Die Russen haben bis vor einer Stunde hier auf Sie gewartet!“

Voll panischer Angst lief ich nach Hause zurück, zog mich wie eine alte Frau an, band mir ein großes Kopftuch um und ging los, um mir am anderen Ende des Dorfes beim Arzt eine Tetanusspritze geben zu lassen.

Frau R. hatte mir strengstens verboten, etwas davon zu sagen, daß sie vergewaltigt worden war.

Vier Wochen später sah ich ihre Tochter Helga beim Einkaufen. „Wie geht es deiner Mutter?“

Aus Angst vor den Russen, die noch immer im Dorf waren, hatte ich ja nicht gewagt, wieder zu ihr zu gehen.

„O, nicht gut. Sie liegt die ganze Zeit auf dem Sofa in der Küche, und auf dem Rücken hat sie dicke Geschwüre.“

Gleich darauf war ich wieder beim Arzt. Er schickte Frau R. noch am selben Tag ins Krankenhaus. Aus dieser einst so blühenden und lebenslustigen Frau wurde schnell eine alte, todkranke Frau. Bald hatte sie kaum noch Haare auf dem Kopf und konnte nur noch mühsam einen Fuß vor den anderen setzen. Sie starb mit 39 Jahren, eineinhalb Jahre nach diesem schrecklichen Ereignis, an Syphilis.

### **Schwerstarbeit**

Beim Bauern B. in Almrich wohnte meine Schwiegermutter zusammen mit Hilla und ihrem kleinen Sohn Dieter. Für ein paar Mark durfte ich 2 Baumstümpfe mit schlechtestem Handwerkszeug freilegen und zerkleinern. Den ganzen Sommer über sammelten Hilla und ich jede Menge Holz im Wald und kauften noch einen Festmeter dazu. Ich durfte es auf der Kreissäge des Bauern B. zerkleinern. Beim Aufladen meines Holzanteils auf einen Handwagen fürchtete ich, daß mein schöner Ehering zu sehr zerkratzt werden könnte. Ich legte ihn vorsichtig auf der Kreissäge ab. Nachdem ich in mehreren Fuhren mein Holz nach Hause gebracht hatte, war ich hundemüde und ging früh ins Bett.

Der nächste Morgen. Draußen war alles grau in grau. Der Lärm der Kreissäge drang an mein Ohr. Mein Ring! Ich saß in meinem Bett und starrte auf meine Hand! Mein Herz klopfte wild. Ich hatte ihn gestern *vergessen*.

Bauer B. hatte meinen Ring natürlich nicht gesehen, als er mit der Arbeit begann. Er gab mir ein großes Sieb von fast einem Meter Durchmesser. Ich fing an, alle Sägespäne systematisch durchzusieben. Erst lange nach Mittag, ich war in der äußersten Ecke des Stalles angekommen, glänzte es golden zwischen den Spänen. Ich hatte meinen Ehering tatsächlich wiedergefunden. Ganz behutsam setzte ich ihn wieder auf, nicht ohne daß ein paar Tränen auf ihn tropften.

Ich mußte mein Brot unter anderem mit Holzhacken verdienen. Ab und zu bekam ich zu den paar Mark noch 1 Glas selbstgekochte Marmelade oder ein paar Eier dazu. Dennoch hatte ich Freude daran, wenn das Holz zersplitterte, und außerdem roch das frische Holz so gut. Es machte mir Spaß, in möglichst kurzer Zeit so viel wie möglich zu zerspalten.

Doch mein Beil war nicht das beste. Plötzlich flog die Schneide mitten in der Arbeit vom Stiel, und die scharfe Seite streifte meinen Kopf. Ein dumpfer Schlag, und das Blut rann mir übers Gesicht. Ich ließ alles stehen und liegen und rannte über den Hof zur Hauptstraße und von dort die 20 Minuten weiter zum Arzt am anderen Dorfe. Gottlob war er zu Hause und nähte gleich meine Kopfwunde. Ich mußte noch eine Stunde auf einem Stuhl bei seiner Frau im Wohnzimmer sitzen bleiben. Dann konnte ich wieder nach Hause gehen. Unterwegs wurde mir schwindlig. Aber meinen Weg konnte ich ja nicht verfehlen, ich brauchte nur meiner eigenen Blutspur vom Hinweg nachzugehen.

Auf Antrag bekam ich ein Stück Wiesenhang mit Sträuchern zum Urbarmachen. Ich wollte mir einen kleinen Garten anlegen. Auch das war Schwerstarbeit. Eimerweise schleppte ich Mist den steilen Hang hinauf, mußte aber immer wieder zwischendurch ausruhen. Es war ein heißer Tag. Am nächsten Morgen hatte ich in Naumburg etwas zu besorgen. Jemand rief meinen Namen. Ich drehte mich ruckartig um ... und konnte mich dann nicht mehr bewegen. Die „Hexe“ hatte mich erwischt. Mein Arzt schickte mich doch tatsächlich für 3 Wochen zur Kur nach Bad Elster, um den Hexenschuß auszukurieren. Heidi war ja bei den Großeltern bestens versorgt. Gesund und wunderbar erholt kam ich wieder nach Hause.

Ich mußte innerhalb des Dorfes noch einmal umziehen. Der 15-jährige Enkelsohn sollte nicht mehr mit seiner Großmutter in einem Bett schlafen. Nun brauchte man also unser Zimmer.

Wir wohnten jetzt in der Nähe des Friedhofs, auf dem wir meinen aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Schwiegervater vor kurzem begraben mußten.

In unserem Schlafzimmer - wir hatten nun 2 kleine Räume - stand ein ganzer Sack mit Getreidekörnern, die wir beim Ährenlesen gesammelt hatten. Welch ein Reichtum in dieser Zeit! Wir wohnten auch hier Parterre mit Blick auf Hof und Garten.

Eines Tages mußte ich wieder Körner aus dem Sack holen, um sie für Brotmehl schroten zu lassen. Ich griff in meine Körner - und fuhr entsetzt zurück Etwas Warmes, Zappelndes: ein Mäusenest inmitten unserer Körner! Die kleinen Lebewesen waren nicht größer als mein kleiner Finger, genauso rosa und völlig nackt. Ich schrie auf.

Der Großvater im Hause stürzte in mein Zimmer, er befürchtete schon, daß etwas passiert wäre. Ich zeigte nur stumm auf den Sack. Beherzt nahm er das Mäusenest heraus und fütterte die Jungen seinen Hühnern.

Die nächste Nacht war unheimlich. Die Mäusemutter suchte ihre Jungen. Sie flitzte über unsere Köpfe hinweg auf der Bettkante entlang, über unsere leeren Einmachgläser auf dem Schrank - es klirrte - , sie gab jämmerliche Laute von sich. Es war fast nicht zu ertragen. Eine aufgestellte Mausefalle machte dem Schrecken ein Ende. Unsere Nächte wurden wieder ruhig.

Sommer 1946 in Almrich. Meine Wäsche hing ich stets im Hof auf, wo Hühner und Gänse unterwegs waren. Erstmals hatte ich auch mein schönstes Kleid gewaschen, ein leichtes Sommerkleid mit leuchtenden Blumen, feiner Lavabelstoff, den mir mein lieber Walter einstmals aus Holland mitgebracht hatte. Es flatterte im Wind und war bald trocken.

Doch Welch ein Schreck erwartete mich, als ich das Kleid abnehmen wollte: Es war um den Hals herum von den Gänsen zerfressen worden. Bittere Tränen. Erst sehr viel später nähte ich mir aus dem Rest eine Bluse.

### **Gertraude und Grischa**

In der Nachbarschaft unseres Naumburger Hauses wohnte ein russischer Offizier des Nachrichtendienstes, Grischa. Er war so ganz anders als die übrigen Russen. Er kam auch gern in unser Haus, weil Mutter so gut kochen konnte. Grischa war dunkelhaarig und schlank, hatte schöne dunkelblaue Augen, eine schmale Nase und feingliedrige Hände: eine attraktive Erscheinung mit tatarischem Einschlag. Wenn er sang, wurden alle anderen still. Meine Schwester Gertraude war die einzige von uns, die Klavierspielen gelernt hatte und - das war ihre besondere Begabung - alles, was sie hörte, konnte sie sofort nachspielen. Grischa brauchte nur eine Strophe eines der schönen russischen Volkslieder zu singen, schon setzte sich Gertraude ans Klavier und begleitete ihn bei der zweiten Strophe. Fast täglich war er nun in unserer Familie. Es kam, was kommen mußte: Er verliebte sich in Gertraude und sie in ihn. Und es kam der Tag, an dem Grischa Gertraude vom Klavier wegzog und ihre Hände in unserer Gegenwart mit Küssen bedeckte. Der Bann war gebrochen. Meine Schwester konnte schon recht gut russisch sprechen, so verstanden wir anderen nicht, was sie miteinander sprachen. Grischa stand auf. Gertraude ebenfalls. Er verneigte sich vor meinem Vater, legte den Arm um ihre Schultern, und sie gingen zur Tür. Doch mein Vater war schneller. Mit ausgebreiteten Armen stand er davor:

„Nicht mit meiner Tochter!“

Unsere Mutter kam gerade aus der Küche hinzu und konnte nicht wissen, was sich zugetragen hatte. Sekundenlang standen Grischa und Gertraude vor meinem Vater. Dann hörte ich meine Schwester sagen: „Bitte, laß uns durch. Ich gehe mit Grischa.“

Vater rührte sich nicht, doch langsam sanken ihm die Arme herab. Die beiden gingen zur Tür und verließen das Haus. Gertraude war nun täglich bei Grischa.

Ein paar Tage später kam er wieder ins Haus und wollte unseren Vater sprechen:

„Ich möchte Ihre Tochter heiraten. Wir haben ein schönes Gut in Rußland.“

Er wollte jetzt schon um eine Heiratserlaubnis in Berlin vorstellig werden. Mein Vater blieb stumm. Gertraude wurde schwanger.

Als es nicht mehr zu verbergen war, wies unser Vater sie aus dem Hause. In dem kleinen Naumburg hatte es sich längst herumgesprochen, daß Gertraude eine „Russenbraut“ geworden war. Ausgerechnet unsere Schwester, die bei den Nazis in Naumburg BDM-Führerin gewesen war, den Sing- und Spielkreis leitete, war nun eine Ausgestoßene.

So war es sicher besser für sie, daß sie Naumburg verließ. Grischa besorgte ihr ein kleines Zimmer in Osterfeld bei Zeitz. Es war nicht allzu weit von zu Hause entfernt, aber nur umständlich zu erreichen.

Grischa fuhr wie versprochen nach Berlin. Er kam nie wieder von dort zurück.

Zum Geburtstag meiner Mutter am 10. Oktober traf sich die ganze Familie in Naumburg. Auch Gertraude war da, als ich zum Kaffee aus Almrich kam. Sie war hochschwanger, doch ich merkte es nicht, weil ich nie an so etwas gedacht hatte und innerhalb der Familie kein Wort darüber verloren worden war.

Meine Schwester gebar am 12. Dezember 1948 eine Tochter. Wer sollte sie im Wochenbett pflegen? Unsere Mutter konnte nicht weg, denn sie mußte für die Russen im Hause kochen. Sie bat mich. Erst an diesem Tag erfuhr ich von der Niederkunft. Man hatte mir absichtlich nichts gesagt. Ich wartete und wartete auf meinen Mann, der zuletzt gegen die Russen um seine Heimat Ostpreußen gekämpft hatte, und meine Schwester

Die Eltern wußten nur allzu gut, daß ich alles ablehnte, was mit den Russen zu tun hatte. Doch in diesem Augenblick gab ich meinem Herzen einen gewaltigen Stoß: Sie war meine Schwester, und sie brauchte Hilfe! Also sagte ich zu. Noch am selben Tage fuhr ich zu ihr, meine Tochter Heidi blieb so lange bei den Großeltern.

Als ich in ihr Zimmer trat, erschrak Gertraude sehr. Doch dann wurde es für uns beide eine schöne Woche. Wir hatten ja nun ein sehr ähnliches Schicksal.

In meinem Elternhaus gab es ständig irgendwelche Aufregungen. Ich war sehr froh, daß ich etwas abseits davon friedlich mit meiner Tochter leben konnte. Die Offiziere im Hause wechselten oft, nur Sascha, der meiner Mutter wie ein Sohn folgte, blieb. Mit meinem Vater kam er nicht so gut zurecht. Eine Zeitlang lebte in unserem kleinen Wohnzimmer hinter der guten Stube ein sehr schweigsamer russischer Offizier. Es war das schönste Zimmer im Hause, und genau das wollte er für sich haben. Er war erst ansprechbar, wenn er eine ganze Flasche Wodka getrunken hatte, und die brauchte er täglich. Er schlief dann etwa eine Stunde, erst dann war er ein Mensch.

## Warten auf Walter

Das Warten auf meinen Mann wurde unerträglich. Ich glaube, ich habe mehrere Badewannen voll Tränen geweint.

Meine Schwägerin Hilla hatte von einem Spiritisten gehört und wollte mich überreden, an einer Sitzung teilzunehmen. Lange sträubte ich mich, weil ich an solche Dinge nicht glaube und den Spiritismus als Christ ablehne. Dann ging ich aber doch mit.

Das Medium war ein Herr, der mein Vater hätte sein können. Er merkte bald, daß ich die Sitzung innerlich ablehnte. Beim Abschied sagte er kurz:

„Irgendwann wird sich Ihr Mann zu einer mitternächtlichen Stunde sicher mal melden. Sie müssen dann nur ein Ohr dafür haben. Meistens geschieht so etwas an einem Hochzeitstag oder einem sonstigen persönlichen Feiertag.“

Monate vergingen. Ich hatte nicht mehr an diesen Abend gedacht. Plötzlich wurde ich mitten in der Nacht wach, weil irgend etwas klopfte. Ich lag wach im Bett. Wieder klopfte es.

Komisch. Ich machte Licht, sah auf die Uhr: fast Mitternacht. Ich war hellwach, saß im Bett und überlegte, welches Datum wir hatten: der 24. August! Meine Haare schienen sich zu sträuben: mein Verlobungstag! Ein Stoßgebet: „Lieber Gott, hilf mir!“

Das Medium hatte gesagt, daß man den Namen laut aussprechen sollte, wenn man mit dem Toten sprechen möchte. Ich sagte nichts.

Ich löschte das Licht. Es klopfte wieder. Ich ließ das Licht brennen, auch dann klopfte es.

Ich stand auf. Mich zur Ruhe zwingend, ging ich durchs Zimmer. Meine kleine Tochter schlief ruhig in ihrem Bettchen. Ich stand am Schrank, als es erneut klopfte. Beherrzt holte ich einen Stuhl und stieg hinauf. Ruhe. Wieder das Klopfen.

Die Erklärung: Dort oben lag ein Stoffsack mit Erbsen gefüllt, die ich aus dem Hamsterbau ausgegraben hatte. Der Beutel hatte ein kleines Loch, aus dem einzelne Erbsen in kurzen Abständen herausfielen. Der Schrank war fast leer, deshalb dröhnte es so laut.

Wie leicht hätte ich am nächsten Tage behaupten können, es stimmt, was das Medium gesagt hat - wenn ich der sehr natürlichen Ursache des Klopfens nicht auf den Grund gegangen wäre.

*Wenn sie euch sagen, Ihr müßt die toten Geister und Beschwörer befragen, so sprecht: Soll nicht ein Volk seinen Gott befragen? (Jesaja 8,19)*

Eine Schulfreundin, Mutter von 3 Buben, lud mich mit meiner Heidi ein, in Gernrode im Harz eine Woche Urlaub zu machen. Sie hatten ein schönes Haus, ihr Mann war in der Industrie tätig und deshalb wegen Unabkömmlichkeit kein Soldat geworden. Das war für uns beide ein großes Ereignis. Wir zwei Frauen machten schnell gemeinsam den Haushalt, dann erwanderten wir die nächste Umgebung.

Oft ging es in die Heidelbeeren. Doch einmal erwischte uns ein fürchterliches Gewitter. Der erste Donnerschlag ließ uns zusammenfahren, schon stand eine große Fichte in unserer Nähe in Flammen. Ich stolperte mit meinem halbvollen Eimer, die mühsam gepflückten Heidelbeeren kullerten den Abhang hinunter. Der kleine Weg war plötzlich ein reißender Bach geworden, und noch mal schlug ein Blitz in unserer Nähe ein.

Doch es gab viel schöne Tage, bis eines Tages etwas passierte, das ich mir bis heute nicht verzeihen kann. P. warb um meine Liebe, schmeichelte mir immer mehr; irgendwie tat es mir gut, daß da jemand war, der mich mochte. Wie konnte ich jetzt je wieder meinem Mann, sollte er doch noch heimkommen, in die Augen sehen!

Ich war todunglücklich und fuhr am nächsten Morgen mit meiner Tochter nach Hause, ohne natürlich meiner Schulfreundin den Grund zu sagen. P. war mit dieser Flucht nicht einverstanden. Ich hatte ihm gesagt, daß ich ihn nicht wiedersehen wollte. Doch er fuhr nach Naumburg zu meiner Mutter und versuchte über sie, mich zu bewegen, ihn zu heiraten, denn er wollte sich scheiden lassen. Das lehnte ich jedoch strikt ab.

Fünf Jahre nach Kriegsende. Eine Meldung im Rundfunk: Der Russe entläßt in den nächsten vier Wochen die restlichen deutschen Kriegsgefangenen.

Nun mußte mein Walter kommen, und er wird kommen! Ich war fest davon überzeugt. Ich ging nicht mehr ins Bett, saß am Fenster meines kleinen Stübchens und beobachtete die Straße.

Eines Nachts, es war schon lange nach Mitternacht, kam ein Soldat die Straße entlang. Figur und Größe wie mein Mann! Er versuchte in der Dunkelheit, die Hausnummern zu lesen. Mein Herz wagte kaum zu schlagen: Das ist er, jetzt kommt er!

Doch der Soldat ging an unserem Haus vorbei

Ich muß laut geschrien haben. Dann wurde ich ohnmächtig, wie lange, weiß ich nicht.

Nervenzusammenbruch. Seit dieser Nacht wuchsen meine Haare weiß aus dem Kopf heraus, ich war noch keine 29 Jahre alt. Ich hatte alle Möglichkeiten genutzt, nach meinem Mann forschen zu lassen. Es gab mehrere Stellen, die sich darum bemühten, die Vermissenschicksale aufzuklären. Erst 34 Jahre nach Kriegsende bekam ich vom Deutschen Roten Kreuz am Tage meines 58. Geburtstags die Nachricht, daß mein Mann „mit hoher Wahrscheinlichkeit bei den Kämpfen, die im April 1945 in und um Berlin geführt wurden, gefallen ist.“

Immer wieder quälten mich die schlimmsten Träume. Mein Walter wäre wiedergekommen, wollte aber nichts mehr von mir wissen. Ich redete im Traum auf ihn ein, zeigte ihm sein Kind, doch er blieb unbeweglich. In einer anderen Nacht träumte ich von einem Brief, in dem er sich von mir lossagte, er hätte in Rußland ein neues Zuhause gefunden und wollte dort bleiben.

Dann träumte ich, er käme ganz plötzlich zur Tür herein, sinke vor meinem Bett nieder und weinte. Ich hörte mich sagen:

„Nun ist es endlich nicht nur ein Traum, nun bist du wirklich zu Hause!“

Ich hatte wohl laut gesprochen und wurde von meiner eigenen Stimme wach. Doch ich war allein! O, wie dann die Tränen flossen.

### **Sigrids Tod**

Meine Heidi hatte ein blondes Lockenköpfchen. Als ich einmal vom Friseur kam, das war ja selten genug, und ich meine Tochter mitnehmen mußte, stellte sich mir doch eine Frau in den Weg, die Arme in die Seiten gestemmt:

„Ihnen gehört eine Tracht Prügel! Mit so einem kleinen Kinde zum Friseur zu gehen!“

Ich konnte nur lächeln und ging davon.

Sigrid, die Tochter meiner Tante Lilli, bei der ich wochenlang im Liegestuhl geschlafen hatte, als die Amerikaner im Mai 1945 unser Haus beschlagnahmt hatten, war genauso alt wie Heidi, nur im Äußeren das ganze Gegenteil: dunkle, krause Haare und dunkle Augen, im Wuchs sehr zart. Mit knapp 40 Jahren hatte meine Tante, eine Schwester meiner Mutter, erst geheiratet. Nach mehreren Fehlgeburten wurde ihr endlich dieses kleine entzückende Menschenkind geboren. Es war eine Freude, diesen beiden Kindern zuzusehen, wenn sie miteinander spielten. Sigrid wurde krank. Hohes Fieber, Apathie, kein Arzt wußte, was das Kind hatte. Eines Tages erfuhren wir, daß Sigrid in die Kinderklinik nach Jena gebracht worden war. Nun war das Kind auf jeden Fall in den besten Händen. Doch nach 14 Tagen war diese kleine zarte Lebensflamme ausgelöscht: Gehirnhautentzündung. Meine Tante war wie zerbrochen, sie konnte nicht einmal mehr weinen.

Sigrid wurde nach Naumburg überführt. Unsere Familie stand zusammen mit der Tante an der Chaussee, die von Jena kam. Wir erwarteten den kleinen Sarg auf einem Pferdefuhrwerk. So nahmen wir Sigrid in Empfang und folgten dem Fuhrwerk bis zum Friedhof.

Nur wenige Wochen später starb auch der Mann meiner Tante mit 55 Jahren: ein leidenschaftlicher Raucher, ein begnadeter Cellospieler, doch ein unversöhnlicher Atheist. Sein Todestag war ein Karfreitag.

### **Wieder in Halle**

Heidi mußte zur Schule. Ich zog deshalb in meine Geburtsstadt Halle an der Saale und bekam ein großes Zimmer von 25 qm in der Wohnung meiner einstigen Klassenlehrerin, der „Birke“. Arbeit fand ich im Mitteldeutschen Verlag, später im Verlag Niemeyer. Meine Arbeit machte mir viel Freude.

Noch ein halbes Jahr bis zu Heidis Einschulung. Der Kindergarten war im Hause, wo ich wohnte, so konnte meine Tochter morgens ausschlafen. Die Kindergärtnerin mußte ihr allerdings die krausen Haare zu Zöpfchen flechten.

Ich war nun den ganzen Tag berufstätig, eine Kriegerwitwenrente gab es in der ehemaligen DDR nicht.

Endlich wieder Stadtluft, endlich auch wieder Kultur! 1950 war das Bachjahr in Halle. Der Thomaskantor war vor 200 Jahren in Leipzig gestorben. Aus diesem Anlaß wurden sämtliche Orgelwerke des großen Meisters in der Moritzkirche in Halle aufgeführt, jeden Donnerstag von 19 bis 20 Uhr saß ich unter den andächtigen Hörern und vergaß um mich herum alles. Einige Male nahm ich auch Heidi mit. Wenn ich damals geahnt hätte, daß ich selbst einmal Orgel spielen würde!

Halle hatte auch eine Kirchenmusikschule. Freunde von früher forderten mich auf, dort mitzusingen. Wie gern ich das tat! Nur wenige Gäste - zu denen dann auch ich gehörte - durften die großen Werke Bachs mit den Studierenden der Kirchenmusikschule mitsingen: die Matthäus- und die Johannes-Passion, das Weihnachtsoratorium, die Hohe Messe, das Magnifikat u.a.m. Was waren das für beglückende Üb- und Konzertstunden unter der Leitung des Kirchenmusikdirektors Eberhard Wenzel.

Mein ehemaliger Musiklehrer hatte mich davor gewarnt, zur „Birke“ zu ziehen, er kannte meine frühere Klassenlehrerin wohl noch besser von der Schulzeit her. Doch ich war froh, in Halle überhaupt eine Bleibe gefunden zu haben, und noch dazu ein so großes Zimmer. Es sollte sich sehr schnell zeigen, daß es wirklich schwierig war, bei meiner früheren Lehrerin zu leben. Ich war noch immer ihre „Schülerin“, die zu gehorchen hatte. Sie bestimmte fast über meine ganze Freizeit.

Es war für mich unangenehm, ihr jeden Abend Knoblauchzehen zuzurichten und auszupressen. Sie konnte es wegen ihrer offenen Hände nicht allein und brauchte dafür und für vieles andere ständig Hilfe.

Eines Tages machten mich Hausbewohner darauf aufmerksam, daß Heidi, inzwischen 6 Jahre alt, täglich volle Eimer Wasser - auch noch mit Urin vermischt, wie sich später herausstellen sollte - zum Gießen in den Garten tragen mußte. Wenn sie etwas auf der Treppe verschüttete, mußte sie es aufwischen. Mittags bekam meine Tochter das von mir vorbereitete Essen aufgewärmt. Was von den Haferflocken morgens übrig geblieben war, rührte die „Birke“ einfach unter das Mittagessen. Doch auch das erfuhr ich erst später.

In der großen Wohnung bewohnte die „Birke“ selbst zwei Zimmer, zwei weitere waren an je zwei Studenten vermietet, ein Zimmer an eine Verkäuferin und dann noch mein Zimmer. Für

alle gab es nur die eine Küche und eine Toilette, kein vermietetes Zimmer hatte fließendes Wasser.

Die „Birke“ begann, uns alle zu schikanieren. Die Studenten mußten im Frühjahr und im Herbst innerhalb der Wohnung so umziehen, daß die Vermieterin immer die sonnigen Zimmer für sich hatte.

Eines Tages war der Klodeckel verschwunden, den fortan nur noch sie benutzte, um ihn nach Gebrauch in ihrer Speisekammer (!) zu verschließen. In der Tageszeitung erschien darüber eine Glosse mit einer hübsch gezeichneten Karikatur und ihrem vollen Namen: das Werk unserer Wohngemeinschaft.

Nun ging es richtig los! Die Studenten waren plötzlich als Hauptübeltäter entlarvt. Sie wurden beschuldigt, 500 Mark gestohlen zu haben. Die Polizei kam ins Haus und durchsuchte alles. Das Geld wurde in einer Tasche ihrer Kittelschürze, die in einem verschlossenen Kleiderschrank hing, gefunden. Dann wurde ich beschuldigt - alles mit einer offiziellen Anzeige - , in ihr verschlossenes Zimmer eingedrungen zu sein, um ein Notizheft zu entwenden! Angeblich sollten unangenehme Bemerkungen über mich aus meiner Schulzeit darin gestanden haben! Warum hatte ich - bis auf die erwähnte Ausnahme - dann wohl immer eine Eins in Betragen von ihr bekommen?

Bei meinem Einbruch sollte auch noch mein Bruder Friedrich - der nun in Halle als Elektriker eine Lehre machte und ein begabter Handwerker war und noch immer ist - geholfen haben.

Eine halbe Flasche Likör und Nivea-Creme sollten wir bei diesem „Einsatz“ auch noch gestohlen haben!

Es kam noch schlimmer. Eines Tages wurde ich von meiner Arbeitsstelle weg zur Polizei geholt und eine ganze Nacht in Gewahrsam gehalten. Meine Tochter wußte nicht, wo ich war. Ich fürchtete schon, aus politischen Gründen festgehalten zu werden; denn diesbezüglich hatte ich andere Ansichten als meine Vorgesetzten und hatte es gar nicht so leicht im Verlag.

Doch es stellte sich heraus, daß wieder einmal Fräulein B. dahinter steckte. Sie hatte der Polizei eine Postkarte mit argen persönlichen Beschimpfungen, angeblich von mir geschrieben, übergeben. Nun war das Maß voll! Ich beantragte eine Vorführung vor das Schiedsgericht.

Mein Bruder stand mir zur Seite. Es stellte sich heraus, daß Fräulein B. selbst diese häßliche Karte in Auftrag gegeben hatte. Ein Graphologe befand in einem Gutachten, daß ich jedenfalls diese Karte nicht geschrieben haben konnte. Es ging für die „Birke“ noch sehr glimpflich ab: Sie mußte mir lediglich 50 Mark „Schmerzensgeld“ bezahlen. Bis dahin war sie noch nebenbei als Schöffe am Gericht tätig gewesen, womit es nun vorbei war. Ihr Verhalten war uns allen rätselhaft. Ein Prozeß folgte dem anderen, sie führte stets mehrere gleichzeitig. Ausgerechnet

ich mußte ihr auch noch alles, bis auf die Anklagen gegen mich selbst, auf der Schreibmaschine tippen. Doch jeden Morgen vorm Frühstück eilte Fräulein B. in die nahe Elisabethkirche zur Beichte. Was sie dort wohl gebeichtet haben mag?

Heidi war nun ein Schlüsselkind und mußte sich nachmittags allein beschäftigen. Da kramte sie irgendwann einmal in meinem Handarbeitskasten herum, wo fein säuberlich meine mühsam gehäkelten Einsätze für neue Kopfkissen, die ich noch nähen wollte, lagen. Den Stoff für die Bettwäsche hatte ich bereits gekauft, nur hatte ich noch keine Zeit zum Nähen gehabt.

Ich war doch ziemlich entsetzt, als ich einen der schönsten Einsätze zerschnitten wiedersah, dekoriert als Brautschleier für ihre Puppe. Inzwischen ging meine Tochter zur Schule.

Weihnachten fuhren wir beide wieder nach Hause zur Familie. Es war immer noch eine schwere Zeit. Geschenke zu machen, war so gut wie ausgeschlossen. Es gab einfach nichts zu kaufen, und man hätte soviel nötig gehabt.

Am Weihnachtsabend kam auf einmal unser Bruder Hartmut und beschenkte alle Familienmitglieder fürstlich. Er war gerade 15 Jahre alt. Da gab es feinste Bett- und Tischwäsche, ich bekam ein wunderschönes, kleines handgewebtes Sofakissen ....

Auf alle Fragen, woher er diese Sachen hätte, antwortete er nicht. Es war für ihn das größte Vergnügen, uns alle zu beschenken und unsere erstaunten Gesichter zu sehen.

8 Wochen später kam unangemeldet meine Mutter nach Halle: „Ich muß das kleine Sofakissen wiederhaben!“

Dann erzählte sie die fast unglaubliche Geschichte: Ein Ehepaar aus der Nachbarschaft hatte die Eltern gebeten, auf unserem Boden eine großen Kiste „mit Werkzeug“ unterstellen zu dürfen, weil sie die Schließung und Beschlagnahme ihres kunsthandwerklichen Geschäftes in Naumburg befürchten mußten. So wollten sie wenigstens ihr „Handwerkszeug“ in Sicherheit wissen. Meine Eltern erlaubten es.

Bruder Hartmut schnüffelte vor Weihnachten auf dem Boden umher und fand eine Kiste voll mit den schönsten Geschenken ... - kein „Handwerkszeug“.

### **Ein netter Arbeitskamerad - oder mehr?**

Im Mitteldeutschen Verlag in Halle lernte ich einen netten, sportlichen Mann kennen, Arthur B.. Ich merkte bald, daß ich ihn sehr mochte, wollte mir selbst aber diese Verliebtheit lange nicht eingestehen. Er ruderte Regatten mit, liebte gute Musik, spielte ausgezeichnet Schach .... Als wir einmal allein waren, nahm er meine beiden Hände und sagte ganz aufrichtig: „Ich mag dich, aber in so schwerer Zeit heirate ich keine Frau mit einem Kind.“

Mein Chef war mir mehr väterlicher Freund als Chef. Er sagte mir damals zum Trost einen Satz, den ich nicht vergessen habe: „Andere Mütter haben auch nette Söhne!“

Arthur und ich waren weiterhin gute Freunde. Doch dann wurde er plötzlich krank, eine Krankheit, von der ich noch nie etwas gehört hatte: Samen-Tbc.

Er blieb etwa ein Jahr lang in einem Sanatorium und wurde danach als geheilt entlassen. Arthur bat mich um einen privaten Besuch. Ich ging mit meiner Tochter zu ihm.

„Ich hatte viel Zeit, über alles nachzudenken während meiner Krankheit. Bitte vergiß alles, was gewesen ist, und werde nun doch meine Frau.“

Ich konnte nicht „ja“ sagen. Es hatte mich doch sehr verletzt, daß Heidi ihm im Wege gewesen war, außerdem hatte ich doch Angst vor seiner Krankheit. Das Wichtigste aber: Ich hatte immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben, daß mein Mann als Spätheimkehrer wiederkommen könnte.

Ich hatte im Freundeskreis erlebt, daß eine Frau, deren Mann als vermißt galt, wiedergeheiratet hatte. Und dann stand eines Tages ihr vermißter Mann vor ihr!

Unser Verlagsleiter Z., ein großer, schlanker Mann, war bekannt als Frauenheld. Bei wichtigen größeren Sitzungen wurde ich gern als Protokollführerin herangezogen. Einmal mußte ich mit ihm 2 Tage nach Leipzig zu einer Tagung des Deutschen Buchhandels fahren. Doch was erwartete mich dort? Dieser Chef hatte dreist und frech ein Doppelzimmer bestellt. Ich habe ihn über 1 Stunde vor der verschlossenen Tür warten und klopfen lassen, bis die Drohungen beängstigend zunahmen. Selten habe ich größere Wut empfunden als in dieser Nacht.

Nur ein paar Monate später hatte ich mich bereit erklärt, einen Herrn Dr. Sch., der für einige Wochen bei der „Birke“ einlogiert war, Halle zu zeigen. Das machte mir Spaß. Ich führte ihn in die Marienkirche, wo Friedemann Bach Organist gewesen war, zum Händelhaus, wo Händel geboren war und wieder Händelfestspiele stattfanden, wir standen vor dem Roland am Roten Turm ....

Auch dieser Herr versuchte eines Abends, mir Gewalt anzutun. Als ich mich wehrte, fand er mich lächerlich. Doch ich schrie ihm meine Abscheu ins Gesicht. Was ist man doch als alleinstehende Frau hilflos und eigentlich wie „Freiwild“ für diese Mannsleute! Wenige Tage später stellte er mir äußerst höflich seine Frau vor.

Eines Tages war ich in Halle allein unterwegs, um einen Besuch zu machen. Ein Herr kam in die Straßenbahn herein und schaute mich unverwandt an. Ich konnte nicht mehr atmen: mein Walter! Genau derselbe Blick wie beim Abschied am Bahnhof in Naumburg, als ich ihn das letzte Mal sah.

Ich ging ein paar Schritte auf diesen Mann zu, ich konnte nicht anders, stockte. Der Mann wandte sich ab und sah aus dem Fenster hinaus. Ich war längst über meine Haltestelle hinausgefahren, als er ausstieg. Mechanisch stieg auch ich aus, verfolgte ihn noch ein paar Minuten. Dann sah ich ihn nicht mehr. War mein Traum, daß mein Mann lebte, mich aber nicht mehr kennen würde, Wirklichkeit geworden? Wie geistesabwesend ging ich zur Straßenbahn zurück und fuhr nach Hause.

Es war mein Wunsch, daß Heidi sonntags in den Kindergottesdienst gehen sollte. Wir gehörten zur Glauchaer Kirche. Nach ein paar Wochen erklärte mir meine Tochter, daß sie nicht mehr hingehen wollte. „Warum?“ fragte ich. „Du gehst nicht in die Kirche, da brauche ich auch nicht in den Kinder-Gottesdienst zu gehen.“ Ich wurde sehr nachdenklich.

„Ja, du hast recht. Doch morgen ist Sonntag, und ab morgen werde ich wieder regelmäßig zur Kirche gehen.“ Und so geschah es. Es war für mich eine feierliche Handlung. Ich betete still für mich und bat meinen Gott um Verzeihung. Zu sehr hatte mich mein Schicksal, das meinen Mann nicht mehr wiederkommen ließ und weil es mir so schwer wurde, in diesem Leben durchzukommen, getroffen. In diesem ersten Gottesdienst versprach ich nach langer Zeit Treue, was auch kommen mochte. Ohne weitere Diskussion ging auch Heidi wieder in den Kindergottesdienst. Wir lernten an einem späteren Sonntag die junge Organistin kennen, und da ich vor kurzem ein altes Klavier kaufen konnte, bat ich sie, Heidi zu unterrichten. So bekam meine Tochter ihre ersten Klavierstunden noch in Halle.

Ich wollte nicht mehr länger in diesem Hause und in dieser Wohnung leben, obwohl inzwischen der Klodeckel wieder für alle Bewohner an Ort und Stelle war. Als ich im Wohnungsamt vorsprach, hieß es nur: „Sie als Frau allein mit nur einem Kind? Da steht Ihnen keine Wohnung zu.“ Ich fand ein paar Häuser weiter 2 kleine Zimmer mit Küchenbenutzung. Am Umzugstag, als ich noch einmal in die Küche kam um nachzusehen, ob ich auch nichts vergessen hatte, traute ich meinen Augen nicht: Da steckte das so streng gehütete Schlüsselbund mit mindestens 20 Schlüsseln an der Tür der Speisekammer! Ich möchte hier gestehen, was bisher noch niemand erfahren hat: Ich nahm das riesige Schlüsselbund in die Hand, riß die Balkontür auf, und im hohen Bogen flogen die Schlüssel über den kleinen Garten in den dort vorbeifließenden Saalearm. Dort liegen sie noch immer - nehme ich jedenfalls an. Fräulein B. wurde über 90 Jahre alt und starb in einem Altenheim in Mölln, Kreis Lauenburg. Meine Schulfreundin Christa hatte sich ihrer angenommen und sie dort untergebracht. Ich besuchte sie noch kurz vor ihrem Tode mit meiner erwachsenen Tochter. Sie war sehr erschrocken, als ich ins Zimmer trat. Aber die alten Geschichten waren vergeben. Es wurde eine nette Stunde mit ihr zusammen.

## Die letzten Jahre in der DDR

Bei meinen neuen Vermietern durfte ich als Untermieter nur dann in die Küche, wenn sie selbst sie nicht brauchten. Dafür durfte ich die Küche aber jeden Samstag gründlich putzen. Dennoch bin ich mit den beiden Damen ganz gut zurechtgekommen. Ich kaufte mir einen kleinen elektrischen Kocher und half mir so in meiner Behausung über die kleinen Schwierigkeiten hinweg.

Regelmäßig zum Monatsende wurde ich in die Personalabteilung gerufen:

„Nun, haben Sie es sich überlegt, in die Partei einzutreten? Sie bekommen ab sofort das doppelte Gehalt, müssen aber aus der Kirche austreten!“

Ich gab Monat für Monat dieselbe Antwort: „Ich verkaufe meine Gesinnung nicht.“

Ich war nun schon lange ehrenamtlich als Pfarramtshelferin in der Glauchaer Kirche tätig. Einmal mußte ich einen Klappentext für das Buch „Luther in evangelischer Sicht“ verfassen. Ich war seit gut einem halben Jahr als Werbeleiterin beim Niemeyer Verlag in Halle übernommen worden, nachdem ich mehrere Fortbildungskurse in Leipzig beim Börsenverein des deutschen Buchhandels mit Erfolg absolviert hatte.

Ich hatte um meine Versetzung gebeten, um nicht mehr mit dem Verlagsleiter Z. zusammenkommen zu müssen.

Meine Arbeit machte mir große Freude. Doch diesmal fand mein Text beim Cheflektor absolut keine Zustimmung:

„Sie müssen Luther als Vorkämpfer des Marxismus schildern!“

Meine abwehrende Geste war deutlich, so daß seine Antwort lautete:

„Aber das können Sie wohl mit Ihrem christlichen Gewissen nicht vereinbaren.“

In dieser Zeit war es etwas ganz Besonderes, wenn man in Urlaub fahren konnte. Vom FDGB, dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund in der DDR, bekam ich für meine Tochter und mich einen 14-tägigen Ferienplatz auf der Insel Hiddensee. Welche schönen Tage für uns! Diese Insel ist so abwechslungsreich: Wiesen, Wälder, Heide, Küste, Weideland mit vielen Wildkaninchen, einsame Buchten für FKK-Anhänger.

Dorthin zog es uns auch einmal. Wir bauten ganz für uns eine Sandburg vor dichtem Gestrüpp und legten uns völlig nackt hinein zu einem Sonnenbad. Von außen konnte man uns nicht sehen. Doch unsere Ruhe wurde dennoch gestört: Jemand brach durch das Dickicht! Wir schreckten auf:

Eine Kuh überrannte rücksichtslos unsere Sandkuhle und nahm noch ein zum Trocknen ausgelegtes Handtuch auf ihrem Rücken mit.

Natürlich besuchten wir auch das Haus des auf Hiddensee begrabenen Dichters Gerhard Hauptmann, heute ein Museum.

Von einer anderen Stelle der Insel schwamm ich eines Tages - es war traumhaft schönes Wetter - mit einem netten gleichaltrigen Mann in die See hinaus. Heidi blieb am Strand. Wir kamen in große Gefahr, und das Meer zog uns weit hinaus. Die größten Schwimmanstrengungen nützten uns nichts. Auf einmal hatte ich doch Boden unter den Füßen: eine Sandbank! Wir hielten uns an den Händen und gingen der Sandbank nach, doch sie führte immer weiter ins Wasser hinaus. Also zurück und in die andere Richtung! Als wir nahe genug am Land waren, wagten wir zu schwimmen und erreichten das Ufer.

*Wir hatten wieder einmal einen Schutzengel gehabt!*

Mein allererster Schreibversuch war erfolgreich. Ich schrieb eine Buchkritik, die im Börsenblatt des deutschen Buchhandels veröffentlicht wurde. Mein Verlag schenkte mir für zwei Personen eine Freifahrt zum Skispringen nach Oberhof in Thüringen. Wir hofften natürlich, daß es für uns ein ganz großes Erlebnis werden würde.

Doch leider kam es anders: Es regnete, als wir am Sonntag in Halle in den Zug stiegen, und es regnete auch noch, als wir in Oberhof ankamen. Wir wurden alle - es war ein Sonderzug - in eine große Halle gebracht, wo ein Mittagessen auf uns wartete.

Und wen traf ich hier? Meinen Bruder Hartmut, der an diesem Tage zum Aufsichtsdienst eingeteilt worden war.

Das Skispringen aber fand nicht statt. Schade.

Durch meine Verlagstätigkeit kam ich öfters nach Berlin, um Buchausstellungen am Alexanderplatz mit auszurichten. Ich lernte eine nette Berlinerin kennen, bei der ich wohnen konnte, wenn ich in Berlin zu tun hatte.

Heidi, sie war nun 8 Jahre alt geworden, und ich verbrachten dort unseren nächsten Urlaub. Wir hatten ein ganz besonderes Anliegen. Ich ging jeden Tag von Friedhof zu Friedhof und ließ mir alle Listen mit den Merkmalen der unbekanntenen Soldaten, die hier bestattet worden waren, vorlegen. Ich suchte meinen Mann und konnte doch nur ein einziges Mal mit der Möglichkeit rechnen, ihn gefunden zu haben: In den Schneidezähnen eines Soldaten wurde ein kleines goldenes Dreieck als Erkennungszeichen angegeben. Ob das mein Walter war? Ich weiß es nicht. Ich legte ein paar Blumen auf dieses Grab.

Damals war es noch möglich, von Ostberlin über die Grenze nach Westberlin zu gehen, zum Beispiel über die Glienicker Brücke.

Man kaufte Bananen, Schokolade und Kaffee. Das war natürlich verboten. Auch ich hatte auf der Rückfahrt etwas dabei.

Im Zuge nach Halle machte eine ältere Frau einen sehr nervösen Eindruck. Dann platzte es aus hier heraus:

„Ich habe ein halbes Pfund Kaffee in meiner Handtasche. Wenn ich nun den Paß zeigen muß, dann nimmt der Polizist bestimmt den Kaffee weg!“ Ein junger Mann sagte ganz ruhig:

„Stecken Sie den Kaffee doch einfach in Ihre Manteltasche.“

Das war ein guter Vorschlag. Der Kaffee war gerade verstaut, als die Kontrolle die Tür öffnete:

„Wer hat Westware bei sich?“

„Die Frau dort in der Ecke hat Kaffee in ihrer Manteltasche!“ Das sagte doch tatsächlich der junge Mann.

Und schon griffen die Polizisten zu und nahmen der Frau das halbe Pfund Kaffee weg.

Die Tür schloß sich hinter den Polizisten. Nun ging ein Tumult los in unserem Abteil. Es war fast so, als wollten die Menschen diesen jungen Mann zerreißen. Doch er kletterte auf seinen Sitz, öffnete seinen Koffer und gab der verdutzten Frau 1 Pfund Kaffee. Alles verstummte.

Der Zug hielt. Der junge Mann stieg aus mit einem Koffer voll Kaffee.

Wieder bei einer Rückreise von Berlin nach Halle wurde ich als einziger des Abteils herausgegriffen zur Kontrolle. Ich mußte meinen Koffer öffnen. Ich hatte im Westen eingekauft. Einer plötzlichen Eingebung folgend, sagte ich zu dem Polizisten:

„Fassen Sie ja nicht meine Wäsche mit Ihren schmutzigen Händen an!“ Er klappte sofort meinen Koffer zu und ward nicht mehr gesehen.

Wieder einmal nach langen Jahren Urlaub in Nordhausen am Harz. Zusammen mit einem befreundeten Ehepaar unternahmen wir eine herrliche Wanderung durch das Bodetal von Treseburg bis zur Roßtrappe. Hier war ich einmal mit meinem Walter unterwegs, hier waren wir noch glücklich gewesen!

Der Mann meiner Freundin war ein Unikum, ein Sportler durch und durch und immer zu Scherzen aufgelegt. Plötzlich kletterte er auf einen Felsen in der Bode und machte einen Handstand. Die Wanderer blieben stehen und klatschten Beifall.

Willy stand wieder auf zwei Füßen, doch er hatte nur noch einen Schuh an, der andere schwamm in der eilig dahinfließenden Bode davon. Schon lief seine Frau am Ufer entlang, um das kostbare Stück noch zu retten. Damals war ein Paar Schuhe noch etwas wirklich Kostbares. Zweimal kam der Schuh direkt an die Böschung, doch wenn Erika danach greifen wollte, war er schon wieder fort.

Nun flossen Tränen. Viele Kilometer waren noch zu laufen, und das mit einem Schuh!

Auf einmal sah ich einen jungen Mann auf uns zukommen, der Schuhe anhatte und tatsächlich noch ein Paar in Reserve an einem breiten Band über der Schulter trug. Sofort war ich bei ihm und redete auf ihn ein. Er verstand mich aber nicht. Es war ein Amerikaner. Nun versuchte ich mein Schulenglisch, das erste Mal in meinem Leben! Recht und schlecht erzählte ich ihm die Geschichte. Er lachte aus vollem Halse, zog die neuen Schuhe an, die er eigentlich bei seiner Wanderung durchs Bodetal schonen wollte, und gab Willy seine alten.

Wenn Willy wenigstens in etwa die gleiche Schuhgröße gehabt hätte! Doch er war klein von Gestalt und hatte nur Größe 37, der hilfsbereite Amerikaner aber mindestens 42. Aber es geht so vieles, wenn es sein muß! Der viel zu große Schuh wurde ganz einfach mit einem Strick festgebunden, und Willy setzte mit zweierlei Schuhen die Wanderung fort.

Den letzten Urlaub in der DDR verbrachten Heidi und ich zusammen mit meiner Freundin Mechthild aus dem Verlag im ehemaligen Jagdschloß Hermann Görings, einem schönen Schloßchen am Sacrower See bei Potsdam. Es war das Ferienhaus des Verlages.

Wir waren täglich am und im Wasser. Einmal überredete ich die ein paar Jahre jüngere Mechthild, mit mir durch den See bis zum anderen Ufer zu schwimmen. Nach etwa einer halben Stunde merkten wir, daß das andere Ufer noch immer sehr weit entfernt war.

Außerdem flogen um unsere Köpfe dicke Bremsen, und ich hatte vergessen, meine Armbanduhr abzulegen, was mich sehr ärgerte. Ich redete meiner Freundin gut zu:

„Wir schaffen es, und dann laufen wir um den See herum zurück.“

Daraus wurde allerdings nichts. Als wir endlich die Menschen am näher-kommenden Ufer erkennen konnten, mußten wir feststellen, daß das ganze Ufergebiet undurchdringlich mit Seerosen und Wasserpflanzen zugewachsen war. Es blieb uns nichts anderes übrig, als zurückzuschwimmen.

Ich bekam es mit der Angst, weil ich Mechthild überredet hatte. Doch ich durfte ihr meine Angst nicht anmerken lassen. Ich hatte das große Fahrtenschwimmen gemacht, aber Mechthild? Ich wußte es nicht und fragte auch nicht. Wieder und wieder versuchte ich, ihr Mut zu machen. Wir erreichten mit unseren letzten Kräften das rettende Ufer.

Keiner von uns ist je wieder durch einen unbekanntem See geschwommen! Beim Abschiedsabend auf Schloß Sacrow wurde bis Mitternacht gefeiert. Einige Chefs waren bei unserer Feriengruppe dabei und bekamen noch Lust, schwimmen zu gehen. Wir Frauen schlichen hinterher. Als die Männer im Wasser waren, stahlen wir die abgelegten Kleider und brachten sie ins Haus. Dann wurde das Flutlicht eingeschaltet. Kurz darauf kamen die unbedeckten Herren der Schöpfung im Gänsemarsch auf das Haus zu. Mit ihren Händen bedeckten sie den Körperteil, den wir Frauen von den Fenstern aus nicht sehen sollten.

Warum blieb ich eigentlich noch in Halle in diesen beengten Wohnverhältnissen, nur mit Küchenbenutzung und im Verlag mit diesen Schwierigkeiten wegen meiner politischen Einstellung? Ich hatte ja schließlich in Braunschweig meine Wohnung eingerichtet. Aber es sollte noch lange dauern.

Meine Schulfreundin Gisela, Kriegerwitwe wie ich, hatte den Sprung in den Westen schon gewagt. Sie schenkte mir beim Abschied ein hübsches kleines Bücherschränkchen. Eine andere Schulkameradin überredete mich, mein Schlafzimmer und Küchenbuffet in Braunschweig ihren dortigen Verwandten zur Verfügung zu stellen. Dafür bekam ich in Halle Möbelerersatz. Ein schlechter Tausch: die Betten ohne Matratzen. Und wo sollte ich welche herbekommen? Auf meine berechtigte Frage wurde mir nur geantwortet:

„Die Matratzen brauchen wir selber.“

Ich begann, die Fühler „nach drüben“, in den „goldenen“ Westen auszustrecken.

1952 schrieb ich an Frauenlein K., die in meiner Braunschweiger Wohnung wohnte, daß mein Mann aus dem Krieg nicht wiedergekommen war und als vermißt galt. Ich hätte nun den Wunsch, mit meiner achtjährigen Tochter nach Braunschweig zurückzukehren:

„Bitte suchen Sie sich in aller Ruhe eine neue Wohnung. Es kommt auf ein paar Monate nicht an“, fügte ich abschließend hinzu.

Ich bekam keine Antwort. Von anderer Seite erfuhr ich, daß Fräulein K. inzwischen ausgezogen war und alles mitgenommen hatte, was von mir noch da gewesen war: nicht nur die Wohnzimmermöbel, sondern alle Wäsche, das Geschirr, Teppich, Radio, Lampen, Nähmaschine usw. Ein Rechtsanwalt in der DDR machte mir keine Hoffnung, meine Sachen je wiederzubekommen:

„So geht das nicht. Wenn man nichts Schriftliches vorweisen kann, ist nichts zu machen!“

Nun wagte ich erst recht nicht, meine Zelte in Halle abzubrechen. Mit gar nichts noch einmal anfangen? Ich sollte noch weitere 5 Jahre in Halle bleiben.

In dieser Zeit fand unser erstes Klassentreffen statt. Welch ein bedrückendes Wiedersehen!

Nur 2 von uns hatten noch ihren Mann, die Männer der anderen waren gefallen, vermißt, die Ehen geschieden, lediglich zwei waren noch nicht verheiratet.

Unerwartet kam an diesem Abend noch meine Schulfreundin aus Gernrode zu mir. Ich war erschrocken, als sie mich fragte, warum ich vor Jahren so plötzlich abgereist war, ohne mich wieder zu melden.

Ich beichtete ihr mein Vergehen. Doch das war der denkbar schlechteste Weg.

Sie stellte sofort ihren Mann zur Rede, beide kamen erneut zu mir, standen mir gegenüber. P. machte mich lächerlich und stritt alles ab. Mich ergriff die Wut, ich packte den kleinen Klaviersessel, neben dem ich stand, und wies beiden die Tür.

P. sagte beim Hinausgehen noch: „So eine hysterische Person soll ich geliebt haben!“

Im Verlag hatte sich schon länger ein Schachklub gebildet. Es wurde von Woche zu Woche interessanter. 13 Männer, darunter auch Arthur, und eine Frau, nämlich ich, spielten also gegeneinander. Nachdem ich die ersten Partien gewonnen hatte, spielte ich immer kühner und gewann weiter. Zuletzt verfolgten alle Männer gebannt mein Spiel. Ich verlor nur gegen 2 der Männer. Die beiden besten unseres Klubs, darunter ich, wurden zur Schachmeisterschaft in Halle angemeldet.

Beinahe hätte ich deshalb sogar meinen Absprung in den Westen verzögert.

## NEUE HEIMAT STUTTGART

### **Der Sprung in den Westen**

1957 war es dann endlich soweit.

Meine Freundin Gisela hatte durch eine Zeitungsannonce für mich eine Arbeitsstelle gesucht und eine Zusage vom Pegasus-Verlag in Wetzlar erhalten. Ein Zimmer für mich und Heidi war durch den Verlag auch zugesichert worden.

Zwei Koffer für die Flucht waren gepackt. Ich schickte mehrere Pakete zu Bekannten und Freunden im Westen mit dem Nötigsten, vor allem meine liebsten Bücher. Meine Mutter hatte schon lange auf mich eingeredet, nach drüben zu gehen:

„Hier kriegst du als Kriegerwitwe keinen Pfennig, laß die Heidi bei uns und fang erst einmal wieder an.“

Ich hatte lange keinen Mut zu gehen, aber auf keinen Fall wäre es in Frage gekommen, Heidi nicht mitzunehmen.

Inzwischen hatte ich einen Bahnbeamten kennengelernt, der in Wismar lebte und ab und zu nach Halle kam. Er hätte mich gern geheiratet, aber dazu konnte ich mich nicht entschließen. Ich empfand keine Liebe für ihn. Auch er redete mir dauernd zu und wollte mir auch bei der Flucht helfen. Ich nahm schließlich seine Hilfe an unter der Bedingung, daß er keine Liebe von mir erwartete.

Eines Tages warf ich ihm ein Kopfkissen zu: der Beginn unserer Übersiedlung in den Westen. Er brachte auf einer Dienstreise in Berlin unsere Federbetten und einen Koffer mit Geschirr über die Grenze.

Später gab es in der Nachbarschaft in Halle, wenn jemand verdächtigt wurde, in den Westen zu gehen, das geflügelte Wort: „Wollen Sie auch nach Wismar heiraten?“ Es war schon aufgefallen, daß bei mir etwas nicht stimmte. Auf entsprechende Fragen pflegte ich zu antworten:

„Ich werde nach Wismar heiraten.“

Meine letzten Arbeitstage im Verlag verbrachte ich an unserem Messestand im Hansahaus in Leipzig, Ich hatte offiziell 8 Tage Westbesuch beantragt und erhalten, um zur Konfirmation eines Patenkindes fahren zu können. Das war frei erfunden. Meine Freundin Mechthild, die mit mir durch den Sacrower See geschwommen war, wußte als einzige, außer meinen Verwandten, von meinen Übersiedlungsplänen.

Sie kam überraschend nach Leipzig an meinen Stand:

„Du darfst nicht nach Wetzlar fahren!“

Was war passiert? Zwei Tage später war der geplante Reisetag. Wo sollte ich hin? Mehr konnten wir an unserem Messestand nicht sprechen, das wäre aufgefallen. Sie bat mich zum Stand des westdeutschen Luchterhand-Verlages, dort würde ich mehr erfahren. Mir schlotterten die Knie.

Ein Herr Dr. W. versuchte erst einmal, mich zu beruhigen:

„Ich war vier Monate im Pegasus-Verlag in Wetzlar tätig, genauso angeworben wie Sie. Meine Arbeitskraft wurde restlos ausgenutzt. Ich habe in dieser kurzen Zeit mehr als 300 Überstunden machen müssen, ohne jede Bezahlung. Es war unendlich schwer, dort wieder wegzukommen. Sie mit Ihrem Kind schaffen das niemals!“

Aber was nun? Ich hatte die genehmigten Fahrkarten nach Wetzlar. Der Werbeleiter vom Luchterhand-Verlag wußte Rat:

„Fahren Sie nach Stuttgart, die Stadt der Verlage für Westdeutschland wie Leipzig für die DDR. Ich habe in Stuttgart Verwandte, dort können Sie erst einmal wohnen.“

Ja, Stuttgart, das könnte mir schon zusagen, war ich doch dort einige Wochen mit meinem Walter so glücklich gewesen!

### **Neubeginn in Stuttgart**

Meine Eltern und Geschwister kamen zum Bahnhof, um mich und Heidi zu verabschieden.

Mein damals von der richtigen Politik der DDR überzeugter Schwager warnte mich:

„Du wirst es bitter bereuen, daß du in den Westen gegangen bist!“ Ich habe es nie bereut!

Also ging es nach Stuttgart: mit Kind, zwei Koffern und unserem Wellensittich Peter. Ein Tier mitzunehmen, war zwar verboten, doch Heidi hing an dem Tierchen, und so wagten wir es

einfach. Der winzige Käfig stand im Gepäcknetz gut abgedeckt und gehörte niemandem, wenn danach gefragt würde.

Wir fuhren die schöne Strecke durch den Thüringer Wald. Unser Peter hatte die ganze Zeit gerufen und erzählt. Wie sollte das nur an der Grenze werden? Je lauter Peter wurde, um so stiller wurden wir.

Die Grenze. Der Zug hielt an. Die Abteiltür wurde aufgerissen. Kontrolle. Peter verstummte. Das Abteil war voll besetzt, es dauerte eine ganze Weile - für uns eine Ewigkeit - , bis alles kontrolliert war.

„Danke“, sagte der Volkspolizist. Die Tür fiel ins Schloß. Genau in diesem Augenblick fing Peter wieder an zu erzählen. Alle im Abteil lachten, und wir zwei holten tief Luft.

Nun waren wir tatsächlich im Westen und fuhren einem neuen Leben entgegen. Es war der 17. März 1957.

Ankunft in Stuttgart. Mit Koffern, Kind und Wellensittich Richtung Killesberg. Wir standen vor der Tür der Familie R.. Die Tür öffnete sich, ich nannte meinen Namen.

„Aber haben Sie denn nicht unser Telegramm bekommen, daß wir Sie nicht aufnehmen können?“ Nein, das hatte ich nicht. Aber nun war ich am Ende. Ich konnte nicht mehr stehen und setzte mich auf die Treppenstufen. Mir rannen die Tränen nur so aus den Augen. Dann standen wir doch in der Wohnung und mußten erst einmal erzählen. Wir durften bleiben. Das Ehepaar hatte wirklich keinen Platz für uns. Wir beide mußten 6 Wochen lang im Wohnzimmer zusammen auf der Couch schlafen, aber es ging.

Wir meldeten uns polizeilich auf dem Feuerbacher Rathaus an. „Grüß Gott!“ wurden wir empfangen. Ich schrieb meinen Eltern: „Hier sind alle Menschen fromm, selbst auf dem Rathaus heißt es ‚Grüß Gott‘.“

Am 1. April 1957 trat ich meinen Dienst im Schwab-Verlag an. Unter mehreren Angeboten zog ich diesen Verlag der „Deutschen Zeitung“ vor, weil er am besten bezahlte. Wenn man neu anfangen mußte, war das zunächst das Wichtigste.

Bis zum Arbeitsbeginn war ich täglich unterwegs, um uns eine Wohnung zu suchen. Spät abends half ich Frau R. dann beim Putzen, denn sie hatte ausgerechnet in dieser Zeit auch noch den Maler im Haus. Heidi wurde im Katharinen-Gymnasium in der Nähe des Hauptbahnhofs eingeschult und bekam bei Frau R. mittags ein warmes Essen. Wie aus heiterem Himmel kam plötzlich Westgeld durch die Post für mich an. Meine Mutter hatte einen Teil meiner Möbel verkaufen können - u.a. hatte eine Schulkameradin mein Klavier übernommen - und war mit meinem jüngsten Bruder, inzwischen auch schon 16 Jahre alt, nach Westberlin gefahren. Sie hatten sogar noch unsere beiden Fahrräder aufgegeben. Sie schmuggelten die rund 2.000 Mark

Ostgeld über die Grenze, tauschten im Verhältnis 4:1 um und überwiesen mir 467 DM nach Stuttgart. Auf der Rückfahrt gerieten meine Lieben in eine Kontrolle; wehe, wenn man den Umtauschzettel gefunden hätte, dann wären sie wegen „Devisenvergehens“ angeklagt worden. Meine Mutter hatte den Zettel vorsorglich in ihren Schuh gesteckt. Sie täuschte einen Krampf vor, mein Bruder bückte sich, nahm den Zettel heraus und aß ihn einfach auf.

Nun hatte ich also mein erstes Westgeld in der Hand. Welch ein Reichtum! Strahlend stand ich vor Frau R.: „Jetzt kann ich Ihnen endlich etwas von dem bezahlen, was ich Ihnen schuldig bin!“ Ich hielt ihr mein ganzes Bargeld hin, doch sie schüttelte den Kopf:

„Ich nehme nichts davon, das brauchen Sie selbst!“

Sie fügte etwas hinzu, was mir bis heute unvergesslich geblieben ist:

„Wenn es Ihnen einmal besser geht, dann helfen Sie auch mal dort, wo es nötig ist.“

Das habe ich dann später immer wieder tun können.

Ich fand zum 1. Mai eine „Wohnung“: eine leere Waschküche im Stuttgarter Osten mit Steinfußboden, zwei kleinen vergitterten Fenstern zur Straße hin, kalt und dunkel. Ich ging nicht auf ein Amt, um eine Wohnung oder Geld zu bekommen.

Wir wußten von vornherein, daß ein neuer Anfang kein Zuckerlecken sein würde. Wir waren zunächst mal froh, für uns allein eine Wohnung zu haben. Von der Evangelischen Gesellschaft erhielten wir für ein paar Mark Leihgebühr zwei Betten und Matratzen. Da unsere beiden Betten nicht in das Kellerzimmer hineingingen, bekamen wir noch eine Dachkammer als Schlafzimmer dazu. Damit uns nicht jeder durch die Holzlatten in die Betten gucken konnte, klebte ich Zeitungspapier von innen dagegen. Im Sommer war es im Keller kalt, auf dem Boden direkt unterm Dach aber unerträglich heiß. Aber wo sollten wir unser Geschirr abstellen und unsere Wäsche hinlegen? Wir holten uns leere Obstkisten von „Nanz“. Und das ging gut. Gern hätten wir noch ein Nachtschränkchen gehabt und vielleicht auch 2 Stühle. Auch diese Dinge bekamen wir von der Evangelischen Gesellschaft. Es war aber nicht ganz einfach, unsere neuen Errungenschaften in Etappen zum Schloßplatz zur Straßenbahnhaltestelle zu bringen. Damals fuhr die Straßenbahn noch über den Schloßplatz. Das Nachtschränkchen war schwer, denn es hatte eine - leider zerbrochene -Marmorplatte. Aber was machte das schon!

Die Straßenbahn hielt an, wir stiegen ein. Doch o Schreck: Die Tür ging zu, aber der zweite Stuhl stand noch draußen auf dem Schloßplatz! Ein aufmerksamer junger Mann winkte uns mit der Sitzgelegenheit nach und setzte sich mit dem für uns kostbaren Möbelstück in unsere Richtung in Bewegung. Wir hatten verstanden und stiegen an der nächsten Haltestelle mit dem anderen Stuhl und dem schweren Nachtschränkchen aus. Unser Warten wurde belohnt: der

zweite Stuhl wurde gebracht. Beim Einsteigen fanden wir auch noch Hilfe und bekamen so alles gut nach Hause.

Ich kaufte das erste und einzige Mal etwas auf Abzahlung, nämlich gebrauchte Möbel aus einem Möbellager: 1 Bücherschrank, 1 aufklappbare Couch und 1 Tisch. Monatlich 150 DM, zehn Monatsraten ohne Aufschlag. Bei 460 DM Nettogehalt im Monat! Aber es mußte gehen, und es ging!

Allmählich trafen auch die abgeschickten Pakete bei uns ein. Dennoch fehlte es an allem: Kehrblech, Eimer, Glühlampen Ein gebrauchter Gasherd war inzwischen dazugekommen, und so gab es die erste warme Mahlzeit für uns auf eigenem Herd. So nach und nach konnten wir auch die leeren Obstkisten zurückgeben und uns gebrauchte Schränke hinstellen. Wir fühlten uns wie kleine Könige!

Wenn nur die Sprach- und Verständigungsschwierigkeiten nicht wären! Unsere Vermieterin, Fräulein B., war eine liebenswerte Frau, von der Alb gebürtig. Wir verstanden wirklich kaum ein Wort ihrer urwüchsigen schwäbischen Mundart. Zum Glück wohnte unterm Dach neben unserem kleinen Schlafzimmer eine Frau aus Sachsen, die schon lange im Schwabenland lebte. Sie wurde unsere Dolmetscherin. 65 Stufen mußten wir jedes Mal zu ihr hinaufsteigen, wenn wir wieder einmal etwas nicht verstanden hatten.

So erfuhren wir u.a., daß die von Fräulein B. angebotenen „Preschtlings“ nicht etwa gepreßte Braunkohlen, „Preßsteine“, wie das bei uns in Thüringen hieß, waren, sondern Erdbeeren. Von allein wären wir nie darauf gekommen.

Als die großen Ferien kamen, durfte Heidi ins Waldheim. Sie war nun fast 13 Jahre alt. Im Brief stand, daß jedes Kind einen „Teppich“ mitzubringen hätte. Wie gern hätten wir den für unseren kalten Fußboden im Keller gehabt! Unsere Dolmetscherin belehrte uns, daß ein „Teppich“ auf gut Schwäbisch nichts anderes als eine Wolldecke ist.

Wir schauten auch recht ratlos drein, als Fräulein B. uns beim Einzug vorschlug, auf der „Bühne“ zu schlafen. Ja, wo war denn hier das Theater, wo wir schlafen sollten? Gemeint war die Dachkammer.

„Warum sauet Sie eigentlich immer so?“ Der Vorwurf unserer Hauswirtin traf mich schwer, denn ich hatte mich wirklich immer bemüht, meinen Eingang und auch sonst alles möglichst sauber zu halten. Wie sollte ich auch ahnen, daß das wieder ganz anders gemeint war. Bei mir mußte alles flink gehen, und das nennt man in Schwaben halt „sauern“.

Welch schwere Sprache!

Da ich keinerlei Zeugnisse vorweisen konnte, hatte ich bei meiner Einstellung im Verlag der Deutschen Zeitung gesagt, daß ich in Halle zwar Werbeleiterin gewesen war, aber keine

Ahnung von der westdeutschen Wirtschaft hätte und deshalb wohl besser als Stenotypistin anfangen wollte, möglichst freilich in der Werbeabteilung.

Ich war gerade wenige Tage dort, als mir der Werbeleiter Dr. K. schon eine interessante Arbeit brachte: Ich durfte einen Werbebrief entwerfen. Ein Stoßgebet zum Himmel. Dann machte ich mich mit großem Eifer an meine neue Aufgabe. Ein Inserat war zu entwerfen. Immer neue Text-Möglichkeiten flatterten auf meinen Schreibtisch.

Dann geschah ein Wunder: Ich bekam bereits nach einem Monat zum 1. Mai eine kleine eigene Werbeabteilung und, was für uns damals mindestens ebenso wichtig war, monatlich gleich DM 150,- mehr Gehalt. Ich brauchte eine Zeit, ehe ich das Glück fassen konnte.

Meine Kolleginnen waren davon nicht erbaut:

„Seit 10 Jahren warten wir auf diesen Posten, Sie sind 4 Wochen hier und schnappen ihn uns weg!“ Eine Frau R. fügte hinzu: „Von mir erfahren Sie nun gar nichts mehr, wenn Sie was wissen wollen!“ Eine andere „Kollegin“: „Sie gehören nach Rußland, aber nicht hierher!“

Die Zusammenarbeit mit solchen Menschen würde nicht leicht werden.

Ich packte das erste Päckchen für meine Eltern in der DDR: 1/4 Pfund Kaffee und 1 Tafel Schokolade. Wir selbst hatten hier noch kein einziges Stückchen Schokolade gegessen. Doch ich hörte meine Mutter beim Abschied am Bahnhof sagen: „Wenn du erst drüben bist, denkst du auch nicht mehr an uns, genau wie dein Bruder Friedrich!“

Mein Bruder war 1955 in den Westen gegangen, er hatte sich am 17. Juni 1953 bei der Befreiung politischer Häftlinge beteiligt und mußte verschwinden. Natürlich hatte er genauso wie wir einen schweren Anfang und bestimmt keine einzige Mark übrig. Aber ich wollte mein Versprechen halten und schickte eben von Anfang an jeden Monat ein kleines Päckchen, später dann auch große Pakete, Monat für Monat, bis meine Eltern starben.

Da unsere Kellerwohnung nun wirklich nicht gemütlich war, verbrachten wir jede freie Zeit draußen. Die Umgebung von Ostheim ist sehr schön, der Wald nahe. Damals gab es als Fleischersatz ständig Pilze bei uns. Ich wußte genau, wo ich welche finden konnte, wo es Maronen gab, wo Reizker und Birkenpilze, so daß es wenigstens bei den Pilzsorten ein wenig Abwechslung gab. Ich höre Heidi noch sagen: „Ich möchte endlich mal ein Stück Fleisch essen und nicht immer nur Pilze!“ In den Wäldern um Stuttgart herum fühlten wir uns bald so zu Hause wie im Thüringer Wald. Wir kamen einmal zu einer „Hocketse“, damals ein uns noch unbekannter Begriff. Es roch verführerisch nach Bratwurst. Heidi bettelte. Ich konnte mich nicht entschließen, 60 Pfennige waren viel Geld. Doch als ich mich endlich durchgerungen hatte, stand sie glücklich in der Schlange. Als sie aber an der Reihe war, gab es keine Bratwurst mehr.

Ich ging täglich zu Fuß zu meiner Arbeitsstätte, hin und zurück eine dreiviertel Stunde Fußweg von Ostheim zur Silberburgstraße.

In dieser Zeit gehörte ich schon zum Schwäbischen Singkreis, den Hans Grischkat leitete.

„Warum riechst du eigentlich immer nach Fisch?“ fragten mich meine Sängerfreunde einmal. Ich wagte nicht zu sagen, daß Bückling das billigste Essen war, damals bezahlte man für 1 Pfund 50 Pfennige. So aß ich fortan montags lieber trockenes Brot und roch dann nicht mehr nach Fisch. Beim „Nanz“ durfte ich abends das aussortierte Obst abholen, das war wieder eine feine Sache!

Eines Tages entdeckte ich ein Sonderangebot: Hühnchenklein, ein großes Paket für 1,45 DM. Ich kaufte es Anfang der Woche und legte es für Sonntag im Verlag in den Kühlschrank. Doch am Freitag roch es bereits so stark, daß ich es wegwerfen mußte.

Ich saß am Schreibtisch und hatte verweinte Augen. Unser Generalvertreter, Herr B., kam zufällig vorbei und fragte meine Kolleginnen, was mit mir los sei. Man erzählte ihm mein Mißgeschick. Am selben Abend gegen 19 Uhr klopfte es an unsere Kellertür. Herr B. ließ nicht locker, wir mußten uns anziehen und mit ihm essen gehen. Er ließ im Zeppelin-Hotel eine Speise nach der anderen auffahren, mir wurde immer weher ums Herz, weil wir das gar nicht aufessen konnten. Was wurde da alles wieder abgetragen, so manches Essen hätte ich allein davon machen können! Ich weiß noch sehr gut, daß die Rechnung über DM 90,- betragen hatte. Danach brachte er uns wieder in seinem schicken Mercedes nach Hause. Herr B. stammte ebenfalls aus der ehemaligen DDR, sicher hatte er auch einmal bescheiden anfangen müssen. Beim Abschied drückte er mir noch ein ganzes Huhn in den Arm. Wir waren reich! Heidi wurde nach Hedelfingen zum Geburtstag eingeladen. Geld für die Straßenbahn konnte ich ihr nicht geben. Wir machten einen weiten Spaziergang von fast einer Stunde durch den Wald und das schöne Dürrbachtal. Kurz vor Hedelfingen hielt ich bei einer sonnigen Bank an: „Hier bleibe ich und lese, bis du wiederkommst.“

Es dauerte nicht lange, da kam eine fröhliche Kinderschar und holte mich zur Geburtstagsfeier. Nun saß ich mit am Tisch vor leckerem Kuchen und gutem Kaffee. Immer wieder versteckte ich meine Füße, denn ich schämte mich wegen meiner kaputten Schuhe. Das schwarze Wildleder war brüchig geworden, von innen hatte ich Leukoplast dagegen geklebt und von außen mit schwarzer Schuhcreme so lange geschmiert, bis man die rosa Striche nicht mehr sehen konnte. Die Absätze waren mehr als schief. Dann entdeckte die Hausfrau aber doch meine Schuhe. „Kommen Sie mit, bitte kommen Sie mit!“ sagte sie bewegt und öffnete ihren Schuhschrank in der Diele. „Nehmen Sie alles mit, was hier rumsteht, es sind Schuhe, die meinen Kindern nicht mehr passen.“

Vier Paar Schuhe für mich und genauso viele für Heidi wanderten in ein großes Netz, sie paßten wie angegossen. Am Abend fuhren uns die Gastgeber noch mit dem Auto nach Hause. Es war gegen Ende September 1957. Es klopfte wieder einmal gegen unsere Kellertür. Inzwischen sah es bei uns schon etwas wohnlicher aus. Kleine Gardinen vor den Fenstern und eine Lampe an der Decke.

Besuch aus Eilenburg, wo noch heute zwei Geschwister von mir mit ihren Familien wohnen. Walter Meier hatte sich ebenfalls von drüben abgesetzt, kam zur Zeit der Geldentwertung in Stuttgart an und stand völlig mittellos vor mir. Ich kramte zusammen, was im Hause war, eine halbe Gurke, ein Stück Brot, etwas Käse, ein paar Zwiebeln. Es wurde eine Tüte voll. Wie oft hat er noch in späteren Jahren von diesen kleinen Gaben gesprochen.

Zuerst war ich über diesen Besuch leicht erschrocken und skeptisch, als ich hörte, daß er aus Eilenburg käme. Ich kannte ihn nicht von früher. Es waren Freunde meiner Schwester Gertraude. Sofort erinnerte ich mich an einen Satz, den mir meine Schwester beim Abschied von drüben noch nachgerufen hatte:

„Wir schicken dir mal einen netten Mann zum Heiraten!“

Doch schnell war die Situation geklärt. Ich lernte schon die nächsten Tage seine liebe Frau Otty kennen. Die Freundschaft ist bis heute geblieben, auch wenn Otty nun nicht mehr lebt.

Die Eltern schrieben aus Naumburg: „Wir werden Dich Anfang Oktober besuchen!“

Das war nun wirklich ein Schreck. Wir hatten selbst so knapp zu essen und die Eltern ja keine Ahnung, wie dreckig es uns noch ging, denn davon schrieben wir ihnen natürlich nichts.

An einem Monatsende hatten wir gerade noch 40 Pfennige in der Tasche und überlegten, ob wir ein Brot kaufen sollten oder lieber 1 Liter Milch für eine warme Mahlzeit.

Nun stand uns also zweifacher Besuch ins Haus. Mit dem Schlafen würde es ja gehen, 2 auf der aufklappbaren Couch und 2 oben unterm Dach. Sicher würden unsere „Olschen“, wie wir sie liebevoll nannten, unten im Keller bleiben wollen, denn Mutter war schwerstbehindert, und die 65 Stufen hinauf und wieder herunter würden ihr sicherlich zu schwer fallen. Weil ich aber absolut kein Geld mehr hatte, pumpte ich mir DM 20,-, um wenigstens nicht ganz blank dazustehen. Ein Glück, daß beide, Mutter und Vater, kostenlos mit der Straßenbahn fahren konnten, Vater als Schwerbeschädigter vom 1. Weltkrieg, Mutter hatte sogar noch eine freie Begleitung, und so konnte ich ohne Bezahlung mitfahren.

Aber dann waren sie da und sahen unser dunkles Kellerstübchen:

„Warum hast du uns nicht die Wahrheit geschrieben, dann wären wir doch nicht gekommen! ... Und Ihr habt uns immer Päckchen geschickt!“

Der kommende Sonntag war Erntedanktag. Wir waren in der Kirche und kamen ganz bedrückt wieder nach Hause. Zwei Mädchen, 14 und 18 Jahre alt, wurden abgekündigt, sie waren bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Die beiden Geschwister waren Enkelkinder meines früheren Chefs in Bad Kösen gewesen. Also wohnte seine Tochter auch hier in der Nähe.

Ich besuchte die Familie später einmal. Der einzige Sohn starb, vier Jahre alt, als die Familie wegen des Krieges aus Ostafrika in die Heimat zurückkehren mußte. Wie viel Leid war über diese Familie gekommen!

Ich kochte also für uns vier eine gute Kartoffelsuppe und schnitt zwei Saitenwürstchen hinein. Wir hatten gerade das Tischgebet gesprochen und begannen mit Appetit zu essen. Da klopfte es an die Tür. Der Pfarrer der Petrusgemeinde stand mit einem riesigen Korb voller Lebensmittel da:

„Ich dachte, Sie sind noch nicht lange in unserer Gemeinde und von drüben gekommen, vielleicht können Sie einen Zuschuß für die Küche gebrauchen.“

Uns gingen die Augen über, als die kleine Decke hochgehoben wurde: 1 ganzes Stück Butter, 1 großes Huhn, Eier, Reis, 1 riesige Wurst, 1 Tüte Mehl und viel Obst. Unser Dank kam aus vollem Herzen. Nun hatten wir für die nächsten 14 Tage ausgesorgt, solange meine Eltern da waren.

Zwei Tage vor Weihnachten kam ein Einschreibebrief:

*„Aufgrund der eingereichten Unterlagen erhalten Sie rückwirkend ab Mitte März dieses Jahres eine Kriegerwitwenrente. Die Nachzahlung beträgt DM 1.005,-.“*

Soviel Geld hatten wir noch nie gesehen, als der Briefträger kam und es uns auszahlte. Wir waren uns einig, DM 1.000,- zu sparen, damit wir bald aus dem Keller ausziehen konnten.

Mit den restlichen DM 5,- gingen wir Heiligabend aus, und zwar in eine Milchbar.

Der Winter verging. Anfang April 1958 wurde Heidi in ein Kinderheim nach Oberstdorf verschickt: 4 Wochen Bergluft, 4 Wochen raus aus dem Keller und 4 Wochen Versorgung, die mich nichts kosteten! Außerdem 4 Wochen auch mit anderen Kindern zusammen.

Am liebsten wäre ich gleich mitgefahren. Ich hatte zeit meines Lebens Sehnsucht nach den Bergen und hatte sie bis dahin doch noch nie gesehen. Nach 14 Tagen packte ich meine kleine Reisetasche und fuhr mit einer Sonntagsrückfahrkarte für DM 13,- nach Oberstdorf. Ab Ulm konnte ich nicht mehr sitzen bleiben. Ich stand am Fenster und suchte mit meinen Augen die Berge. Es war ein klarer, sonniger Tag. Doch eine mitreisende Dame sagte:

„Vor Kempten können Sie die Berge nicht sehen“ Also mußte ich mich noch in Geduld üben.

Kempton! Aber noch immer keine Berge zu sehen. Dann aber, mehr eine Ahnung als Wirklichkeit, tauchten sie auf. Mir kamen die Tränen, so aufgeregt und überglücklich war ich. Da legte mir die nette Dame ganz behutsam ihre Hand auf meine Schulter: „Aber Kindchen, wenn Sie jetzt weinen, können Sie ja die Berge immer noch nicht sehen.“

### **Endlich eine richtige Wohnung**

Ich wurde nicht müde, nach einer neuen Wohnung zu suchen. Es war aber sehr schwierig, denn ich konnte ja immer erst abends losgehen, wenn ich von der Arbeit kam. Und das war immer zu spät.

Im Sommer 1958 hatte ich bereits DM 3.000,- zusammengespart.

Da wurde eine Wohnung in Leinfelden, einem Vorort von Stuttgart, angeboten. Wir führen hin, alles schien zu klappen: Anzahlung DM 3.000,- als Mietvorauszahlung in bar. Wir durften aber nur in die Küche und ins Bad schauen und nicht die zwei anderen Zimmer sehen. Ich versprach, das Geld am übernächsten Tag zu bringen. Auf dem Heimweg, ich war überglücklich, sagte Heidi immer wieder:

„Mir kommt das komisch vor. Warum mußten wir so leise sprechen, und die anderen Zimmer waren zugeschlossen.“

Nun wohnte einer meiner Kollegen vom Verlag auch in dieser Siedlung. Ich erzählte ihm von unserem Vorhaben und Zweifel. Er erkundigte sich und erfuhr, daß hier tatsächlich Betrüger am Werk waren, die angeblich eine Wohnung vermieteten, die ihnen aber gar nicht gehörte.

Als wir deshalb bei der Polizei vorsprachen, hieß es allerdings nur:

„Wenn Sie nicht geschädigt wurden, können Sie auch keine Anzeige erstatten.“

Beim nächsten Mal würden wir vorsichtiger sein.

Doch dann klappte es wirklich. Wir bekamen eine kleine Dachwohnung in Bad Cannstatt, wunderschön im Garten gelegen, damals das letzte Haus Richtung Lerchenheide am Memberg. Es gab 118 Bewerber, und wir durften einziehen.

Vom Keller zum Dach! Es wird uns kaum jemand so richtig nachempfinden können, wie uns zumute war. In dieser Wohnung gab es in der Schräge eine eingebaute Schrankwand, freilich hatten wir kaum etwas hineinzulegen. In der winzigen Küche war ein eingebautes Bad, mit einer Holz-Platte abgedeckt. Aus unserem Dachfenster konnten wir bis nach Stuttgart sehen.

Am Umzugstag, völlig erschöpft, sagte ich zu Heidi:

„Laß uns mal ein halbes Stündchen unsere Umgebung erkunden.“

Wir gingen durch Gärten und Weinberge. Plötzlich blieb ich stehen und sagte zu meiner Tochter: „Die dort drüben wohnen aber auch schön.“

„Mutti, das ist doch unser Haus und unser offenes Dachfenster!“ Ja, ich muß zugeben: eine gute Orientierung hatte ich noch nie.“

Nicht nur einmal weckten wir uns nachts gegenseitig, nur um zu sagen:

„Wir wohnen nicht mehr im Keller!“

Wir hatten erstmals eine richtige Wohnung für uns, eine Küche, wo ich jederzeit ohne zu fragen kochen konnte. Doch es gab auch hier Einschränkungen für uns, die ich aber als unerheblich annahm. Weil unsere Hauswirtin in der Mittagszeit streng ihre Mittagsruhe hielt, sollte ich nicht zwischen 13 und 15 Uhr Wasser laufen lassen, also auch nicht in dieser Zeit abwaschen und möglichst nicht auf die Toilette gehen, nur aus einem bestimmten Fenster der Wohnung das Staubtuch ausschütteln, Radio und Klavierspielen waren nach 20 Uhr nicht erwünscht. Doch bei einer Forderung wehrte ich mich. Frau R. wünschte doch tatsächlich, daß jeder Besuch, der zu mir kommen wollte, erst bei ihr zu klingeln hätte, damit sie Wüste, wer im Hause sei. Ich bekam selten genug Besuch, aber das empfand ich als Eingriff in meine persönlichen Angelegenheiten.

Ich wohnte in dieser Wohnung dann 11 Jahre, bis sie wegen. Eigenbedarfs gekündigt wurde.

Es war trotz allem ein gutes Wohnen. Man lernt, sich zu bescheiden.

Heidi kam ins Mädchengymnasium in Bad Cannstatt. Sie konnte zu Fuß dorthin gehen. Mein Weg zur Schwabstraße war leider sehr weit geworden, und ich mußte nun die Straßenbahn benutzen.

### **Die Heiratsanzeigen**

Meine Tochter, jetzt 13 Jahre alt, war ein Schlüsselkind. Aber ich mußte ja ganze Tage arbeiten, um erst einmal wieder eine Wohnung einrichten zu können.

Sie klagte ständig, daß sie keine Geschwister hätte. Aber das war ja nun nicht zu ändern. Oder doch?

Ich hatte das Evangelische Gemeindeblatt abonniert. Mein Tochter schrieb nun - ohne mein Wissen - auf Heiratsanzeigen, vor allem an verwitwete Männer mit Kindern.

Eines Tages, es war ein Wochenende, ich war beim Kuchenbacken, das Küchenfenster stand offen und die Sonne schien herein. Es klingelte.

Den Gartenweg herauf kam ein Herr mit einem großen Blumenstrauß.

„Der muß sich geirrt haben“, sagte ich zu meiner Tochter, „ich kenne den Mann nicht.“

„Mutti, das ist ein Mann, der dich heiraten will.“

Schon stand er, ein Jurist aus Besigheim, an unserer Wohnungstür. Ich mußte ihn wohl oder übel hereinlassen.

Es war ein netter älterer Herr. Seine Frau war an multipler Sklerose gestorben. Er hatte drei Kinder. Ich verspürte keinerlei Neigung, diesen Mann näher kennenzulernen. Ich wollte für mich bleiben. Es war schwer, ihm das begreiflich zu machen. Immer wieder besuchte er uns und bat mich, seine Kinder kennenzulernen und in sein eigenes Haus nach Besigheim zu kommen.

Dieser Mann blieb nicht der einzige Bewerber, bis ich meiner Tochter unmißverständlich klar gemacht hatte, daß ich nicht wieder heiraten würde, zumal ja immer noch ein ganz klein wenig Hoffnung bestand, daß mein Mann aus der Gefangenschaft heimkehren könnte.

Inzwischen bin ich alt geworden. Meine Tochter hat selbst Kinder. Mein Mann ist nicht wiedergekommen. Aber ich habe es nie bereut, allein geblieben zu sein.

Der erste Kontakt zu unserer evangelischen Kirchengemeinde war Heidis Konfirmation. Wir hatten nun schon Freunde und waren nicht allein. Aber es war wieder ein Festtag ohne Vater. Unsere Leipziger Freunde, die nun auch in Stuttgart zu Hause waren, kamen. Die Frau dieses Pfarrerehepaares gab Heidi schon seit einiger Zeit Klavierunterricht. Jawohl, wir haften wieder ein gebrauchtes Klavier! Aber noch kein Schlafzimmer, und so schliefen wir noch auf den gebraucht gekauften Matratzen auf dem Fußboden. Heidi sollte nicht zu lange ihren Musikunterricht unterbrechen, das war wichtiger.

Nun engagierte ich mich in unserer Gemeinde, übernahm den Außenbezirk im Gemeindedienst, sang im Kirchenchor und wurde in den Kirchengemeinderat gewählt.

### **Der Traum von den Bergen**

Die ständigen Anspannungen der letzten Jahre forderten ihren Tribut. Die Herzattacken, die ab und zu schon in der Kellerwohnung aufgetreten waren, häuften sich. Schlimmer aber war eine fast ständige Migräne. Die Krankenkasse schickte mich zur Kneippkur nach Bad Faulenbach bei Füssen.

Als ich einen Tag vor meiner Abreise nach Hause kam, es war am 22.11.1963, stand vor unserem Haus die Feuerwehr: Dachstuhlbrand! Heidi hatte zu viel Heizöl in den Ofen laufen lassen.

Als dieser Schrecken gnädig vorbei war, die nächste Horrormeldung im Radio: Präsident John F. Kennedy wurde ermordet. Ein Entsetzen ging um die Welt. Konnte ich trotzdem fahren? Alles war vorbereitet, Heidis täglicher Mittagstisch geregelt.

Die Wogen glätteten sich, und ich fuhr zur Kur. Es wurde eine wunder-voll erholsame Zeit in meiner geliebten Bergwelt, in der meine Eltern 1920 ihren Hochzeitsurlaub verbracht hatten.

Gestärkt kam ich wieder nach Hause.

Finanziell waren wir nun so ziemlich über dem Berg. Wir lebten in unserer Dachwohnung restlos zufrieden. Wir konnten es uns leisten, im Sommer 1964 und 1965 in die Berge zu fahren. Unvergesslich für uns der kleine Ort Schattwald im Tannheimer Tal, wo wir 2 Wochen lang für DM 2,50 pro Tag und Kopf mit Frühstück untergebracht waren. Es war ein Bauernhof, wo meine Tochter sogar die ganzen Sommerferien bleiben konnte.

Nach und nach wagten wir uns höher in die Berge hinauf zu den Gipfel-Kreuzen, beobachteten die Gamsen und Murmeltiere und badeten in kalten Bergseen. Einmal waren wir auch im höchstgelegenen Dorf Kärntens,, in einem Bauernhaus, wo das selbstgebackene Brot herrlich duftete, im Bienenhonig fand man noch Wabenreste, und die Milch, ob frisch oder aufgesetzt, schmeckte köstlich. Die Heidelbeeren waren dort oben genauso groß wie die Kirschen an den wilden Bäumen. Das Moorgebiet, wo noch Torf gestochen wurde, war einzig schön, der Moorsee allerdings sehr kalt, die Berge hatten grüne Kuppen, waren ohne Schwierigkeiten zu besteigen. Einmal wagten wir uns dennoch nicht ans Gipfelkreuz heran, weil ausgerechnet dort oben Kühe standen.

Einer der Söhne nahm uns mit auf eine besonders schöne Wanderung. Plötzlich standen wir vor einer eingezäunten Wiese. Ein Schild warnte vor einem bösen Ochsen. Doch unser junger Bauer Josef hatte keine Angst. Wir stiegen über den Zaun. Nach wenigen Minuten kam der Ochse mit gesenkten Hörnern auf uns zu, erst langsam, dann immer schneller werdend. Josef hatte vorsorglich einen dicken Knüppel mitgenommen, mit dem er jetzt auf den Ochsen einschlug, während wir zum Zaun flüchteten. Noch war dieser nicht überstiegen, begrüßte uns auf der anderen Seite wiehernd ein Pferd und hob vor uns drohend seine Vorderbeine. Wohin? Der Ochse verteidigte auf der anderen Seite trotz der Schläge auf seinen breiten Kopf noch immer sein Territorium. Gegen diese Naturkräfte fühlten wir Städter uns doch recht hilflos.

Nur 4 Wochen vor dem Mauerbau in Berlin am 13. August 1961 feierte ich im kleinen Freundeskreis meinen 40. Geburtstag. Es war ein herrlicher Sommertag. Die Glückwünsche meiner Tochter waren etwas sonderbar:

„So, Mutti, jetzt bist du 40. Ab jetzt solltest du nichts Rotes mehr tragen, denn dazu bist du zu alt. Auch nichts Kurzärmeliges mehr und auf keinen Fall in kurzen Hosen rumlaufen, denn jetzt werden die Muskeln schlaff, und das sieht hässlich aus!“

Ich lächelte nur und dankte für die guten Wünsche und Belehrungen.

Aber es kam der Tag, daß ich meiner Tochter zu ihrem 40. Geburtstag gratulieren konnte. Ich erinnerte mich und sagte:

„So, meine liebe Tochter, nun bist du 40: ab jetzt kein rotes Kleid mehr, keine kurzärmeligen Sachen“ ..

Im ersten Augenblick wußte sie nicht, was ich meinte, doch dann erinnerte auch sie sich an meinen 40. Geburtstag. Wir lachten beide, und Heidi konstatierte nur:

„Die Zeiten haben sich geändert.“

Nach dem Mauerbau in Berlin war die völlige Abriegelung gegen den Westen gekommen. Niemand konnte uns mehr besuchen und wir wagten es nicht mehr, in die DDR zu reisen. Als wir schon 7 Jahre in Stuttgart lebten, gab es endlich eine Lockerung und wenigstens die Möglichkeit für Rentner, ihre Angehörigen in der Bundesrepublik zu besuchen.

Als erste kamen natürlich meine lieben Eltern. Welche Wiedersehensfreude nach so langer Zeit! Und nun wohnten wir ja auch nicht mehr im Keller.

Einen großen, nie ausgesprochenen Wunsch konnte ich meinen Eltern endlich erfüllen: 1 Woche in Füssen.

### **Herr Fridolin und meine „Olschen“**

„Zwei Münder möchte ich haben“, dachte sicherlich Herr Fridolin. Nennen wir ihn einmal so, unseren Auskunftsbeamten im Hauptbahnhof.

9.30 Uhr. heute ausnahmsweise Gleis 4.... Ja, der Zug nach Hamburg wird hier eingesetzt.... Aber Sie laufen ja in die falsche Richtung!“

Die großen Ferien hatten begonnen. Alle Welt schien heute noch verreisen zu wollen. Herr Fridolin war umlagert. Ich beobachtete ihn. Er war groß und hager, ein Schmunzeln wohnte in seinem Gesicht. Keck saß die Bahnermütze auf seinem dunklen Krauskopf. INFORMATION stand auf gelbem Band um seinen Mützenrand geschrieben.

Doch ich hatte nicht länger Zeit, Herrn Fridolin zuzuhören und zuzusehen. Schwer auf ihre Stöcke gestützt strebten meine „Olschen“, meine lieben alten Eltern, der nächsten Bank zu. Sie wollten mit mir nach Füssen reisen, ins schöne Allgäu, wo sie vor bald 50 Jahren ihren Hochzeitsurlaub verbracht hatten. Für Rentner aus der DDR war das ein Ereignis. Viel Zeit war noch bis zur Abfahrt. Ich ermahnte sie, hier mit dem Gepäck zu warten, ich wollte mich nur gleich wegen der Rückfahrt erkundigen. Herr Fridolin lächelte zu uns herüber, er hatte gerade eine Atempause. Als ich nach einer Viertelstunde zurückkam, war er wieder umringt und mochte wahrscheinlich jetzt gern drei Münder haben, um die Plagegeister alle rechtzeitig abfertigen zu können. Doch wo waren meine Olschen? Fort! Und ebenso das Gepäck. Hilfesuchend blickte ich um mich. Mein Vater hatte mich schon entdeckt und rief stolz: „Wir sind schon im Zug!“ Weiter kam er nicht. Die winkende Hand erstarrte mit gespreizten Fingern, denn ... der Zug setzte sich in Bewegung! Mein Vater am Fenster und meine Mutter

neben ihm wurden immer kleiner. Fassungslos blickte ich hinterher, die Tasche mit unseren 3 Fahrkarten nach Füssen in der Hand.

Herr Fridolin wurde meine Rettung. Ich informierte ihn. Er lächelte:

„Meistens reißen die Kinder ihren Eltern aus, nun ist es eben mal umgekehrt. ... Ohne Fahrkarten? Da müssen wir hinterher telefonieren, damit man Ihre Olschen ... „, - tatsächlich sagte auch er liebevoll „Olschen“, so wie ich es ihm in meiner Aufregung berichtet hatte - „nicht aus dem Zug setzt. Ich mache das schon.“

Fort war er, schneller als ich denken oder ihm gar folgen konnte. Strahlend kam er zurück, die Mütze mit dem gelben Band noch eine Spur schief auf dem Kopf: „Ihren Olschen geschieht nichts. Sie haben den Vorzug erwischt, die Richtung stimmt also. Sie können gleich mit dem Hauptzug hinterherfahren. - Und ich habe ihnen noch das Gepäck in den Zug gegeben.“

Im nächsten Jahr war ich mit meinen Eltern in Oberstdorf, wohl einem der schönsten Fleckchen im Allgäu. Mein Vater hatte seit über 20 Jahren einen Briefmarken-Tauschfreund in Zürich. Sie hatten sich immer geschrieben, aber noch nie gesehen. So fragte ich in Zürich an, ob wohl ein Besuch in Oberstdorf möglich wäre.

Ein schöner Abend, als sich die beiden Herren sehen und sprechen konnten. Herrn Meiers Frau war mitgekommen; die Freundschaft mit dieser Schweizer Familie und mir blieb bis heute erhalten. Schon mehrmals durfte ich in ihren bescheidenen Häuschen am Lago Maggiore, je eins in Gordemo, Ranzo und Solduno, mit Freunden eine Woche Urlaub machen. In Oberstdorf benutzten meine Eltern die Bergbahnen und ich die Wanderwege. Einmal verabschiedete ich mich oben auf dem Nebelhorn von meinen Lieben, um über das Laufbacher Eck zum Luitpoldhaus zu wandern und am selben Tag hinauf zum Hochvogelgipfel. Ich übernachtete im Luitpoldhaus im Matratzenlager. Wenn sich einer umdrehte, mußten sich alle anderen mit umdrehen, so dicht gedrängt lagen wir dort.

Am anderen Morgen war die Landschaft wie im Winter tief verschneit, und keiner durfte mehr zum Gipfel hinauf. Am Tag zuvor hatten mich noch zwei junge Männer gehänselt:

„So was Verrücktes, am selben Tag noch auf den Gipfel zu steigen!“

Meine Antwort war:

„Schauen Sie mal zum Himmel, ich traue dem Wetter nicht!“

Eine einmalige Sicht hatte ich vom Gipfel bis zu den Berner Alpen und zum Ortler. Und dann der Wettersturz!

Wir fuhren mit dem Bus vom Giebelhaus nach Oberstdorf zurück. Ich lief meinen Eltern buchstäblich in die Arme. Wie froh waren sie, mich angesichts der verschneiten Berge wiederzuhaben.

Ich wollte gerade in einem Geschäft ein paar Bananen kaufen, als Mutter mit ihren Stöcken hinterherkam, mich anstupste und deutlich vernehmlich sagte „Im Geschäft nebenan kosten die Bananen 10 Pfennige weniger!“

Wenn ich mit meinen Eltern essen gehen wollte, hieß es fast durchweg:

„Wir haben noch gar keinen Hunger,“ nur weil sie selbst kein eigenes Geld hatten.

Einmal hatte ich ein Taxi bestellt, weil die beiden wirklich zu müde waren, um noch nach Hause ins Quartier zu laufen. Als das Taxi kam, waren beide plötzlich verschwunden; sie hatten sich versteckt, weil sie absolut nicht wollten, daß ich Geld für ein Taxi ausgab.

Am Königsee hatten meine Eltern ein Doppelzimmer mit Watzmannblick. Vater blieb so lange auf dem kleinen Balkon, bis wegen der Dunkelheit vom Watzmann wirklich nichts mehr zu sehen war. Bei einem gemeinsamen Spaziergang schien die Sonne heiß und hell. „Jetzt sollte man eine Sonnenbrille haben“, sagte unsere Mutter. Doch so etwas hatten wir nicht. Die nächste Bank im Schatten bot eine weite Sicht ins Land. Zu Mutters Füßen lag eine Sonnenbrille mit einem zersprungenen Glas.

Auch eine Woche am Bodensee sollten sie genießen, das Wasser und die Berge, vor allem aber die eigentlich für damalige DDR-Bürger unerlaubte Reise nach Zürich zum Briefmarkenfreund.

Unvergeßlich ist mir bis heute ein Erlebnis bei Konstanz-Kreuzlingen. Mein Vater wollte unbedingt wissen, wo genau die Grenze zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Schweiz verlief, denn er wollte einmal mit einem Fuß in der Schweiz und mit dem anderen in Deutschland stehen. Ja, das war eine andere Grenze als damals die zwischen Deutschland Ost und Deutschland West.

Wie gern fuhren sie mit dem Schiff über den Bodensee oder liefen von Hagnau, wo wir wohnten, nach Meersburg.

„Kommt nicht bald mal wieder eine Bank?“ Vater war schon sehr krank.

Es sollte der letzte Urlaub zusammen mit meinen Eltern sein.

### Episoden

Eines Tages kam auch Mutters jüngste Schwester, unsere liebe Tante Friedel aus Nordhausen, zu uns. Die wenigen Tage, die sie bei uns war, nähte sie wieder für uns. Sie inspizierte meine Garderobe. Wiederholt schüttelte sie den Kopf:

„Wie kannst du nur so rumlaufen! Das Kleid ist doch viel zu weit!“

Und schon steckte sie mir ein leichtes Sommerkleid mit grünen Blättern auf weißem Grund am Körper ab. Gleich sah es richtig schick aus.

Als es Sommer geworden war, fiel mir das Blätterkleid wieder ein. Ich zog es an und freute mich an dem schicken Sitz. Ich ging vergnügt zur Straßenbahn, um zur Arbeit zu fahren. Als ich saß, piekste mich dauernd etwas. Sofort fiel mir mein Tantchen ein und ihre flinken Kleiderkorrekturen. Ich blickte an mir herunter, und - richtig! - da waren die säuberlich eingesteckten Nadeln an meinem schönen Blätterkleid. Ob es auch andere schon gesehen hatten? Verstohlen blickte ich mich um und hielt schützend die Hände über meinen Stecknadelbauch. Ich setzte mich kerzengerade hin, damit es nicht mehr so schmerzhaft pieksen konnte.

Meine Freundin Friedchen Gabel, gut 20 Jahre älter als ich, kam aus Halle zu Besuch. Wir hatten viele Jahre zusammen im Verlag gearbeitet. Einen Tag vor ihrer Heimreise schenkte sie mir einen wunderschönen Ring zur Erinnerung an sie. Mit diesem Ring ist eine hübsche Geschichte verbunden:

Friedchen Gabel war die Tochter eines Diplomaten, der vorwiegend in Italien zu tun hatte. Meine Freundin, damals ein junges Mädchen von 18 Jahren, war zu einem großen Ball eingeladen worden. Es wurde ein wundervoller Abend.

Ein gut aussehender junger Mann forderte sie zum Tanz auf. Er stellte sich mit einer formvollendeten Verbeugung vor:

„Messer ist mein Name.“

Mein Friedchen neigte ebenso liebenswert ihren hübschen Kopf und nannte ihren Namen: „Gabel.“

Der junge Mann drehte sich mit einem Ruck auf dem Absatz um und ließ mein Friedchen stehen. So etwas war ihm, aber auch ihr noch nie passiert. Es war ihm dann allerdings sehr peinlich, als er erfuhr, daß diese hübsche Dame tatsächlich Gabel hieß. Er schenkte ihr mit der Bitte, ihm zu vergeben, diesen wunderschönen goldenen Ring mit 9 ganz kleinen echten Perlen. Noch heute ist der Ring mein Eigentum. Jedesmal, wenn ich ihn trage, denke ich an mein Friedchen Gabel, die schon lange nicht mehr lebt, und ihre hübsche Geschichte.

### **Die Kostümjacke**

Chorprobe beim Stuttgarter Singkreis. Hans Grischkat verlangte zu viele Extraproben, und so oft wollte ich meine Tochter nicht allein lassen, deshalb wechselte ich den Chor. Die Freunde wurden herzlich begrüßt. Ich gestand gleich, daß ich nur eine halbe Stunde bleiben könnte. Ich hatte eine Konzertkarte für einen Klavierabend. Man war nicht gerade begeistert, daß ich wieder einmal schwänzen wollte. Aber niemand konnte mir die Freude auf diesen Abend nehmen. So holte ich bald meine schwarze Kostümjacke und eilte davon. Beglückt genoß ich

den Abend. Schnell vergingen diese zwei Stunden. Immer noch Zugaben und nicht enden wollender Beifall.

In Gedanken versunken verließ ich den Konzertsaal. Es war kurz vor halb 11. Ich mußte lange warten, bis ich meine Kostümjacke an der Garderobe bekam. Aber das war nicht meine Jacke! Die Garderobenfrau war noch beschäftigt und verstand nicht gleich, was ich wollte. Endlich hatte sie Zeit für mich. Sie überzeugte sich, daß sie mir tatsächlich eine falsche Jacke gegeben hatte, denn diese paßte wirklich nicht zu meinem Kostümrock.

Sie stammelte Entschuldigungen: „Bitte warten Sie noch eine Weile. Es ist bestimmt nur eine Verwechslung. Sicher hat man es längst bemerkt.“ Doch der letzte Konzertbesucher war gegangen, aber niemand kam zurück. So blieb mir nichts anderes übrig, als mit der fremden Jacke nach Hause zu gehen. Ich war wütend, wußte aber nicht, auf wen.

Am nächsten Morgen läutete mein Telefon: „Könnte es sein, daß du gestern Abend im Chor aus Versehen meine Kostümjacke angezogen hast?“

### **Ein neuer Arbeitsplatz**

Als meine Tochter knapp 15 Jahre alt war, verlegte die Deutsche Zeitung ihren Sitz nach Köln. Ich sollte mitkommen. Doch ich lehnte ab, denn ich war so froh, endlich eine Wohnung zu haben und wollte auch nicht vom so schön gelegenen Stuttgart fort.

Ich ging zum Arbeitsamt. Man fragte nach meinen persönlichen Interessen und Wünschen.

„Wenn es möglich ist“, antwortete ich, „würde ich gern an der Musikhochschule in der Verwaltung arbeiten oder am Gericht, am liebsten aber wäre mir etwas mit Geschichte.“

Der Beamte wehrte gleich ab:

„Das gibt es hier nicht. Wir haben nur eine Technische Hochschule, da ist mit Geschichte nichts zu machen.“

Als ich nach Hause kam, erwartete meine Wirtin mich schon: „Sie möchten bitte gleich beim Arbeitsamt anrufen.“

„Frau Nikolay, ich habe eine Stelle für Sie!“ sagte der Beamte, bei dem ich noch vor einer halben Stunde gewesen war. „Sie waren gerade gegangen, da kam ein Anruf von der TH Stuttgart. Die neu eingerichtete geisteswissenschaftliche Abteilung sucht eine Sekretärin für den Lehrstuhl der mittelalterlichen Geschichte. Was sagen Sie nun?“

So schnell ging das damals.

Schon am nächsten Morgen stellte ich mich vor. Der frisch gebackene Professor Dr. N. empfing mich überaus freundlich: „Sie sind aber keine Schwäbin?“

„Nein, ich komme aus Halle an der Saale.“

„Ach! In Halle war mein Vater Kinderarzt an der Universitätsklinik. Ich nehme Sie, Sie können sofort anfangen.“ Im Nu war alles perfekt.

Ich arbeitete dort 17 Jahre lang mit Eifer und großer Freude. Allerdings war es nur eine Halbtagsstelle. Da Geld für mich aber nie das Wichtigste gewesen ist und ich ja noch meine Kriegerwitwenrente hatte, dachte ich sofort an meine Tochter. Endlich würde ich mehr Zeit für sie haben, und wir könnten von jetzt ab jeden Tag gemeinsam zu Mittag essen.

Mein Chef war ein unermüdlicher Arbeiter. Das gleiche erwartete er aber auch von seinen Mitarbeitern. Das erste, was ich schreiben mußte, war eine Vorlesung „Wer war Hitler wirklich?“. Das war natürlich hochinteressant für mich, so daß es mir richtig schwerfiel, die Arbeit wegzulegen und erst am nächsten Tage wieder daran weiterzuarbeiten.

Kaum war mein Chef morgens zur Tür hereingekommen, diktierte er schon beim Ablegen seines Mantels, auch wenn ich gerade am Telefonieren war: „Sehr geehrter Herr „ Und so ging das bis zu zwei Stunden lang.

„Jetzt haben wir uns aber einen Tee verdient!“ sagte er dann. Keine fünf Minuten später am Tisch war er dann schon wieder davongestürzt: „Nun bringen Sie mir bitte die Mappe zum Unterschreiben.“

„Aber, Herr Professor, ich habe doch noch keinen einzigen Brief geschrieben!“

Er sah mich etwas erstaunt an, lachte und entschuldigte sich.

Einmal lachte er so laut beim Unterschreiben der Post, daß ich in sein Zimmer stürmte.

Er las mir vor, was ich geschrieben hatte: „Sehr geehrter Herr Professor Lorenz! (*der Verhaltensforscher*) Ganz herzlich danke ich Ihnen für Ihren hochinteressanten Sonderdruck (*anstatt Sonderdruck*).

Es wurde immer mehr Arbeit, und ich konnte sie nicht mehr allein an einem halben Tage bewältigen. Da stellte sich heraus, daß ihm eigentlich eine Ganztagskraft zustand, er aber beweisen wollte, daß es auch mit einer halben Stelle zu schaffen war. Eine neue Schreibkraft kam hinzu, und nun wurde es ein wirklich angenehmes Arbeiten.

Es ging immer ziemlich eng zu beim Mittagessen in der Mensa. Einmal saß ich neben einem Studenten mit recht spärlichem Haarwuchs, ein großes Stück Glatze war schon zu sehen. Hinter unseren Stühlen zwängte sich eine Studentin durch, einen gefüllten Suppenteller in der Hand balancierend. Sie stolperte ... die Suppe schwappte über und ergoß sich über meinen Nachbarn. Erschrocken erwartete ich einen Zornesausbruch, mußte aber doch lächeln, als Suppe und Nudeln von Haaren und Ohren tropften. Doch mein Nachbar drehte sich nur gelassen um und fragte:

„Meinen Sie, das nützt noch was?“

Unser Institut zog in eine schöne Villa um. Vom Balkon sah man über die Stadt und mitten in den Stadtpark hinein. Mit in dieses Haus waren auch die Alte und Neue Geschichte gezogen, die Neue übrigens vertreten durch Professor Dr. Golo Mann.

Mein Chef war noch nicht verheiratet. Doch dann ging alles sehr schnell. Er heiratete eine Studentin aus Norddeutschland, eine liebenswerte Frau. Das erste Kind ließ nicht lange auf sich warten, und ich vermutete richtig, daß es nicht das einzige bleiben würde. Er hatte einmal gesagt: „Eine richtige Familie fängt erst mit fünf Kindern an!“

Ich malte eine hübsche Glückwunschkarte mit mehreren kleinen Himmelbettchen. Dazu schrieb ich einen Vers von Wilhelm Busch, der mit den Zeilen endet:

*„Ein jeder Wunsch, wenn er erfüllt, kriegt augenblicklich Junge.“*

Als ich mein Werk betrachtete, kamen mir doch große Bedenken. Ich versteckte die Karte in meinem Schreibtisch und gratulierte mit einer herkömmlichen Glückwunschkarte. Ich besuchte Frau N. gleich an einem der nächsten Tage im Krankenhaus.

Ein halbes Jahr später suchte mein Chef irgend etwas in meinem Schreibtisch und fand meine „Himmelbett-Karte“. Er gab sie nicht wieder her: „Das muß ich meiner Frau zeigen!“

Es wurde eine stattliche Familie mit sechs Kindern, alles prächtige Menschen.

Wenn mich wieder einmal ein Migräneanfall packte, hatte mein Chef großes Verständnis für mich. Er selbst mußte in seiner Studienzeit wegen Migräne sogar sein Studium unterbrechen.

Als ich einmal frohgemut ins Institut kam, sah er mich an und sagte gleich:

„Gehen Sie sofort nach Hause, ich sehe Ihnen an, daß Sie in kurzer Zeit wieder Migräne haben werden!“

Ich wehrte zunächst ab, ging dann aber doch. Er sollte recht behalten. Es war eine schlimme Zeit. Die Migräne trat bei mir immer links auf, nur zwei oder dreimal im Jahr rechts. Dann halfen nur noch Spritzen in den Kopf. Ich mußte danach mit dem Taxi nach Hause gebracht werden, und erst 4 Stunden später war ich wieder schmerzfrei. Es gab Wochen, an denen ich nur zwei Tage ohne Schmerzen war. Ich konnte nachts nicht liegen, sondern saß im Bett. Heute bin ich sehr dankbar, daß diese Schmerzen der Vergangenheit angehören, sie waren von einem zum anderen Tag für immer verschwunden.

Wenn meine Eltern zu Besuch kamen, war mein Chef sehr großzügig. Ich durfte tagelang zu Hause Korrekturen lesen, um meine Eltern versorgen zu können.

Ende des Jahres war immer die Bilanz fällig. Ich mußte über DM 30.000,- abrechnen. Einmal fehlten mir 17 Pfennige. Ich suchte stundenlang nach dem Fehler und konnte ihn nicht finden.

In der Nacht träumte ich: Seite 7, Spalte 3 ganz oben. Als ich am nächsten Morgen erwachte,

waren mir die beiden Zahlen noch deutlich in Erinnerung. Ich kam ins Institut, schlug die Bilanz auf und fand genau dort den Fehler.

Mit der Familie von Professor N. habe ich noch heute Kontakt. Ich half bei ihrem Umzug in ihr Haus in Bad Cannstatt, wenn ich auch damals eine sehr unangenehme Arbeit zugeteilt bekommen hatte. Ich mußte Bücher ausklopfen, stand stundenlang in einer Staubwolke - und das, nachdem ich gerade bei einem herrlichen Wanderurlaub in den Bergen frische Luft aufgetankt hatte.

### **Im Bann der Musik**

Meine Tochter hatte ihr Abitur glänzend bestanden. Danach leistete sie ein halbes Jahr lang bei der Evangelischen Studienhilfe in Villigst ein sogenanntes Diakonisches Jahr ab. Dort wurden die jungen Menschen dahingehend beeinflußt, nur ihre eigenen Wege zu gehen, ohne Rücksicht auf die Eltern. Meine damalige Pfarrersfrau in Bad Cannstatt, Frau. H., hatte mich noch gewarnt:

„Schicken Sie Ihre Tochter nicht nach Villigst. Sie verlieren sie ganz, so wie ich meine Tochter verloren habe.“

Ich glaubte ihr nicht, aber sie sollte recht behalten. Mir tat auch leid, daß Heidi deshalb ihre Klavierstunden aufgeben mußte. Aber sie wollte auf keinen Fall während des Studiums zu Hause bleiben.

So kam vieles anders. Ich war damals 44 Jahre alt, als ich mit Klavierstunden bei unserem Organisten begann. Ich hatte von meiner Kindheit her noch ein paar Vorkenntnisse. Doch dann packte es mich so stark, daß ich 6 Jahre später in der Kirchenmusikschule Esslingen bei Herrn Professor Metzger die C-Prüfung als Organistin und Kantorin ablegen und auch bestehen konnte.

Vom Blatt zu singen, war für mich keine Schwierigkeit, aber ich bin ziemlich „taktlos“, so daß Professor Metzger während der Prüfung sagte:

jede Note singt sie richtig vom Blatt, aber sie kann nicht einmal bis 3 zählen!“ Außerdem habe ich noch eine große Schwäche, ich bin technisch völlig unbegabt. Ich kaufte mir ein Tonbandgerät, um meine Orgelstücke selbst kontrollieren zu können. Doch ich konnte machen, was ich wollte, mein Gerät blieb stumm. Nach dem dritten Anruf im Musikgeschäft fragte mich der Verkäufer: „Haben Sie denn den Stecker drin?“

Schon 14 Tage nach der Prüfung übernahm ich die Organistenstelle der Blumhardtgemeinde in Bad Cannstatt. Ich mußte nun also jeden Sonntag die Orgel spielen. Das erste halbe Jahr

konnte ich in der Nacht vor dem Sonntag vor Aufregung kaum schlafen, bis mir Pfarrer Haist, mit dem ich noch viele Jahre zusammenarbeiten sollte, mir eines Sonntags sagte:

„Nehmen Sie mal das Orgelspiel nicht so wichtig, das Wichtigste im Gottesdienst ist doch die Predigt!“

Er half mir damit sehr. Ich wurde gelassener, und dann ging es viel besser.

Ich gründete einen kleinen Kirchenchor. Es waren durchweg junge Menschen. Wir sangen in den Gottesdiensten und fuhren zu Freizeiten, wo gesungen und gewandert wurde.

Als ich 65 geworden war, gab ich mein Amt ab.

„Wie wäre es“, sagte ich zu den jungen Sängern, „wenn wir anstatt einer Abschiedsfeier gemeinsam eine Radtour machen?“

Der Vorschlag wurde begeistert aufgenommen. Wir radelten von der Neckarquelle an diesem schönen Fluß entlang bis nach Tübingen. Wir übernachteten in Jugendherbergen. Nur anhaltender Regen verhinderte, daß wir ganz bis Stuttgart durchfuhren.

Wieder einmal stand ein einsames Weihnachtsfest bevor. Meine Tochter kam während ihrer Studienzeit nie nach Hause. Wie froh war ich, als mich die Familie meines Professors überraschend zum Fest einlud.

Inzwischen sind alle ihre 6 Kinder erwachsen und tüchtige Menschen geworden. Der jüngste, Nepomuk, noch keine 18 Jahre alt, schrieb ein Theaterstück DIE WELLE nach einem amerikanischen Roman. Ich war zur Uraufführung eingeladen. Seine Mitschüler des Gymnasiums spielten unter seiner Regie, und er begleitete am Klavier die übrigen Instrumente, denn er war auch der Komponist dieses Werkes.

### **Mein Patenkind Carola**

Als meine Tochter das Haus verlassen hatte, bemühte ich mich um ein Patenkind. Carola war damals 11 Jahre alt und lebte in der Kinderheimat Kleingartach in einer Großfamilie mit noch 8 Geschwistern. Carola hatte nur noch ein Auge, das andere hatte sie durch Mißhandlung im Elternhaus eingebüßt. Die erste Zeit war sie mir gegenüber mißtrauisch, ganz legte sich das leider nie. Ich hätte so gern mehr für sie getan, doch fernsehen war bequemer als lernen. Sie ging in die Sonderschule. Oft fuhr ich sonntags mit dem Zuge nach Lauffen am Neckar, hatte mein Fahrrad dabei und fuhr von dort noch 15 km bis Kleingartach. Ich wollte ihr so gern helfen, daß sie wenigstens den Hauptschulabschluß schaffte. Im Heim lernte und arbeitete ich mit ihr meistens eine Stunde, aber nicht selten war sie verschwunden, wenn sie erfuhr, daß ich käme. Der Familienmutter war das peinlich, doch sie konnte Carola auch nicht herbeizaubern. Ich ärgerte mich schon manchmal darüber. Morgens hatte ich in der Kirche die Orgel zu

spielen, dann zum Zug - und war umsonst gekommen. Einmal aber doch nicht vergeblich. Eines der „Geschwister“ lag mit Fieber im Bett. „Es kann sein, daß Tinchen die Masern bekommt“, sagte mir die Familienmutter, Tinchen weinte, als ich ins Zimmer kam, das sie mit einem ebenfalls dreijährigen Mädchen teilte. Ich setzte mich zu ihr ans Bett und nahm die heißen Händchen zwischen die meinen: „Soll ich dir eine Geschichte erzählen, Tinchen?“ Sie schaute mich mit großen Augen an und nickte nur. Ich erzählte von einem kleinen Fuchs, der zu Hause ausgerissen war, wie er sich im Wald verlief, an eine Autobahn kam und nach langem Umherirren doch wieder nach Hause fand. Tinchen hatte aufmerksam zugehört.

„Noch einmal erzählen vom kleinen Fuchs, Oma!“

Oma? Hatte ich richtig gehört? Erwartungsvoll blickte sie mich an. Ich schluckte und erzählte die Geschichte vom kleinen Fuchs noch einmal. Doch immer wieder irrten meine Gedanken ab. Mit „Oma“ war ich bisher noch nie tituliert worden. So alt war ich also in den Augen dieses Kindes, obwohl ich in Wirklichkeit gerade 50 Jahre alt war.

Doch auf einmal empfand ich es ganz anders. Tinchen sah in mir eine liebe, vertraute Oma, und ich könnte es ja in Wirklichkeit auch sein.

Während ich weitererzählte, hatte ich mich schon damit abgefunden und war am Ende der Geschichte bereits ein bißchen stolz, eine Oma zu sein.

Ich wollte so gerne Carolas Vertrauen gewinnen, aber da wir uns so selten und dann nur kurz sahen, war das wohl nicht möglich. Ich schenkte ihr deshalb, als sie 14 Jahre alt wurde, eine 8-tägige Reise nach ihrer eigenen Wahl. Sie wünschte sich Mallorca.

Mit uns flogen noch ein anderes Mädchen der Heimgroßfamilie und die Familienmutter selbst. Abflug in Stuttgart-Echterdingen. Herrlich der Flug auf diese Mittelmeerinsel. Bei Palma hatten wir einen kleinen Bungalow für uns 4 allein, mitten im Grünen gelegen.

Hatte ich zu viel von diesem Kind erwartet? Es war Frühling, und doch war alles nicht recht: „Die Sonne ist zu warm, das Wasser zu salzig, ... da gehe ich nicht rein ... - ... hier ist ja nichts los.“

Abends waren die beiden Mädchen oft stundenlang mit jungen Spaniern unterwegs, so daß ich mir da auch noch Sorgen machen mußte; aber die Familienmutter hatte ebenfalls einen Freund gefunden und kümmerte sich herzlich wenig um die Kinder. Ich lud alle 3 zu einer Omnibusfahrt quer über die Insel ein. Wir kamen nach Valdemossa, wo Chopin einige Jahre gelebt hatte, und fuhren weiter zur Nordküste. Aber Carola hatte die Gardinen im Bus zugezogen, die Sonne störte sie. „Hier ist der schönste Punkt der Insel“, berichtete unser Busfahrer stolz am Kap Formentore.

Alles drängte auszusteigen, aber Carola blieb im Bus sitzen, bis wir wieder zurück waren.

Am letzten Tage wollte sie für ihre Freundinnen in Kleingartach einkaufen. Ich fragte sie, was sie sich so gedacht und wieviel Geld sie dafür mitgebracht hätte.

„Geld? Gar keins, das bezahlst du doch!“

Da mußte ich ihr sagen, daß ich das nicht konnte, sie dürfte für sich selbst gern ein Andenken aussuchen, aber für ihre Freundinnen könnte ich nicht auch noch einkaufen. Da war sie beleidigt.

Ich hatte gehofft, daß durch diese Reise ein etwas engeres Band zwischen uns geknüpft würde. Nach der Schulentlassung fand sie bei einem Zahnarzt Arbeit als Haushaltshilfe.

Danach gab es keinen Kontakt mehr zwischen uns.

### **Goldene Hochzeit und Tod in Naumburg**

Ob wir es wohl wagen konnten, wieder einmal in die Heimat zu reisen? Schließlich war ich illegal von Halle nach Westdeutschland gegangen und galt als „Republikflüchtling“. Wir hätten unsere Eltern zu sehr enttäuscht, wenn wir zur Goldenen Hochzeit nicht gekommen wären. So baten wir also formell um Einreise in die DDR. Unser Koffer war vollgepackt mit Schokolade und Kaffee, damit wir alle Lieben, die zur Feier kommen würden, beschenken konnten. Vor dem Grenzübertritt hatte ich jedoch unglaubliche Angst. Was würde geschehen, wenn ich eingesperrt werden sollte?

In Bebra bestiegen Heidi und ich den Interzonenzug. Auf dem Bahnsteig spielte sich eine herzerreißende Szene ab. Ein sehr altes Mütterchen, weit über 80 Jahre alt, verabschiedete sich von ihrem Sohn, eine Ähnlichkeit war unverkennbar. Sie kam in unser Abteil, nahm den Fensterplatz ein und ließ kein Auge von ihrem Sohn, bis der Zug abfuhr. Dann tropften die Tränen auf ihre gefalteten Hände.

Ich holte meine Strickzeug heraus, um für den nächsten Bergurlaub Wollsocken zu stricken. Ich war an der Hacke angekommen und wußte nicht weiter. Zu viele Jahre waren es schon her, daß ich die letzten Strümpfe gestrickt hatte. Da kam mir ein Idee. Ich blickte das Mütterchen mir gegenüber an - noch immer tropften dort Tränen - und sagte:

„Entschuldigen Sie bitte, ich weiß nicht mehr, wie man eine Hacke strickt. Ob Sie mir wohl helfen können?“

Die verweinten Augen leuchteten auf: „Natürlich kann ich das, geben Sie mal her!“

Ich gab ihr mein Strickzeug, sie strickte und strickte und gab mir den Strickstrumpf erst wieder, als sie aussteigen mußte. Die Tränen waren versiegt.

An der Grenze gab es keine Schwierigkeiten, ein großer Stein fiel uns vom Herzen. Die Angst war genommen. Kurz vor unserer Heimatstadt Naumburg waren wir doch sehr bewegt, als die Saaleburgen Saaleck und Rudelsburg auftauchten und dann die Türme des Naumburger Domes.

Große Freude dann in Naumburg über unser Kommen. Schöne Tage mit allen Lieben und eine wunderschöne Feier zur Goldenen Hochzeit unserer lieben Eltern.

Schon bei der Goldenen Hochzeit im April 1970 war unser Vater sehr elend gewesen. Seine immer so hellen, wachen Augen lagen in tiefen Höhlen, und er schien nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen. Er litt an einem Lungenemphysem. Bei Ausbruch der Krankheit mußte ihm alle 4 Wochen das Wasser aus der Lunge durch Punktion entfernt werden, dann wurden die Abstände immer kürzer, Ende des Jahres, nun im Krankenhaus, schon jeden zweiten Tag. Nach jeder Behandlung griff er sofort wieder zu einem seiner Bücher, er las noch im Krankenhaus ohne jede Einschränkung.

Die Geschwister riefen uns ans Krankenbett. Ich fuhr mit Heidi nach Naumburg. Wie schwer wurde mir diese Reise zu meinem geliebten Vater, der so leiden mußte. Als ich ihn ganz lieb drückte, sagte er: „Warum muß ich schon sterben, ich lebe doch so gern!“

Als wir die traurige Fahrt zur Beerdigung antreten mußten, promovierte meine Tochter in Bonn in Biologie. Wir waren in Trauerkleidung, kamen an die Grenze von Deutschland nach Deutschland und hatten hier die größten Schwierigkeiten.

„So, Sie studieren als Biologin in Bonn“, sagte ein unangenehmer Grenzpolizist. „Also arbeiten Sie dort an chemischen Waffen mit!“

Meine Tochter antwortete ganz verdutzt: „Wie kommen Sie zu so einer Behauptung?“ Sie sollte unterschreiben, daß sie an der Universität Bonn an der Entwicklung chemischer Waffen beteiligt sei. Es wurde sehr kritisch. Bei jeder Entgegnung unsererseits wurde der Grenzer lauter und brutaler. Zweimal kam der Zugführer und bat für uns, er müßte nun endlich weiterfahren, der Zug hatte schon fast 1 Stunde Verspätung.

„Los, unterschreiben Sie, dann können Sie gehen!“

Ebenso bestimmt sagte meine Tochter plötzlich:

„Nein! Eine solche Arbeit ließe sich nie mit meiner christlichen Einstellung vereinbaren!“

Jetzt stockte unser Widersacher und brüllte gleich darauf los:

„Nun gehen Sie schon, aber ein bißchen schnell!“

Wir liefen so schnell wir konnten. Der Zug fuhr ab, mit uns.

Zur Beerdigung kamen wir gerade noch pünktlich. Viel wichtiger aber war mir, daß ich meinen Vater vor 4 Wochen noch lebend gesehen und gesprochen hatte. Dennoch fiel der Abschied schwer, denn ich hatte ihn immer wirklich geliebt.

Eine für uns alle schwer zu ertragende Restriktion: Meine jüngste Schwester hatte einen hohen Posten in Halle; sie hatte auf Staatskosten studiert und wurde als Kaderleiterin der Universitätsklinik Halle eingestellt. Deshalb mußte sie unterschreiben, keinen Westkontakt zu haben. Wir durften nicht bei ihr übernachten.

Aus heutiger Sicht kann man von Glück sprechen, daß sie diesen Posten inne hatte. Solange sie dort war, gab es keine Denunziationen. Sie wurde von allen geliebt und anerkannt, und so ist es bis heute geblieben, auch nach der deutschen Einheit.

Die Universität schickte zur Beerdigung einen wertvollen Kranz. Doch was stand auf der Schleife? „*Von der Katerleitung der Universität Halle!*“ Ein gewagter „Schreibfehler“ der Gärtnerei. Es kam aber keine Reklamation.

In der ersten Nacht wieder in Stuttgart hatte ich einen eigenartigen Traum: Das Fenster öffnete sich von selbst. Ich fühlte mich emporgehoben, war leicht wie eine Feder und schwebte hinaus ins Freie. Die kühle Nachtluft war wohltuend, ein leichter Wind umspielte mich und ließ mein langes, weites Gewand flatternd sich aufbauschen.

Ich konnte fliegen! Welch herrliches Gefühl des Losgelöstseins! Schon war ich über den Bäumen des Parks. Ich schaute auf die Wipfel hinab, die sich im Winde leicht bogen. Die Stadt schlief, nur wenige Fenster waren noch beleuchtet. Ich bewegte meine Arme und Beine ohne jede Hast, so, als würde ich schwimmen. Immer mehr gewann ich an Höhe. Wie lange war ich schon unterwegs? Ich wußte es nicht. Das Gefühl für die Zeit schien ich verloren zu haben. Über mir der Sternenhimmel. Alles war still, unbeweglich. Nein! Da bewegte sich doch etwas. Oder täuschte ich mich? Es war keine Täuschung, ich war nicht allein unterwegs. Eine Gestalt huschte an mir vorbei. Ich schaute zurück, doch schon war sie nicht mehr zu sehen. Ich gab mich wieder dem beseligenden Glück des Fliegens hin. Die Stadt, weit unter mir, vom Mond in ein fahles Licht getaucht, wurde immer kleiner. Die Sterne wurden dafür um so größer. Aber nein, es waren keine Stern, es waren Menschen wie ich, Freunde, lange schon tot. Sie erkannten mich nicht und flogen vorbei. Ich wollte rufen, doch kein Laut kam über meine Lippen. Plötzlich war ich so hoch, daß ich die Erde nicht mehr erkennen konnte. Es wurde unheimlich. Ich wollte gern zurück. Aber wie? Neue Gestalten in weißen Gewändern kamen auf mich zu. „Vater!“ hörte ich mich rufen. Ich konnte also wieder sprechen. Ich war ganz nahe bei ihm und griff nach seiner Hand. Doch ich faßte ins Leere. Niemand war mehr da. Wieder schwebte ich auf eine Schar weißgekleideter Wesen zu. Ein junger Mann blieb etwas

zurück und sah mich an. Mein Herz stockte, ich ließ vor Schreck die Arme sinken und begann zu fallen. Doch ich konnte mich fangen und rief laut den Namen meines geliebten Walters, der weit über mir mit ausgebreiteten Armen schwebte. Nur mit größter Anstrengung kam ich ihm wieder etwas näher:

„Wie jung du bist!“ Es kostete mich unendliche Mühe, mich in seiner Nähe zu halten.

Dann sprach er: „Du mußt zurück! Im Osten wird es schon hell.“

Komm mit, wollte ich rufen, doch kein Wort kam mehr über meine Lippen. Ich spürte, wie ich fiel, immer tiefer, immer schneller. Und dann fühlte ich nichts mehr.

Wie oft malte ich mir in allen nur möglichen Varianten aus, wie es wohl sein könnte, wenn Walter doch wiederkommen und nach so vielen Jahren sein Kind wiedersehen würde. Noch heute kommt es vor, daß ich von ihm träume, und im Traum ist er immer noch so jung wie damals.

### **Noch ein Umzug in Stuttgart**

Die inzwischen erwachsen gewordenen Söhne meiner Hauseigentümerin brauchten meine hübsche kleine Dachwohnung nun selbst. Nach 11 Jahren mußte ich also ausziehen. Ich bekam eine noch größere Wohnung in Bad Cannstatt bei zwei sehr netten, unverheirateten Schwestern. Zuerst wollte ich einen Rückzieher machen, als es hieß: „Die Gass‘ (*also die Straße*) muß jeden Tag gekehrt werden!“ Ich erschrak.

Doch wir konnten uns auf einmal die Woche einigen, schließlich heißt es ja auch „Kehrwoche“. 20 Jahre kamen wir sehr gut miteinander aus. Beide Schwestern leben heute nicht mehr. Auch ihr Tod war ein schwerer Abschied für mich.

Beim Einzug in die neue Wohnung 14 Tage vor Weihnachten 1969 war es bitterkalt. Ich hatte Fieber und stand ganz allein da. Meine Tochter studierte damals in Tübingen und hatte keine Zeit, mir zu helfen.

Herr Wilske, wie ich Mitglied im Kirchenchor, kam und half. Er war eigentlich immer zum richtigen Zeitpunkt da, wenn Hilfe nötig war. Er packte zu, als wäre es sein eigener Umzug.

Doch dann ereilte uns das Pech. In der Ecke des Flurs stand die große Rolle Teppichfußboden, Sie kippte um und schlug ausgerechnet auf meinen kleinen fahrbaren Teewagen, der vollgestellt war mit meinen Bleikristallgläsern, die ich aus der alten Heimat herüber gerettet hatte. Aus den Scherben konnte ich nur noch wenige Gläser heil herausfinden.

Ein paar Tage später passierte mir eine große Dummheit. Ich stand auf meinem runden Tisch und war dabei, die Wohnzimmerlampe aufzuhängen. Der Tisch kippte, ich kippte und hielt

mich dabei an der Lampe fest, die - natürlich - aus der Decke riß. Tisch, Lampe und ich flogen gemeinsam ans Fenster. Im selben Moment klingelte es: Herr Wilske!

„Ich wollte nur mal fragen, ob ich noch irgend etwa helfen kann.“ Er kam wieder einmal im richtigen Moment - und konnte helfen.

Mai 1970. 25 Jahre nach Kriegsende. Mein Mann hatte vor Beginn des Krieges eine Lebensversicherung abgeschlossen, 1.000 Mark für seine Mutter, 1.000 Mark für seine künftige Ehefrau. Die wurde mir nun ausbezahlt, natürlich abgewertet. Ich bekam DM 167,-. Dieses Geld sollte nicht im allgemeinen Leben untergehen, noch dazu, weil ich von Walters Sachen aus unserer gemeinsamen Braunschweiger Wohnung außer meinem Trauring nur noch einen Füllfederhalter als Erinnerung hatte. Mein Trauring bekam einen kleinen Brillanten, den ich allerdings 20 Jahre später verlor. Doch das konnte man ja ersetzen.

### **Eine Krankheit und doch keine?**

Wechseljahre, eigentlich doch etwas Normales. Doch die Blutungen wollten nicht aufhören. Ich ging zum Gynäkologen.

„Ja, Frau Nikolay, da hat sich wieder einmal eine Zyste gebildet wie vor drei Jahren. Sie müssen für ein paar Tage in die Klinik. Das beste wäre eine Totaloperation, dann hätten Sie für immer Ruhe.“

Ich ging bedrückt nach Hause. Diese Eröffnung und Aussicht gefielen mir gar nicht. Ich kniete nieder und wollte beten, aber mir fehlten die richtigen Worte. Ich wurde ruhiger und konnte sagen: „Dein Wille geschehe.“ Auch das würde vorübergehen, ich war ja kein Einzelfall. Ich betete täglich wie bisher in meinem Leben.

Die Blutungen hörten auf. Aber genauso war es vor drei Jahren auch gewesen. Ich kam in die Klinik, räumte mein Schränkchen ein und wurde zur letzten Voruntersuchung zum Arzt gerufen. „Bitte ziehen Sie sich wieder an.“ Schweigen.

Ich saß meinem Arzt Dr. E. gegenüber. Dann sagte er: „Sie können nach Hause gehen, ich kann absolut nichts mehr feststellen. Es ist mir unerklärlich, aber zu diesem Zeitpunkt wäre eine Operation nicht gerechtfertigt.“

Ich mußte sofort an meinen lieben Vater denken, der vor vielen Jahren auch wieder heimgeschickt worden war, nachdem der Nierenstein kurz vor der Operation abgegangen war. „Ich habe viel gebetet“, sagte ich noch zu meinem Arzt.

Er nickte nur mit dem Kopf. Ich war entlassen und brauchte bis heute nie mehr wegen Unterleibsgeschichten ins Krankenhaus.

### **Keine Krankheit und doch eine?**

Keine 4 Wochen später lockte ein sonniger Herbsttag hinaus ins Grüne. Mit einer Freundin wanderte ich einige Stunden in der herrlichen Umgebung Stuttgarts. Plötzlich blieb ich mitten auf dem Weg stehen: „Ich kann nicht mehr laufen.“

Meine Freundin glaubte, ich würde scherzen, aber es war ernst. Ich hatte große Schmerzen im Unterleib. In der Nähe war das Mutterhaus der Aidlinger Schwestern. Meine Freundin holte Hilfe.

„Es könnte eine Darmverschlingung sein“, meinte eine der Schwestern, „wir fahren Sie gleich zum Arzt nach Stuttgart.“

Es war ein Sonntag, und so kam ich zu einem mir fremden Notarzt. „Die Schmerzen kommen von der Wirbelsäule, da ist ein Nerv eingeklemmt.“

Ich misstraute seiner Diagnose: „Wieso soll meine Wirbelsäule nicht in Ordnung sein, ich war letzte Woche noch auf einer Hochgebirgstour.“ „Nun“, erwiderte er kurz, „wenn Sie es besser wissen als ich.“ Er hatte leider recht. Die Beschwerden sollten von nun an zu meinem Leben gehören.

### **Das Schwimmbad LEUZE**

Unser schönes Stuttgart ist vor allem mit Mineralbädern gesegnet. Nach Budapest hat Stuttgart-Bad Cannstatt, wo ich nun schon 36 Jahre lebe, die ergiebigsten Mineralquellen Europas. Sobald ich es mir finanziell leisten konnte, ging ich regelmäßig ins LEUZE schwimmen, das damals noch ein Kaltbad war: 20 Grad im Sommer wie im Winter. Heute hat das Schwimmbad schon lange Warmwasserbecken mit den verschiedensten Wassertemperaturen. Alle meine Besucher aus der ehemaligen DDR waren und sind immer begeistert von diesem schönen Schwimmbad.

Eine Tages schwamm ich wie üblich beglückt meine Runden. Ein etwa gleichaltriger Herr lächelte mir jedes Mal zu, wenn ich an ihm vorbei-schwamm. Kenne ich ihn? dachte ich. Nein, er war mir völlig fremd. Bei der nächsten Runde lachte er offen und nickte mir zu. Ein bißchen übermütig dachte ich: Hast also doch noch Chancen!

Ich sprach ihn einfach an: „Kennen wir uns?“ Er schüttelte den Kopf.

„Was amüsiert Sie dann so?“ Er lachte frei heraus:

„Warum kneifen Sie bei jedem Schwimmzug Ihr rechtes Auge zu?“

### **Hochzeit in Bonn**

Meine Tochter hatte sich einen netten Mann ausgesucht. Als ich sie einmal in Bonn besuchte, wußte sie schon, wen sie einmal heiraten wollte:

„Ich habe noch nicht mit ihm gesprochen, doch er gefällt mir.“

Sie promovierten beide innerhalb einer Woche, dann wurde geheiratet.

Heinz, mein Schwiegersohn, kommt aus einer großen, kinderreichen Familie, alles liebe, bescheidene Menschen. Streng katholisch erzogen, erfuhren seine Eltern erst nach der Hochzeit und katholischen Trauung, daß Heidi evangelisch ist. Ich war froh, daß meine Tochter einen Christen und nicht einen Atheisten geheiratet hatte, wenn sich dann auch herausstellte, daß weder er noch sie zur Kirche gehen.

Die Trauung war auf dem Venusberg in Bonn in einer schönen Kirche. Ich saß an der Orgel und konnte also den Einzug des Brautpaares selbst nicht sehen, denn ich mußte ja spielen. Nach der Trauung blieb ich noch ziemlich lange für mich an der Orgel sitzen. Erst war ich ein bißchen traurig, daß niemand kam und mich holte, dann wurde es mir aber doch leicht ums Herz. Ich hatte nun keinerlei Verantwortung mehr für meine Tochter, sie war in die Hand eines anderen gelegt worden.

### Unsere Mutter

Unsere Mutter lebte noch 7 Jahre nach Vaters Tod. Sie besuchte mich jedes Jahr für längere Zeit in Stuttgart. Sie hatte nun in der größeren Wohnung ein Zimmer für sich. Ich fand einen Arzt, der ihr half, das seit über 30 Jahren offene Bein zu schließen. Wie glücklich war sie darüber! Endlich kein verbundenes Bein mehr.

Doch wenige Tage nach ihrer Rückkehr kam die schlimme Nachricht, daß sie zu Hause einen Schlaganfall erlitten hatte. Es blieb nicht der einzige. Doch unsere Mutter war eisern. Ihre rechte Hand wollte nichts mehr tun, sie zwang sich so lange, bis sie wieder häkeln konnte, und nun tat sie es ohne Pause. Es entstanden viel mehr Kopfkissen, als man brauchen konnte, außerdem Decken und Topflappen jede Menge. Aber sie hatte soviel Freude daran.

Sie kam wieder nach Stuttgart, und sie kam gern. Mein Arzt schrieb Bescheinigungen, daß sie nicht reisefähig wäre, und so konnte sie unbeschränkt in Westdeutschland bleiben.

Es war aber nicht immer einfach mit ihr. Ich war ja noch berufstätig, kam allerdings schon gegen 14 Uhr nach Hause. Mehrmals ging sie vormittags allein spazieren und fand dann nicht wieder heim. Ich mußte von der Universität nach Hause gerufen werden, um die Mutter zu suchen. Sie lief einfach über die Straße, ohne nach rechts und links zu sehen.

„Die Autofahrer sehen ja, daß ich behindert bin und mit dem Stock gehe.“ Meine Hausleute rieten mir, die Haustür abzuschließen, bis ich nach Hause kam. Da kam ich aber bei meiner Mutter ganz schlecht an:

„Das ist ja hier schlimmer als in der DDR, wenn ich eingesperrt werde!“

Beim zweiten Schlaganfall war ich drei Wochen in meinem Urlaub in Naumburg, um sie zu versorgen. Ihr großer Wunsch war, noch einmal nach Lübeck zu kommen, wo ihr erster Urenkel geboren worden war. Doch dazu sollte es nicht mehr kommen. Es war meine Schuld. Mutter war etwas eigensinnig geworden. Alles war für die Reise vorbereitet, ich wollte sie selbst hinbringen und von dort wieder nach Stuttgart fahren. Doch Mutter wehrte sich am Reisetag, die frische Wäsche anzuziehen, die ich ihr hingelegt hatte: „Ich habe gestern gerade erst frische Wäsche angezogen!“

Ich sagte ihr, daß ich sie dann nicht mitnehmen würde. Ich fuhr allein und ließ sie tatsächlich zurück, nur wegen der Wäsche! Ich habe mir deshalb jahrelang Vorwürfe gemacht, und es bedrückt mich heute noch.

Es kam der letzte Besuch 1977 bei ihr in der Universitätsklinik Halle. Sie wurde dort sehr gut betreut, meine jüngste Schwester war täglich bei ihr. Ich stand an ihrem Bett und hielt ihre Hand.

„Ob wir uns noch mal wiedersehen?“ Ich antwortete ehrlich, aber ohne zu überlegen, was ich sagte: „Ich glaube es nicht.“ Wie brachte ich es nur fertig, noch einmal so herzlos zu sein.

Unsere Mutter starb nach wenigen Wochen.

Beim Wiedersehen mit meiner Schwester in Halle mußte sie erneut unterschreiben, daß nach dieser Begegnung mit mir keinerlei Schriftwechsel oder sonstiger Kontakt sein dürfte. Ich konnte das zwar nicht begreifen, mußte es aber hinnehmen.

Nun sind die Eltern schon viele Jahre tot. Und doch muß ich noch oft an sie denken und in der Erinnerung an so manche kleine Angewohnheit lächeln.

Vater schnarchte ziemlich aufdringlich, so daß man oft im Nebenzimmer noch davon wach wurde. Aber nach jedem kräftigen Schnarcher kam ein leises, wie um Verzeihung bittendes „Pittepui“ hinterher.

Mutter las abends gern im Bett, schlief aber sofort über dem Buch ein. Wenn ich es ihr behutsam wegnehmen wollte und die Brille dazu, wurde sie doch fast jedesmal wach und sagte den immer gleichen Satz: „Ich habe doch noch gar nicht geschlafen.“

Meinen 65. Geburtstag feierte ich mit allen Geschwistern in der alten Heimat. Wir trafen uns in einem hübschen, etwas abseits gelegenen Gasthaus in Taucha bei Leipzig. Das war im Sommer 1986. Dieses Treffen hatte noch seine Schwierigkeiten. Zwei meiner Geschwister brauchten wieder Sondergenehmigungen von ihren Dienststellen, und es war bis zuletzt fraglich, ob wir uns sehen konnten.

Dann wurde es aber doch ein glückliches Zusammensein, ohne daß einer fehlen mußte. Ich war sehr froh und dankbar dafür.

An die Einheit Deutschlands hat niemand mehr geglaubt. Ich hätte bis kurz vorher Kopf und Kragen verwettet, daß ich sie nicht mehr erleben würde.

### Alpenverein - Hochtouren - Gletscherspalten - Wanderungen

Viele schöne Wochenendtouren habe ich als Mitglied in der Gemeinschaft des Deutschen Alpenvereins miterlebt! Ich begann mit einer Woche Eiskurs, dann eine Woche Kletterkurs, um mehr Sicherheit zu gewinnen. Es lohnte sich wirklich.

Ich habe die Berge zu allen Jahreszeiten kennengelernt, war auf mehr als 250 Berghütten, oft auch mit dem Bergführer allein unterwegs angeseilt, die Wände hinauf und hinunter, über Eis und Schnee. Bei einer Tour überholten wir mehrmals zwei junge Männer, die immer wieder ein Zigarettenpause einlegten.

„Wenn die mal so alt sind wie ich“, meinte mein rüstiger Bergführer, schon weit über 60 Jahre alt, „dann kommen die nicht mehr auf einen Berg hinauf!“

Tour zum Großvenediger. Abstieg zur Kürsinger Hütte, zu viert am Seil. Vor uns eine Schneebrücke. Ich als dritte brach ein und baumelte über einem Abgrund. Unter mir schoß das Wasser etwas 60 Meter tief in der Spalte. Ich saß fest im Klettergürtel und hatte keine Angst. Der Bergführer würde mich schon rausholen. Er legte sich auf den Bauch und kam an die Einbruchsstelle heran: „Gleich bist du draußen!“

Schon zog er am Seil, und ich schwebte langsam aufwärts.

„Hier mein Fotoapparat, meine Sonnenbrille, mein Pickel ....“

„Jetzt kommst erstmal du!“ sagte er barsch. Dann war ich wieder an der Oberfläche.

Wo war meine Freundin Sabine, die letzte am Seil? Sie war so erschrocken, als ich so plötzlich von der Bildfläche verschwunden war, daß man sich jetzt um sie kümmern mußte. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie den Pickel nicht sofort eingerammt hatte, als ich eingebrochen war und deshalb so tief abrutschte. Gelernt hatten wir das beide vorher gründlich, aber wenn es darauf ankommt, dann denkt man halt im Schreckmoment doch nicht an alles.

So manches Mal mußten wir kurz vor einem Gipfel umkehren, Wetterumschlag, Nebel ... - doch wenn dann am Himmel ein Stückchen blauer Himmel zu sehen war, mußte ich stets an meine Nordhäuser Großmutter denken, die gerne sagte: „Wenn am Regenhimmel nur ein Schürzenzipfel blauer Himmel zu sehen ist, dann wird es bald wieder schön!“

Ein zweites Mal flog ich nur fast in eine Spalte hinein. Das war am Nord-Abhang des Großglockner. Ich mußte als erste in der Seilschaft gehen, noch ohne Steigeisen, damit wir schneller vorankamen. Denn an diesem Tage wollten wir nach dem Abstieg auf den Pasterze-Gletscher noch zur Oberwaldener Hütte hinaufsteigen, noch einmal 800 Höhenmeter höher. Plötzlich rutschte ich davon. Unter dem Schnee war eine Eisschicht gewesen. Doch der nächste in der Seilschaft reagierte sofort und haute seinen Pickel ein. Kurz vor einer riesigen Spalte gab es einen Ruck, und ich rutschte nicht mehr weiter. Ein Glück, daß ich meinen Pickel fest in der Hand hatte. Mühsam mußte ich Stufen ins Eis schlagen, um zur Seilschaft zurückzukommen. Danach legten wir alle Steigeisen an.

Vor Jahren stand ich schon einmal auf dem höchsten Gipfel Österreichs, dem Großglockner, knapp 4.000 Meter hoch. Wenn ich an diesen Tag denke, muß ich heute noch schmunzeln. Ich war damals knapp 50 Jahre alt. Von Kals aus war ich zur Stüdlhütte aufgestiegen. Dort lachte ich mir zwei Wiener Herren an, denn sie hatten ein Seil dabei. Sie nahmen mich mit über den Gletscher und hinauf zur höchstgelegenen Hütte Österreichs, der Adlersruhe. Wir drei bemühten uns um einen Bergführer. Nach einer Stunde Pause stiegen wir auf, zuerst über den Kleinglockner, dann über die kritische Scharte und kletterten durch die Felsen zum Gipfel des Großglockners hinauf.

Oben nahm mich plötzlich der junge Bergführer in den Arm und gab mir einen Kuß auf die Wange:

„Ihr drei seid ja prächtig gegangen. Aber jetzt muß ich euch doch gestehen, was ich so für mich gedacht habe, als ich euch drei da an der Hütte stehen sah: o je, das Altersheim muß ich da hochschleifen!“

Weil ich schnell zur Stüdlhütte zurück wollte, wo eine Wanderkameradin auf mich wartete, nahm mich mein Bergführer mit. Wir hakten uns ein, klemmten unsere Pickel zwischen die Beine, und dann ging es in rasender Fahrt über den steilen Gletscher abwärts, 400 Höhenmeter hinunter zur Stüdlhütte. Unten zum Stehen gekommen, zitterten mir die Knie gewaltig. Meine Wanderkameradin kam an mein Bett und flößte mir löffelweise schwarzen Tee ein. Nach 10 Minuten fühlte ich mich wieder fit und bestellte mir eine anständige Mahlzeit.

Ein paar Wochen später besuchte ich meine Eltern in Naumburg. In der Stadt sprach mich eine wildfremde Frau an: „Sie sind doch die Tochter von Herrn K.“ Ich nickte.

„Und Sie waren auf dem Großglockner, ganz oben auf dem Gipfel?“ Ich lachte: „Woher wissen Sie das?“

„Ihr Vater erzählt es doch überall, er ist ja so stolz auf Sie!“

Mit Freunden habe ich auch die schönsten Wanderungen unternommen, von Pforzheim bis Basel auf dem Westweg durch den Schwarzwald, den Ortenauer Weinpfad und den Kandelhöhenweg, wieder durch den Schwarzwald. Zu Fuß auch durch die Vogesen, am Rhein entlang von Burg zu Burg von Bonn bis nach Koblenz. Ausgangspunkt war einmal der Vierwaldstätter See. Wir wanderten den Pässehöhenweg bis zum Genfer See in drei Wochen und bestiegen unterwegs noch einige Gipfel. Wir erwanderten auch den Tauernhöhenweg. In Österreich habe ich auf fast allen großen bekannten Gipfeln gestanden. Wie glücklich war ich jedesmal, wenn ich wieder ganz oben sein konnte mit dem großen weiten Blick über die schöne Bergwelt. Es war eine herrliche Zeit!

Nun über 70 Jahre alt bin ich dankbar für jeden Wandertag mit den Senioren des Alpenvereins.

Nach über 30 Jahren des Schweigens gab es auch wieder eine Begegnung mit meiner Tante Elfriede aus Osterode am Harz, wo ich damals im Kriege als werdende Mutter ausgerissen war. Sie war nun auch Witwe, und obwohl ich, als wir uns das erstmal wiedersahen, fast 60 war, redete sie mich immer nur mit „Kind“ an. Ich spürte zu meiner großen Freude, daß sie mich immer noch liebte und mir nicht mehr böse war. Wenn sie mich in Stuttgart besuchte, hatten wir wunderbare Gespräche. Sie war sehr belesen und an allem interessiert. Nur eines mißfiel ihr:

„Kind, warum mußt du immer nur in den Bergen da oben herumsteigen, da gibt es doch nur Steine, Eis und Schnee! Unten herum ist es doch auch schön, so im Grünen!“

Ich weiß, daß ich stets erwiderte: „Da oben ist es aber viel schöner!“ Jetzt würde ich ihr gern sagen:

„Tantchen, du hast recht, unten herum ist es auch schön.“ Aber sie lebt nicht mehr.

### **Das ZDF besucht mich**

Einmal las ich in einer Fernsehzeitung einen Aufruf: *Wer ist Rentner und hat keine Langeweile?*

Ich fühlte mich sogleich angesprochen, schrieb spontan an das ZDF einen Brief und berichtete von den vielen Möglichkeiten, die man als Rentner hat und die ich auch nutzte, um mein Leben möglichst bunt und abwechslungsreich zu gestalten.

Ein paar Tage später kam ein Anruf aus Mainz: „Wir hätten Sie gern besucht und uns mit Ihnen unterhalten.“

„Warum?“ fragte ich ziemlich naiv zurück. „Ich habe doch alles geschrieben. Im übrigen verreise ich übermorgen.“

„Also dann kommen wir morgen!“ Und das ZDF kam wirklich.

„Wir machen von Ihnen einen Film für unsere Sendung MOSAIK.“ Jetzt war ich sprachlos.

Und so geschah es. Pfarrer Haist von der Blumhardtgemeinde war damit einverstanden, daß das ZDF während seines Gottesdienstes filmte:

„Warum soll es nicht auch mal einen Gottesdienst im Fernsehen geben!?“ Der 15 Minuten lange Film begann mit meiner Fahrt auf dem Fahrrad zum Gottesdienst. Auch das mußte übrigens mehrmals geübt werden, einmal war ich zu schnell, dann wieder zu langsam, denn die Fernsehleute filmten vom Kofferraum ihres Autos aus. In der Kirche sah man mich an der Orgel sitzen, ich spielte damals einen Buxtehude, dann sang mein kleiner Kirchenchor einen „Distler“. Wir spielten Händels Wassermusik mit einem Blockflötenquartett und ich dabei die Baßflöte, doch dieser Teil wurde von den Fernsehleuten gestrichen.

Sie kamen zu einem Diavortrag mit, als ich meine Serie „Mit dem Rucksack durch die Schweiz“ zeigte. Leider verwechselten sie in der Sendung die Berge und gaben falsche Namen an.

Ich betreute damals nebenher zwei blinde Frauen von der Blindenmission. Ich ging mit einer von ihnen, Frau Schnepf, über den Kappelberg spazieren und erklärte ihr an einem herrlichen Aussichtsberg, was von dort alles zu sehen war: Die Grabkapelle auf dem Rotenberg schaute über dem Nebel heraus.

In meiner Blumhardtgemeinde hatte ich eine Gymnastikgruppe ins Leben gerufen. Alle Turnerinnen und die Kirchenchorleute waren natürlich vorher zum Friseur gegangen, als sie von den Fernsehaufnahmen hörten. Nur ich selbst hatte gar keine Extras unternommen.

Zum Abschluß des Films sieht man mich an der Schreibmaschine sitzen. Ich hatte ein Fernstudium beim IFS (Institut zur Förderung des Schriftstellernachwuchses) recht gut abgeschlossen. Nun hatte ich mehr als genug zu tun, ich schrieb Kurzgeschichten für die Zeitungen und Reiseseiten in unserem lokalen Sonntagsblatt. Dieser Film hieß: Aktiv im Alter. Ausgestrahlt wurde dieser Kurzfilm im November. Ich war zur Moorkur in Bad Füssing. Der kleinen Wandergruppe, die sich gebildet hatte, sagte ich: „Heute kann ich nicht mitwandern, ich will mich im Fernsehen begutachten.“ Alle lachten und glaubten mir nicht. Dann sahen wir uns gemeinsam den Film an. Geblieben ist von damals eine feste Freundschaft mit einem Ehepaar aus Oberstdorf.

Unvergeßlich bleibt mir meine große Freude, als meine erste Kurzgeschichte gedruckt war.

Ich hatte gerade einen Diavortrag in der Begegnungsstätte beendet, als eine Frau auf mich zukam:

„Frau Nikolay, Ihre Muttertagsgeschichte gefällt mir so gut!“ Ich sah sie erstaunt an:

„Wo haben Sie denn die Geschichte gelesen?“ „Ja, die steht doch in unserer Zeitung! Gewiß, ich hatte meine Kurzgeschichte „Die Tulpen in Nachbars Garten“ an unsere Zeitung geschickt, aber doch nicht damit gerechnet, daß sie gedruckt würde. So ist das, wenn man keine Zeitung abonniert hat.

### **Radfahren**

Auf was hatte ich mich da bloß eingelassen? Meine Tochter schickte mir ihr kleines Klappfahrrad. Vom Güterbahnhof kam telefonisch Bescheid, daß es angekommen war. Mit etwas gemischten Gefühlen kam ich zur Güterabfertigung:

„Ich möchte mein Fahrrad abholen.“ Ich zögerte etwas, ehe ich fortfuhr:

„Würden Sie mir das Klapprad wohl zusammensetzen? Ich habe das noch nie gemacht und bin seit meiner Jugend nicht mehr Rad gefahren. Damals gab es noch keine Klappräder.“

Der junge Mann nickte: „Das ist schnell gemacht!“

Er warf mir einen prüfenden Blick zu und verschwand hinter der Tür. Nach ein paar Minuten hörte ich ihn sagen: „So, jetzt kommt mal, schnell. Gleich gibt’s was zu sehen, wenn die alte Tante aufsteigt.“

Ich spürte ein wenig Angst in mir hochkommen. Doch nicht lange. Ich wollte mich auf keinen Fall blamieren. „Denen will ich’s zeigen!“ dachte ich, plötzlich stark geworden.

Schon kam der junge Mann mit dem kleinen, schmucken Klapprad auf mich zu. Er lächelte freundlich. Hinter ihm waren noch einige Köpfe an der Tür zu sehen. Ich bedankte mich mit einem Trinkgeld und stieg tapfer auf. Es ging tatsächlich noch. Schade, daß ich nicht zurückschauen und die Gesichter der jungen Leute sehen konnte. Aber dann hörte ich Beifall klatschen. Ich fuhr glücklich davon.

Wie froh war ich über meine kleines Fahrrad. Doch bald kaufte ich mir ein richtiges, gutes mit allen Schikanen. Ich radelte mit Freunden durch das damals noch liebliche Altmühltal, als man gerade begann, den Rhein-Main-Donau-Kanal zu bauen. Die Donau erkundete ich mit dem Rad von der Quelle über Ulm nach Passau, von dort weiter auf herrlichen Radwegen bis nach Wien und zum Neusiedler See. Ebenso schön waren die Radwanderungen im Hohenloher Land, entlang dem Kocher, der Jagst und im Taubertal, an unserem schönen Neckar entlang. Vor wenigen Jahren erst begann eine Radwanderung in Hannoversch Münden beim Zusammenfluß von Werra und Fulda zum Weserfluß. Wir folgten der Weser bis zur Porta Westfalika bei Minden. Das Gepäck immer auf dem Fahrrad und nicht mehr auf dem Rücken, und wie schnell kommt man so vorwärts!

Heute, über 70, fahre ich noch immer genauso gern mit meinem Fahrrad. Ich könnte es mir ohne das Rad gar nicht mehr vorstellen. Was bringt es doch für Erleichterungen. Schwere Einkaufstaschen müssen nicht mehr heimgetragen werden. Ins Schwimmbad oder zum Markt kommt man sogar schneller mit dem Rad als mit dem Auto oder öffentlichen Verkehrsmitteln. Aber ich habe ja auch noch nie ein Auto besessen.

In meiner Nachbarschaft kennt man mich bereits ganz gut mit meinem Fahrrad, ohne das ich selten unterwegs bin. Nur wenn es Bindfäden regnet oder die Straßen vereist sind, bleibt mein Rad im Keller stehen.

Einige Zurufe brachten mich zum Schmunzeln: „Oma, fahr langsam!“ oder „Oma, Tempo 50 einhalten!“

Als ich noch für meine vielen DDR-Pakete einkaufen mußte, war das Fahrrad wirklich unentbehrlich. Einmal hingen zwei schwere Taschen an den Lenkstangen, sie sorgten für das nötige Gleichgewicht, und der Korb hinter dem Sattel war auch übertoll gepackt. Da rief mir doch ein junger Mann hinterher: „Das ist ja der reinste Lastwagen!“

Ich kam wieder einmal mit vollen Taschen aus einem Supermarkt. Zwei Buben, sie mochten etwa 10 Jahre alt gewesen sein, fragten mich freundlich: „Können wir Ihnen helfen?“

Sicher wollten sie sich ein kleines Taschengeld verdienen. Als ich ihnen sagte: „Danke, ich habe mein Fahrrad dabei“, hörte ich nicht ungern den kleineren sagen:

„Mensch, die ist aber noch jung!“

## DIE GROSSE WEITE WELT

Es begann eine herrliche Zeit für mich: die Zeit der Reisen. Das erste weite Ziel war 1974 Israel, das „Heilige Land“, mit vielen unvergeßlichen Eindrücken: die Stunde auf dem Sinai, damals gehörte der Sinai noch zu Israel, der Abstieg zum Katharinenkloster, das Baden im See Genezareth und im Toten Meer, die heiligen Stätten in Jerusalem, Bethlehem und im ganzen Land.

Ein Jahr später flog ich mit meiner unvergessenen Freundin Lotte zu einer Treckingtour in den Himalaya. Nach Besichtigung der faszinierenden Königsstädte im Kathmandutal wanderten wir durch die blühenden Rhododendronwälder zum Mount Everest. Mit einer Tween-Otter-Maschine landeten wir bei Lukla auf einer 400 Meter langen Wiese. Vorher mußten aber erst die Kinder und Schafe den Platz räumen, ehe wir landen konnten. Unser höchster Zeltplatz auf dieser Wanderung war auf 4.200 Meter Höhe, der höchste Gipfel, der Peak Panka, 5.150 Meter hoch. Noch höher hinauf bin ich in meinem Leben nicht gekommen. Am Tage waren es bis 30 Grad Wärme im Schatten, in der Nacht bis 10 Grad minus im Zelt. Die treuen Sherpas trugen alles, was wir brauchten, für uns auf dem Rücken.

Es folgten noch viele weitere Reisen, über die ich ausführlich im Sonntagsblatt der Cannstatter Zeitung berichtete.

An der Adriaküste südwärts erlebte ich Jugoslawien, ehrwürdige Städte und wundervolle Landschaften. Mit Wehmut denke ich heute an diese Reise, wieder ein sinnloser Krieg mit vielen Zerstörungen und großer menschlicher Not!

Und immer wieder faszinierend das Land der Griechen und die Insel Kreta. Mit einem Geländewagen und wieder im Zelt ging es quer über die größte Vulkaninsel unserer Erde: Island, wo man aus jedem Fluß Wasser schöpfen und trinken kann, wir erlebten die großartige Natur mit Geysiren, vielen Wasserfällen und reißenden Gletscherflüssen.

Auf unserer Reise durch Mexiko mit den Stätten der Mayakultur, der Azteken und Tolteken kamen wir auch in das Quatemala Hochland zu den Maya-Indianern. Die Ausgrabungen in Tikal erfolgten erst in den 30-er Jahren unseres Jahrhunderts. 10 Personen aus unserer Reisegruppe flogen in zwei kleinen Maschinen ab Quatemala City Richtung Urwald. Das Wetter war schlecht. Der Pilot verlor die Orientierung und landete auf einer Wiese am Floressee.

Drei Tage später waren wir am schönsten See Mittelamerikas, dem Atitlansee, umgeben von 12 Vulkanen. Am Sonntag morgen ging meine Lotte schwimmen und kam nicht mehr zurück: Ertrunken, Herzversagen. 2 Indianer tauchten 4 Stunden, bis sie den Leichnam fanden. Als der Reiseleiter sie entlohnen wollte, wehrten sie entrüstet ab:

„Das war ein Unglück, dafür nehmen wir keine Geld!“ Es war eine schlimme Heimkehr ohne meine Freundin.

Eine der vielleicht interessantesten Reisen unternahm ich nach Chile, Peru und Ecuador mit den sagenumwobenen Städten Cusco und Macchu Picchu der Inkas, zum höchstgelegenen See unserer Erde, dem Titicacasee, und danach eine Woche im Amazonas-Dschungel.

Nach langem Flug kamen wir endlich auf dem Campingplatz bei Santiago de Chile an, um von hier aus mit dem „Rollenden Hotel“ durch Südamerika zu reisen. Der Abend dämmerte, und die ersten Sterne des südlichen Stemenhimmels zeigten sich. Ich wanderte wie traumverloren über eine Wiese, den Blick nach oben. Plötzlich hörte ich „Halt!“ rufen. Ich blieb sofort stehen und blickte in ein leeres Schwimmbecken hinein. Nur noch einen Schritt weiter, und ich wäre hinabgestürzt. Ich drehte mich um, sah aber niemanden. Nur eine Stunde später, es war inzwischen stockdunkel geworden, stürzte eine Reisetilnehmerin in dieses Schwimmbecken, brach sich eine Schulter und mußte ins Krankenhaus gebracht werden. Für sie war diese Reise am ersten Tage schon zu Ende. Ich habe nicht herausfinden können, wer mich mit „Halt!“ gewarnt hatte, denn ich hatte meinen Schutzengel bisher noch nicht laut sprechen gehört.

Auch die Länder im Nahen Osten sind mehr als eine Reise wert. Jordanien und Syrien, die Länder der frühen Christenheit mit Petra und Palmyra, ebenso Marokko mit der feinen maurischen Kunst, den gewaltigen Atlaszedern und seinen freundlichen Menschen.

Aber auch: England, Schottland und die „grüne Insel“ Irland, unsere nordwestlichen Nachbarn.

Nicht missen möchte ich die Rundreisen durch Spanien und Portugal. Einmal fuhren wir mit Freunden im Auto über die Pyrenäen nach Spanien hinein. Es war Nacht. Ein hoher schriller Ton ließ uns aufhorchen. War etwas am Auto nicht in Ordnung? Wir hielten an, stiegen aus, doch der schrille Ton wurde noch stärker. Es waren Zikaden, die zu Tausenden ihr Nachtlied sangen.

Immer wieder begeisterte mich Italien mit seinen einmaligen Bauwerken und Kunstschatzen: Rom, Florenz, Venedig, Ravenna, Pisa, der Golf von Neapel, die wiederentdeckten Städte am Vesuv, die herrlichen Seen in Oberitalien, Verona im Festspielsommer mit Verdis Aida und seinem Requiem in der Arena.

Vergessen wir aber auf keinen Fall unsere deutschen Städte, die eine große Ausstrahlung haben: München, Nürnberg, Würzburg, Bamberg, die großen Domstädte am Rhein, Trier und Augsburg, Danzig, die einstmals königliche Stadt an der Ostsee, und natürlich die Marienburg. Nicht zu vergessen: Prag, die „goldene Stadt“ an der Moldau, Budapest, Paris, Luxemburg, Wien, Holland zur Tulpenblüte, die historischen Städte im Harz, die Hansestädte ....

Selbstverständlich ging es auch immer wieder in die ehemalige DDR zu Verwandten und Freunden, verbunden mit Wanderungen durch die Sächsische Schweiz oder durch Thüringen. Beim Heimflug von einer Kur an der rumänischen Schwarzmeerküste verspätete sich die laut dröhnende dreimotorige Maschine so viel, daß ich keinen Zug mehr von Düsseldorf nach Stuttgart bekam. Meine Nachbarin im Flugzeug war eine mir völlig fremde Frau.

„Dabei habe ich Verwandte in Düsseldorf, das heißt etwas außerhalb in Monheim-Baumberg, aber ich habe ihre Adresse nicht im Kopf. Die würden sich sogar freuen, wenn ich sie mal besuchte“, sagte ich zu ihr.

„Genau da wohne ich doch!“ Es stellte sich heraus, daß meine Verwandten und sie Nachbarn waren und sich gegenseitig die Blumen bei Abwesenheit gossen. Ich wurde mit dem Auto mit zu meinen Verwandten genommen.

Es ist noch nicht lange her, da wanderte ich über die Azoreninsel San Miguel, ein Naturwunder im Atlantik, und über die „schwimmende Blumen-Insel“ Madeira Island und Grönland wurden ein Erlebnis besonderer Art. Auch hier hat mein Schutzengel die Hand über mich gehalten.

Rundflug über den Süden Islands. Unsere kleine Maschine startete, ich hatte mich angeschnallt - ich saß direkt an der Tür. Plötzlich fliegt die Tür auf, der Windstrom zerzt an mir - Sofort kehrt und zurück zum Flugplatz! Umsteigen in eine andere Maschine, denn die Tür ging nicht mehr zu. Nach dieser Aufregung gab es einen Zusatzflug zur Insel Surtsey. -

Nach herrlichen fünf Sonnentagen auf Island fuhr ich mit der „Society Explorer“ weiter durch die Dänemarkstraße bei Windstärke 9 bis 10 nach Grönland. Bei den Mahlzeiten kullerten die Brötchen und das Geschirr auf dem Boden umher, obwohl die Stewardessen die Tischtücher mit Gießkannen begossen hatten, damit das Geschirr besser haften sollte. Einmalig ist die noch recht unbekannte Welt der Eskimos, die in Städtchen leben, wo es keine einzige

Landverbindung zu einer anderen Ortschaft gibt und die noch nie in ihrem Leben einen Baum gesehen haben, weil auf dieser größten Insel der Erde wegen des Permafrostes nichts wachsen kann. Wir sahen den großen Gletscher bei Jakobshavn, der jedes Jahr 20 Milliarden Tonnen Eis ins Meer kalbt. Wir erreichten die kleinste Siedlung Grönlands, 750 Kilometer nördlich vom Polarkreis gelegen und von 150 Menschen mit ihren 1.000 Schlittenhunden bewohnt.

Noch nie hat ein Küstenschiff diese Siedlung erreicht.

Immer wieder buchte ich Wanderferien. Die Kanarischen Inseln Gran Canaria, Teneriffa und Lanzarote, Frühling auf Elba, der Insel Napoleons; ich wanderte auch auf Ibiza und Formentera, besuchte die griechischen Klöster auf Zypern, die größten griechischen Tempel auf Sizilien, die ältesten Steintempel der Welt auf Malta, machte Wanderferien auf den

Liparischen Inseln und bestieg dort in einer Nacht den Stromboli, den aktivsten Vulkan Europas.

Ein ganz anderer Höhepunkt war Ägypten mit seiner alten, glanzvollen Kultur.

Wieder völlig anders gestaltete sich die große Nordlandreise. Zunächst 14 Tage Wanderungen durch das Trollheimen-Gebirge, dann mit dem Bus an der norwegischen Küste entlang bis zum Nordkap. Es war ein herrlicher Sommer, so daß wir in Hammerfest in einem See schwimmen konnten. Zurück ging es über Finnland, Schweden und Dänemark.

Abseits des Tourismus Wanderferien an der Cinque-Terre-Küste südlich von Genua, durch die Auvergne in Südfrankreich, Burgund und die Normandie in Nordfrankreich mit zahlreichen Höhepunkten. Wie oft wanderten wir glücklich meerwärts, genossen das Rauschen der Wellen und die saubere Meeresluft.

Immer wieder zog es mich in die Berge: Ausgangspunkt das Aostatal, von Hütte zu Hütte rings um den Mont Blanc, unterwegs im zauberhaft schönen Engadin, dem Garten des Inn, oder in Südtirol, wo ich einmal meinen Geburtstag oben in der Langkofelscharte in der Toni-Demetz-Hütte feiern konnte.

Ab und zu aber ging es wieder in weite Fernen: von Nordindien nach Kaschmir und Ladakh in den fernsten Winkel der Erde. Abenteuerlich war die Fahrt von Srinagar, wo wir auf Hausbooten im zauberhaft schönen Dalsee zwischen blühenden Lotosblüten wohnten, über die gefährlichste Paßstraße der Welt, den Zoji-Paß, nach Ladakh, einspurig ohne Gegenverkehr. Mehrere Autowracks lagen in der Tiefe.

In China, einem für uns unvorstellbar fremden Land, verlief ich mich einmal völlig. Kein Mensch verstand mich, und ich irrte umher. Wir hatten viel Regen. Ich wollte mir gern noch einen Anorak kaufen, aber die größte Konfektionsgröße für Frauen war 38, und die paßte mir nun beim besten Willen nicht. Ging ich in ein Geschäft, war der kleine Laden in der nächsten Minute vollgestopft mit Neugierigen. Wie lachten sie alle, wenn ich anprobierte und die Jacke nicht zugging - und ich lachte mit. Ich hatte dreiviertellange Hosen an, die beim Reisen so praktisch sind. Die Chinesen blieben stehen und bedeuteten mir: da fehlt ein Stück!

Wie ein übervoller Koffer waren die letzten Tage dieser Reise vollgepackt mit Erlebnissen in der Weltstadt Hongkong.

Unvergessen bleibt mir meine einsame Wanderung hinunter in den Grand Canyon auf einer großen Reise quer durch die Nordstaaten der USA.

Rußland faszinierte mich mit seinen prachtvollen Kirchen und gläubigen Menschen, und das in einem atheistischen Staat. Lange dauerte es, bis ich mich aufraffen konnte, in dieses Land zu

reisen, denn die schrecklichen Erinnerungen an früher waren noch immer nicht ganz überwunden.

Wir standen am Moskwa-Ufer und schauten zum Kreml hinüber. Hinter unserem Bus parkte ein Bus aus Dresden. Plötzlich tippte mir jemand auf die Schulter:

„Hallo, Sie kommen aus der Bundesrepublik. Könnten wir nicht die Plätze tauschen, Sie fahren für mich nach Dresden und ich .....,“

Wie gut konnte ich den jungen Mann verstehen. Wir lachten und erzählten noch ein Weilchen. Wenn ich dem jungen Mann damals - es war im Sommer 1989 - gesagt hätte: „Warten Sie noch ein Vierteljahr, dann können Sie auch fahren, wohin Sie möchten! „, dann hätte er bestimmt gedacht: ‚Die Alte spinnt‘

Bei der großen Reise durch die Türkei fehlte es auch nicht an Aufregungen. Faszinierend war wieder die Westküste mit den Resten der griechischen Baukunst.

In Pamukale bei den Sinterterrassen war ich die einzige, die nicht stundenlang in dem warmen Thermalwasser badete. Am nächsten Tage starb in meinen Armen eine fast gleichaltrige Frau an Herzversagen. Sie kam vom Meer, stolperte über meine Beine, und ich konnte sie gerade noch auffangen. Als man ihre Sachen sichtete, fand man 20 vorgeschriebene Ansichtskarten, absendefertig vordatiert, von Städten, wo wir noch gar nicht gewesen waren.

Beim Heimflug kippte unsere Maschine beim Landeanflug auf den Flughafen Riem so stark nach unten, daß ich scherzhaft sagte: „Der hat es aber eilig mit der Landung!“

Nachdem wir bei der Zollkontrolle ohne weiteres einfach durchgehen durften, was für Türkei-Reisende sonst ausgeschlossen war, erfuhren wir auch den Grund für den Sturz in der Luft und die Vorzugsbehandlung an der Zollkontrolle: Wir hatten einen Beinahe-Zusammenstoß mit einem Sportflugzeug gehabt! Wieder einmal war mein Schutzengel bei mir‘

Ein unmittelbares, aber ausschließlich amüsanter Erlebnis dieser Türkei-Reise ereignete sich kurz danach. Ich mußte meinen Enkelkindern immer wieder Geschichten erzählen, möglichst erfundene Tiergeschichten. Doch einmal hatten sie den Wunsch, von einer Königin zu hören und vom großen Meer. Also erzählte ich ihnen die Geschichte von der schönen griechischen Königin Helena aus Sparta, wie sie einst vom trojanischen Königssohn Paris geraubt und über das große Meer nach Troja entführt wurde.

„Das ließ sich der König von Sparta nicht gefallen. Sofort reiste er nach Mykene zu seinem Bruder Agamemnon, und sie beschlossen, die Königin zurückzuholen, und sei es mit Gewalt. Viele Schiffe mit jungen Soldaten segelten übers große Meer nach Troja. So kam es zum Trojanischen Krieg. Die Stadt wurde völlig zerstört, und viele junge Menschen kamen dabei ums Leben. Krieg ist immer etwas Schlimmes. Doch die Königin Helena kehrte mit ihrem

Gemahl Menelaos in ihre Heimat Sparta zurück.“ Nach einer kleinen Pause fuhr ich fort: „Ich war in Troja. Dort sah ich noch die Steine der alten Burg, das riesige Schlachtfeld, wo die Trojaner gegen die Griechen kämpften, und ich sah auch das große, weite Meer.“

Ein paar Tage später hörte ich zufällig, wie ein Halbwüchsiger meinen 6-jährigen Enkel fragte: „Sag mal, Jan, die Frau mit den weißen Haaren, die mit dir gestern die Radtour gemacht hat, ist das deine Oma? Wie alt ist die eigentlich?“

Jan nickte wichtig mit dem Kopf:

„Meine Oma ist schon sehr alt, die war schon in Troja dabei.“

Doch auch in den Bergen gab es so manches Erlebnis. Wir suchten einmal, weil wir uns verspätet hatten, mit Taschenlampen den Weg über das Steinernes Meer bis zur Ingolstädter Hütte. Die Normalroute auf den Großen Möseler in den Zillertaler Alpen war vereist, also mußten wir in der Vierer-Seilschaft 500 Höhenmeter Stufen schlagend durch die Eisrinne hinauf, natürlich mit Bergführer und doppelter Seilsicherung. Noch in den Zillertaler Alpen erfuhren wir auf dem Gipfel des Schönbichler Horns, daß Hans Martin Schleyer entführt worden war.

Ein anderes Mal hatte eine Eislawine den Einstieg zum Ortlergipfel versperrt, und wir mußten umkehren. Ebenso erging es uns am Piz Glüschein bei der Bernina-Durchquerung. Mein letzter großer Gipfel war der Piz Palu, ich war schon 60 Jahre alt.

Beim Aufstieg zum Mont Blanc kehrte ich freiwillig um, als ein junger Mann mit zerschmettertem Bein, schrecklich stöhnend an mir vorbeigetragen wurde, Steinschlag beim Aufstieg zur Gouter-Hütte.

Ich erlebte leider auch tragische Bergunfälle. Eine Frau griff nach ihrem Hut, den der Wind davontrug, und stürzte dabei tödlich ab. Drei Männer waren auf dem Wetterhorn bei Grindelwald gewesen, eine harte Eistour auf diesen Viertausender, als auf den letzten 200 Metern bis zu einem breiten Wanderweg einer von ihnen den grünen Hang hinabstürzte und sofort tot war. Nur ein Hubschrauber konnte ihn noch bergen.

Einmal überraschte ein Unwetter meine Freundin Lotte und mich zwischen Adelboden und Lenk in der Schweiz Regen und Hagel. Lotte schlug vor, abzuwarten und hinter einem großen Felsbrocken Schutz zu suchen. Wir kauerten uns gerade hinunter, als ein ohrenbetäubender Lärm uns zusammenschrecken ließ: eine Steinlawine. Sie kam näher und näher, doch die losen Massen rauschten rechts und links an uns vorbei. Dann gespenstische Ruhe. Es gab keinen Weg mehr.

Danke, Schutzengel, danke!

Weitere große Reisen bleiben mir unvergessen: In Piräus, dem Hafen von Athen, bestieg ich die Motoryacht „Angelika“, um durch die Inseln der Agäis zu schwimmen. Es war nur eine kleine Reisegruppe, eine nette Besatzung, das Schiff etwas altertümlich, aber gemütlich. Wir wanderten über Kea, Tinos, Delos, Mykonos, Samos, und ich kam noch einmal nach Ephesus an der türkischen Küste. Wir besuchten das Johanneskloster auf Patmos, das Felsenkloster von Amorgos und erlebten die sagenhafte Inselgruppe Santorin. Es gab viele Höhepunkte. Besonders reizvoll war es, vom Schiff aus über eine Leiter ins Meer zu steigen und in den abgelegenen Buchten zu schwimmen.

Und wo gibt es noch Natur pur? Alaska, Indianer- und Eskimoland, Karibus, Grizzlys, Wale, Weißkopfadler, Gletscher, ungebändigte Flüsse und der einzige wirklich geschützte Regenwald der Erde. Wer weiß das schon! Kanadas Westen mit Vancouver, einer der schönsten Städte der Welt, und Traumlandschaften in den berühmten Nationalparks.

Doch auch die engere Heimat war und ist immer noch Ziel für Wanderungen. Wir haben ja die Schwäbische Alb vor der Haustür, den Schwarzwald, den Bodensee, das Voralpenland bis hin nach Berchtesgaden, das Hohenloher Land mit den alten Burgen und Schlössern.

Mit den Senioren vom Alpenverein erwanderten wir den Meraner Höhenweg, den Engadiner Höhenweg und den König-Ludwig-Weg von Diessen am Animersee bis nach Füssen.

Verreisen ist wirklich eine schöne Sache. Aber es wird problematisch, wenn man keinen Koffer mehr tragen kann und darf. Gewiß, es gibt die Möglichkeit, das Gepäck von Haus zu Haus befördern zu lassen, aber das ist nicht immer möglich. Außerdem muß der Koffer dann doch in den Zug hinein. Ob jemand helfen wird?

Ich kam von einer Reise zurück und saß im Zuge von Zürich nach Stuttgart. Da wurde der Waggon, in dem ich saß, in Schaffhausen abgehängt. Zwei junge Ausländer, die wie ich umsteigen mußten, waren auf meine Bitte hin sofort bereit, mir zu helfen. Sie wuchteten meinen Koffer noch in das Gepäcknetz, was mir gar nicht so recht war:

„Ob Sie mir in Stuttgart noch einmal helfen können?“ „Aber natürlich!“

Sie verschwanden und spielten, wie ich später feststellte, einige Abteile weiter eifrig Karten. Ich saß allein im Abteil.

Kurz vor Stuttgart wurde die Tür geöffnet, die beiden jungen Männer ergriffen meinen Koffer sowie das Kofferwägelchen und warteten auf dem Bahnsteig, bis ich ausgestiegen war. Sie hatten mich nicht vergessen!

Auf meinen zahlreichen und höchst unterschiedlichen Reisen lernte ich nicht nur fremde Kulturen und Menschen kennen, sondern auch viele liebenswerte Reisegefährten, die genauso wie ich unterwegs waren, um diese unsere wunderschöne Welt in ihrer Vielgestaltigkeit kennenzulernen. Es ergaben sich Freundschaften, die über Jahre hinweg hielten. Wir schrieben uns Briefe, besuchten uns gegenseitig und reisten wieder gemeinsam.

*„Trinke, o Auge, was die Wimper hält,*

*von dem gold'nen Überfluß der Welt!“ (Gottfried Keller)*

Weitergeben, was man so reichlich erleben durfte, das ergab sich wie von selbst: Meinen ersten Diavortrag hielt ich im Frauenkreis unserer Kirchengemeinde. Und schon funktionierte die bewährte „Mund-zu-MundPropaganda“, so daß ich oft nicht alle Vortragswünsche erfüllen kann.

Von Anfang an bin ich meinem Vorsatz treu geblieben, die Hälfte aller Honorare zu verschenken.

Ich habe so viel Freude geben können, vorwiegend in Altenheimen und Begegnungsstätten, und ich durfte dafür Freude und Dankbarkeit empfangen und erleben. Ich habe mich immer gern mit Geschichte befaßt, einige Gastvorlesungen gehört, vor allem auch in Kunstgeschichte, und konnte deshalb so umfassend, wie es mir möglich war, über die einzelnen Länder und Kulturen berichten.

Welche Freude, welches Glück, welch schönes Leben!

### **Andre Länder, andre Sitten**

Da saßen sie auf der Straße vor ihrem Haus, eine alte Frau und ein alter Mann. Das Kopfsteinpflaster dieser steilen Straße des Wallfahrtsortes Guadalupe im schönen Andalusien ist wellig. Über den Dächern brütete die Sonne, doch in den engen Gassen lagen schon die kühlenden Schatten. Die Menschen hier haben ihre Blumengärten auf kleinen Balkonen. Es blüht so üppig, daß man die Fenster dahinter kaum sieht. Die Häuschen sind schief und windig. Sie halten sich wohl gegenseitig fest.

Wir blieben bei den alten Leuten stehen und zeigten ihnen, wie sehr wir uns über die Blumenpracht freuten. Sie verstanden uns sofort. Sie hatten ihr müde gearbeiteten Hände in den Schoß gelegt, sie waren genügsam und doch zufrieden. Unsere Reiseleiterin kam als Dolmetscherin. Wir erfuhren, daß die beiden Alten seit ihrer Kindheit niemals aus ihrem Ort herausgekommen waren.

„Warum sollten wir woanders hingehen? Es kann doch nirgends schöner sein als hier!“

Ehe wir weitergingen, ließ ich fragen, ob ich sie beide fotografieren dürfte. Mit einer Schnelligkeit, die ich der alten Frau nie zugetraut hätte, stand sie auf, nahm ihren kleinen Hocker und setzte sich einige Meter entfernt wieder hin. Ich durfte sie fotografieren, aber nur jeden einzeln, denn: „.. wir sind ja nicht verheiratet!“

Ich hatte mich in Damaskus von meiner Reisegesellschaft getrennt. Ich wollte in den zwei Stunden, die jeder auf eigene Faust gestalten konnte, unbedingt das Nationalmuseum besuchen.

Ob ich es finden würde? Die arabischen Schriftzeichen auf den Straßenschildern waren natürlich böhmische Dörfer für mich.

In der Hand den Stadtplan, auf den ich mir den Weg genau mit Bleistift eingezeichnet hatte, wanderte ich durch die mir völlig unbekannte, fremde Stadt. Nur so aber würde ich auch wieder zu meinem Hotel zurückfinden können.

Glücklich stand ich endlich vor dem Museum. Doch an der breiten Tür stand *Closed*, geschlossen. Ausgerechnet heute war Ruhetag.

Gegenüber ein kleiner Park. Ich setzte mich auf eine Bank, um erst einmal meine Enttäuschung zu überwinden. Wie sehr hatte ich mich gerade auf diese Stunde im Museum gefreut, einmal ohne den ganzen Anhang der Reisegruppe. Geknickt saß ich auf der schattigen Bank und malte, in Gedanken versunken, mit dem Absatz meines Schuhs in den feinen Sand:

*Closed.*

Als ich aufblickte, stand ein Araber vor mir. Er war etwa so alt wie ich, um die 60 herum. Er deutete auf meine Sandmalerei und dann auf das Museum. Ich nickte. Seine Gesten zeigten deutlich, wie sehr es ihm leid tat.

Plötzlich leuchteten seine Augen auf: „Wait a minute!“

Schon war er verschwunden. Ob er vielleicht den Schlüssel zum Museum besorgen konnte?

Kurz darauf stand er wieder vor mir. Sein Gesicht strahlte Güte und Wärme aus, als er mir wortlos eine rote Rose überreichte.

### **Gesundheit, welche Gnade**

Der Langlaufurlaub war einmalig schön gewesen, so richtig gestärkt und erholt kam ich wieder nach Hause. Dort erwartete mich keine gute Nachricht: Die routinemäßige Vorsorgeuntersuchung hatte Blut im Stuhl ergeben. Eine Operation war unumgänglich. Meine geplante Südseereise mußte ich absagen und auch einige Diavorträge.

Die Operation verlief ohne Komplikationen. Ich kam, dank lieber Freunde, in ein wunderschönes Zimmer und schaute stundenlang aus meinem Fenster in einen blühenden Kirschbaum.

Mit mir im Zimmer lag eine Frau mit einer ähnlichen Operation. Doch welch ein Zufall: Sie war zur Hochzeit auf Hawaii eingeladen gewesen und konnte nun nicht dabei sein. Es stellte sich heraus, daß wir auf dem Rückflug dasselbe Flugzeug benutzt hätten.

Ich war überrascht, wieviel Besuch an mein Krankenbett kam, Menschen, deren Namen ich nicht einmal kannte, die nur gehört hatten, weshalb ich einen Vortag absagen mußte. Mein Schwiegersohn Heinz kam aus Lübeck und Freunde aus dem Taunus. Ich hatte bald eine Stunde am Tag zu tun, um all die wunderschönen Blumensträuße zu versorgen. Welch schöne Beschäftigung!

Doch die größte Freude war, als der Chefarzt mit einem Papier winkend in mein Zimmer kam: „Frau Nikolay, der pathologische Befund ist negativ!“

Also kein Krebs! Ich durfte wieder richtig gesund werden. Welche Gnade!

Wie fröhlich ging ich nun auch wieder in das nahe Altenheim, die Villa Seckendorff, wo ich schon über 10 Jahre mit 2 Gruppen einmal in der Woche leichte Gymnastik machte. Das war ein frohes Wiedersehen mit meinen lieben alten Menschen. Und dann geschah es, daß ich mich anbot, einen Nachmittag mit ein paar Damen in die Gartenschau zu gehen. Pünktlich um 3 Uhr meldete ich mich an der Pforte, wie ausgemacht. Doch da saßen 5 Damen und warteten auf mich. Ich konnte doch keine zurücklassen! Also zogen wir los, zur Straßenbahn. Schon auf dem Wege dorthin fragte eine der Damen, wann wir wieder nach Hause gehen. Äußerst schwierig war das Einsteigen in die Straßenbahn mit 5 alten Leuten. So manch bedauernder Blick streifte mich von den übrigen Fahrgästen. Beim Eingang zur Gartenschau standen Rollstühle zur Verfügung. Ich bekam einen und bat die schwächste, eine fast 90-jährige Frau, sich hineinzusetzen. „Ich habe in meinem Leben noch nie in einem Rollstuhl gesessen, ich laufe!“ Eine andere war bereit, sich schieben zu lassen. Also waren wir nun startbereit. Ich schob den Rollstuhl, und an jeder Seite hielt sich jemand krampfhaft daran fest, ich kam kaum vorwärts. Nach einer Viertelstunde, wir hatten nur einige hundert Meter geschafft, kamen wir zum Bahnhof der kleinen Gartenschaubahn. Ich setzte kurz entschlossen alle hinein und bat den Zugführer, sie am Rosensteinschloß aussteigen zu lassen, dort gab es Bänke zwischen herrlichen Rosenbeeten. Mit dem Rollstuhl fuhr ich hinterher und habe dann von dort jeden einzelnen, auch meine fast 90-jährige, die sich nun nicht mehr wehrte, zur Haltestelle der Straßenbahn zurückgefahren. Nie wieder zu sechst in die Gartenschau!

### **Deutschland, einig Vaterland!**

Die Einheit Deutschlands kam wirklich wie aus heiterem Himmel. Ich konnte gar nicht mehr vom Fernseher und Radio weg. Die Freude war wie ein großer Taumel. Wenn das unsere Eltern noch hätten erleben dürfen!

Wenige Tage nach dem 9. November 1989 erhielt ich an einem Tage zwei wundervolle Briefe: Meine jüngste Schwester „Peter“ schrieb aus Halle glücklich und begeistert, daß es nun endlich keine Trennung und Bevormundung mehr gab, und mein Bruder Hartmut - fast zur selben Stunde nach Jahren des erzwungenen Schweigens - aus Leipzig das gleiche.

Nun stand auch für die jungen Menschen nichts mehr im Wege, von Deutschland nach Deutschland zu reisen. Weihnachten 1989: mit dem schönsten Fest des Jahres kam viel Besuch von drüben zu mir. Wie glücklich war ich über jeden, der kam, und daß ich eine große Wohnung mit einem Gästezimmer hatte. Ich weiß, daß sie alle gern gekommen waren und immer wieder gern kommen werden.

Mit meiner fast 10 Jahre jüngeren Schwester „Peter“ verbindet mich ein besonders gutes Verständnis. Seit ein paar Jahren ist auch sie Witwe, ihre Söhne sind aus dem Haus, verheiratet und haben selbst Kinder. Aber sie sind liebevoll um ihre Mutter besorgt.

Den ersten Jahrestag der deutschen Einheit feierten wir zusammen in Füssen, wo wir uns zu einem Kurzurlaub trafen. Genau 70 Jahre vorher hatten unsere Eltern hier ihren Hochzeitsurlaub verbracht.

Nun konnte auch „Peter“ dieses schöne Stückchen Erde kennenlernen. Im Februar 1991 trafen wir uns zum Skilanglauf in Leutasch. Wir hatten herrlichen Schnee und wundervolles Wetter. Zusammen waren wir auch auf der Nordseeinsel Föhr, besuchten die Nachbarinseln und trafen unseren Bruder Hartmut mit seiner Frau Christel. Welch schöne Gemeinschaft! Wir sind doch um viele Jahre unseres Lebens betrogen worden!

Nachdem die Grenze in Deutschland gefallen ist, können auch wieder ungehindert kulturelle Begegnungen stattfinden: Chöre von drüben kommen zu uns, und wir, der Stuttgarter Oratorienchor, konnten nach Jena reisen, um dort mit dem einheimischen Chor den „Elias“ von Mendelssohn-Bartholdy, zu singen.

Die Musik ist für mich immer sehr wichtig in meinem Leben gewesen. In meiner großen Begeisterung für sie sagte ich einmal: „Ich glaube, auf Liebe kann ich verzichten, aber nicht auf die Musik!“

Freilich. Ich habe auf viel Liebe verzichten müssen in meinem Leben, nicht nur auf die Liebe meines Mannes.

Ob ich es heute noch einmal sagen würde? Ich weiß es nicht.

## Die Enkel

4 Enkel wurden geboren, alles Buben, und einer netter als der andere. Ich war nun eine richtige Oma geworden. Da die junge Familie in Lübeck wohnt, war mein Reiseweg vier oder fünf Mal im Jahr sehr weit.

Es war für mich eine besonders große Freude, den Kindern beim Hausbau finanziell helfen zu können, denn warum sollte ich für mich allein eine eigene Eigentumswohnung kaufen? Ich häkelte für alle Fenster Gardinen und flickte stundenlang an der Nähmaschine, wenn ich zu Besuch kam. Wozu hat man auch eine Oma! Wichtig ist nur, daß sie es gern tut - und sie tat und tut es gern! Dann wurde gestrickt, Koffer voll Pullover, Westen, Hausschuhe. Socken und Kniestrümpfe. Was immer ich auch strickte, irgend einem von den Buben paßte es bestimmt. Ich begann, mir Tiermärchen auszudenken, weil die vier immer wieder diese Art Geschichten hören wollte: kein Wunder, ihre Eltern sind beide Biologen!

Mit den größeren Buben unternahm ich gern kleine Radtouren. Wenigstens für eine Stunde waren wir dann draußen in der Nähe des Ratzeburger Sees unterwegs. Doch erst, wenn der Große, damals 9 Jahre alt, rief:

„Oma, ich brauch‘ mal eine Pause!“, merkte ich, daß mein Fahrrad ja viel leichter lief als ihre Kinderräder.

Wenn ich die weite Reise nach Lübeck machte, wollte ich natürlich den Kindern immer eine besondere Freude bereiten, was nicht immer leicht war und ist.

Einmal hatte ich eine besonders gute Idee. Alle vier bekamen das gleiche Geschenk: jeder einen kleinen, bunten Rucksack. Da gehörte natürlich auch etwas hinein: eine Geldbörse mit 2 Mark, ein Kamm, ein Taschentuch, ein Spiegel, eine Trinkflasche mit Saft, eine Brotbüchse mit einem leckeren Brötchen, eine Tafel Schokolade, Kaugummis nicht zu vergessen.

Die Freude war groß. Von der ersten Stunde an drängelten alle vier:

„Oma, wann gehen wir wandern?“

Ich war nach fast 10 Stunden Anreise reichlich müde. Aber wer kann schon seinen Enkelbuben widerstehen, die es nicht erwarten konnten, ihre neuen Rucksäcke auszuführen?

Also zog ich mich wieder an. Erwartungsvoll standen die 4 mit ihren neuen bunten Rucksäcken an der Tür. Die nächste halbe Stunde hätte ich gern gefilmt: Alle 100 Meter saß einer am Straßenrand und wühlte in seinem Rucksack:

„Oma, ich muß erst mal etwas trinken!“

Der nächste sah nach, ob sein Geld noch im Portemonnaie war. Wieder ein Stückchen weiter saß der dritte und biß vergnügt ein paar Riegel von seiner Schokoladentafel ab. Und der kleinste bot mir ein Kaugummi an.

Wir kamen nicht weit. Aber war das wichtig? Es kam nur auf die neuen Rucksäcke mit ihrem Inhalt an.

Ich bin überzeugt, daß Kinder von kleinauf gute Musik hören sollten. Was sie oft hören, wird ihnen letzten Endes vertraut werden. Bei Smetanas „Moldau“ etwa läßt sich spielerisch leicht erklären und ausmalen, wie aus dem sprudelnden Bächlein ein großer Strom wird, der sich endlich in der Weite des Meeres verliert.

Auch Mozarts Musik eignet sich besonders gut dafür, Bilder und Stimmungen nachzuempfinden.

Als wieder einmal scheußliches Wetter war und die 4 Kinder nicht nach draußen konnten, legte meine Tochter Mozarts „Kleine Nachtmusik“ auf. Leise erzählte sie dazu von dem Wunderkind Wolfgang Amadeus Mozart, von seinem Vater, der streng darauf achtete, daß „Wolferl“ und seine Schwester „Nannerl“ regelmäßig und ausdauernd auf ihren Instrumenten üben. Sie erwähnte beiläufig das „Köchelverzeichnis“, in dem alle Werke Mozarts übersichtlich geordnet aufgeführt sind.

Zum Schluß hörten die Kinder noch ein kurzes Musikstück von Vivaldi. Auch dazu wußte ihre Mutter etwas zu erzählen, Beim Zubettgehen fragte sie:

„Na, wer weiß noch, wie die beiden Komponisten hießen, von denen wir heute nachmittag Musik gehört haben?“

Der damals 7-jährige Lars antwortete sofort:

„Das eine war von Mozart, Köchelverzeichnis, und das andre war vom Waldi ...“  
(Übrigens: Das „Köchelverzeichnis“ hatte er sich tatsächlich gemerkt.)

„Frau Nikolay, ein Paket für Sie!“

Ich hatte den Postwagen schon gesehen und war schnell an der Haustür:

„Bringen Sie mir schon wieder ein Paket?“

Ein kurzer Blick genügte: „Es ist von meiner Tochter.“

„So oft wie Sie möchte ich auch Pakete bekommen“, sagte die junge Zustellerin.

Ich lachte kurz auf:

„Wenn Sie wüßten, was da drin ist: Stopf- und Flickwäsche! Meine Tochter hat 4 Buben, sie kann nicht alles allein schaffen. Deshalb habe ich vorläufig diese Arbeit übernommen.“

„Ach so ist das ...“, Die junge Postbeamtin wurde nachdenklich:

„Das muß ich meiner Mutter erzählen. Schon öfters hat sie über Langeweile geklagt. Vielleicht macht es ihr sogar Freude, mir bei der Flickarbeit zu helfen. - Ich habe doch auch 4 Buben!“  
Mein großer Enkel Jan konnte manchmal seine kleineren Brüder ganz schön piesacken. Das versucht wohl jedes Kind einmal. Ich sehe das als eine Art Machtprobe an. Alle Ermahnungen halfen nichts.

Als wieder einmal großes Geschrei im Hause war, schnappte ich mir Jan, legte ihn kurzerhand übers Knie und bearbeitete sein Hinterteil. Erst dann wurde mir bewußt, was ich getan hatte. Meine Tochter würde mir das so bald nicht verzeihen. Trotzdem sagte ich zu Jan:

„So, nun geh gleich zu deiner Mutter und sag ihr, daß ich dich verhauen habe!“

Langsam zog er ab. Im Kinderzimmer war es ganz ruhig geworden. Meine Tochter machte mir natürlich Vorwürfe: „Bei uns wird nicht geschlagen!“

Es waren die ersten - und letzten Schläge, die ich einem Kind verpaßte. Dann sagte meine Tochter: „Du fährst ja morgen wieder nach Hause. Du wirst sehen, Jan gibt dir beim Abschied keine Hand!“

Auf dem Bahnhof. Meine Tochter hatte den Kleinsten auf dem Arm. Die 3 anderen verfolgten gespannt das Einfahren des Zuges. Nun hieß es für mich: „Einsteigen!“

„Wer drückt mich denn noch mal?“ fragte ich meine Jungens.

Als erster kam Jan und umschlang mich ganz fest mit seinen kleinen Armen. Mir kamen fast die Tränen. Er wußte also ganz genau, daß er die Strafe verdient hatte und war mir nicht böse.

Meine Tochter und mein Schwiegersohn wollten 14 Tage allein verreisen. Gut, wenn dann eine Oma einspringen kann. 4 Kinder zu hüten ist aber, wenn man schon weit über 60 ist, nicht so einfach.

Da wurde - es war Mitte Dezember! - auf der überfluteten Wiese durchs Wasser gestiefelt, auf Holzhütten geklettert und von oben runtergesprungen. Lars brachte das Kunststück fertig, mit seinem Fahrrad auf die Schaukel loszurufen, abzuspringen - und das Rad rollte noch ein Stück alleine weiter.

Jeden Morgen großes Geschrei im Haus, jeder suchte irgend etwas:

„Ich finde meine Hose nicht!“ , „Ich hab nur einen Strumpf!“ , „Wo ist meine . 9“

Ich nahm mir den ärgsten Schreier, Mathis, beiseite:

„Leg deine Sachen abends, wenn du ins Bett gehst, vor dein Bett, dann mußt du morgens nichts mehr suchen!“

Er nickte, und am Abend lagen seine Sachen vor seinem Bett, die Kniestrümpfe sogar zu Rollen aufgewickelt.

Am nächsten Morgen kam er als erster angezogen zu mir in die Küche, Lars folgte ihm in Hemd und Hose: „Warum ist Mathis schon fertig angezogen?“

Ich erklärte es ihm: „Er wirft abends seine Sache nicht mehr durch die Gegend, darum muß er sie morgens nicht mehr suchen.“

„Das mache ich jetzt auch so.“

Und auf einmal ging alles ohne Schimpfen, und ich hatte ordentliche Kinder.

Wie einfach das doch sein kann.

Das erste gemeinsame Mittagessen ohne die Eltern. Ich koche anders als meine Tochter. Sie dämpft das Gemüse im Sicomatik, und so kommt es auf den Tisch. Es gab meistens Fleisch dazu. Ich kochte Blumenkohl mit einer holländischen Soße. Kartoffeln und Gemüse dampften in den Schüsseln. Als ich auftun wollte, sagte Jan, mein ältester Enkel:

„Oma, so was essen wir nicht!“

Ich bediente mich in aller Ruhe selbst und sagte dann:

„Ich habe jetzt über eine Stunde für uns gekocht, da erwarte ich von euch, daß jeder wenigstens einen kleinen Löffel voll kostet. Dann könnt Ihr immer noch sagen: das essen wir nicht.“

Ringsherum zustimmendes Nicken. Jan kostete vom Blumenkohl, die anderen schauten gespannt zu. „Nun, Jan, wie schmeckt dir mein Blumenkohl?“ „Gut, Oma.“

Die anderen drei hatten noch gar nicht gekostet, sagten aber alle wie aus einem Munde: „Gut!“ Dann aßen sie mit gutem Appetit, und es blieb nichts übrig. Es gab die ganzen 14 Tage nicht ein einziges Mal Schwierigkeiten mit dem Essen.

Als die Eltern nach Hause kamen, war die erste Antwort auf die Frage:

„Nun, wie ist es euch ergangen?“

„Bei Oma gibt es jeden Tag Nachtisch!“

Axel war noch keine 2 Jahre alt. Mit dem Sprechen ließ er sich noch Zeit:

„Mama, Papa, ja und nein, Oma“, das war sein ganzer Wortschatz.

Wir holten Milch in der offenen Kanne - das gibt es inzwischen tatsächlich wieder hier und da - und waren auf dem Heimweg.

Axel bückte sich plötzlich und hob eine Schraube auf.

„Aber Axel“, versuchte ich ihm klarzumachen, „alles, was auf der Straße liegt, ist schmutzig. Komm, gib mir die Schraube!“

„Nein, Oma, nein!“ Er behielt die Schraube fest in seiner kleinen Hand.

Ich schloß die Wohnungstür auf und stellte die Milchkanne auf den Küchentisch. Inzwischen war Axel eifrig beschäftigt. Er räumte das untere Fach des Schuhschränkchens aus und drehte

mit seinen kleinen Fingern die mitgebrachte Schraube in ein Loch. Sie paßte haargenau - und ist noch immer an ihrem Platz zu sehen.

Nachmittags richtete ich für die Kinder immer einen Obstteller, damit nicht mehr die angebissenen Äpfel in der Wohnung herumkullerten. Es lag schon genügend Spielzeug herum. Doch dann griff ich energisch ein: „Ich schlafe bei euch im Schlafzimmer Ab und zu muß ich nachts auf die Toilette. Wenn ich über eure Spielsachen stolpere, kann ich nicht mehr für euch kochen!“

Ich bat also meine Enkelsöhne aufzuräumen. Doch dazu hatten sie keine Lust. Einer begann, von meinem Bett bis zur Tür einen etwa halben Meter breiten Gang frei zu schieben:

„Genügt das, Oma?“

Als die Eltern nach Hause kamen, mußte ich bald hören, daß ich wieder vieles falsch gemacht hatte. Ich hatte mit den Kindern mittags gebetet - und das war nicht in ihrem Sinne. Die Putzfrau, die täglich ein paar Stunden kam, hatte den Hausputz diesmal etwas gründlicher gemacht - und das war nicht vorgesehen und warum auch. Als die Kinder zu Bett gingen und ihre Sachen fein säuberlich vor die Betten legten, lachte meine Tochter hell auf:

„Das braucht Ihr nicht zu machen!“

Von Stund an flogen - als wenn die Kerlchen nur darauf gewartet hätten - alle Sachen wieder durchs ganze Haus.

Ich war schon einige Tage wieder zurück in Stuttgart, als meine Tochter eines Tages am Telefon fragte: „Sag mal, was kann das nur bedeuten? Axel sagt immerfort: Oma rutscht!“

Ich konnte es mir auch nicht gleich erklären, bis es mir plötzlich klar wurde:

„Ich war doch oft mit ihm auf dem Kinderspielplatz. Am liebsten rutschte er die Rutschbahn runter, und da bin ich mit ihm gerutscht!“

„Was, du bist da runtergerutscht? Das habe ich noch nie gemacht!“

Der Schulranzen flog in die Ecke: „Heute mache ich keine Schularbeiten!“ verkündete der 6-jährige Lars. „Ich kann mich ja doch nicht konzentrieren.“

Seine Mutter lachte: „Schließlich kommt heute Abend der Nikolaus!“

Schon war Lars im Kinderzimmer und tobte mit seinen Geschwistern Mathis und Axel.

Der 9-jährige Jan lächelte überlegen:

„Nikolaus? So ein alter Zopf! Kinderbetrug! Wer glaubt noch an so was?“ schien seine Miene sagen zu wollen, doch er schwieg.

„Wann ist es Abend?“ fragte Axel, der jüngste.

„Sobald es dunkel wird“, vertröstete ihn seine Mutter.

Axel hatte nun auch keine Lust mehr zu spielen. Er drückte am Fenster sein Näschen platt und wartete geduldig, daß es dunkel würde.

Endlich war es soweit. Es polterte. Schwere Füße stapften die Treppe herauf. Einen Augenblick Stille. Dann klopfte es. Nikolaus! Die Kinder waren mucksmäuschenstill geworden. Die Gesichter glühten. Man spürte die kleinen Herzen laut pochen. Mathis murmelte schnell noch einmal sein kleines Gedicht vor sich hin, während Axel sich ängstlich hinter der Mutter versteckte.

Da! Plötzlich ein Schrei! Jan stand auf dem Hocker neben der Flurtür, vor dort konnte er durch das kleine Fenster den Nikolaus sehen: „Er brennt! Er brennt!“

Jans rechter Arm zeigte nach draußen, das Gesicht voll Entsetzen. Die Tür flog auf, und Mutter riß mit flinkem Griff dem Nikolaus den brennenden Bart herunter. Die Kinder wichen zurück. Nikolaus verschwand mit der Mutter im Bad. Die Wunderkerze war dem langen weißen Bart zu nahe gekommen, und schon war's passiert.

Eine halbe Stunde später klopfte es erneut. Nikolaus stand mit einem neuen weißen Bart vor der Tür. Die rote Mütze war weit heruntergezogen, so konnten die Kinder seine verbrannten Augenbrauen nicht sehen.

Tatsächlich kam meine Tochter einmal mit dem Zug und allen 4 Buben über ein Wochenende zu mir nach Stuttgart. Der kleinste war noch in den Windeln.

Mit meinem großen Jan machte ich einen Kurzausflug zu einem schönen Aussichtspunkt über Stuttgart: „Glaubst du mir, Jan, daß es hier viele Wanderwege gibt?“

„O ja, Oma, tausend!“

### **Eine künstliche Hüfte**

Mein 70. Geburtstag. Ein herrlich warmer Sommertag. Unerwartet kam lieber Besuch aus Leipzig, mein Bruder Hartmut mit seiner Frau, überraschenderweise auch meine Tochter mit den Enkelbuben - und es kamen Blumen über Blumen. Mein Zimmer glich einem

Blumenladen. Woher nur wußten so viele Menschen von meinem runden Geburtstag?

Mir ging es nicht gut. Als ich Anfang des Jahres vom Stromboli abstieg, begannen die Beschwerden. Schon bald konnte ich nicht mehr ohne Schmerzen laufen, sitzen oder liegen. Ich brauchte auf einmal Hilfe. Meine liebe Schwester kam mal wieder aus Halle, um mir beizustehen und meinen 70. Geburtstag mit mir zu feiern. Ebenso hatte sich meine Nichte Annerose freigenommen. Sie war von Leipzig nach Herbrechtingen übergesiedelt und nun dort im Krankendienst der Gemeinde tätig.

Wenige Tage nach meinem Geburtstag konnte ich meiner Schwester einen lange gehegten Wunsch erfüllen: Wir fuhren für ein paar Tage nach Elzach im Schwarzwald, wo sie als 6-

jährige einige Wochen zur Erholung gewesen war. Ihre damalige Spielgefährtin, nun auch über 60, freute sich sehr über unseren Besuch. Doch ihre Eltern, die damals meine Schwester so liebevoll betreut hatten, lebten auch nicht mehr.

Im Dezember 1991 ließ ich mich operieren. Ich bekam eine künstliche Hüfte. Als ich zur Operation gefahren wurde, sagte der Anästhesist zu mir „Sie bekommen eine Zementfüllung und eine Verschraubung ins Becken, das halt dann so etwa 10 bis 15 Jahre; denn Sie sind ja so um die 60 herum.

60? Hatte ich richtig gehört? Ich mußte grinsen, konnte aber nichts sagen, denn ich war bereits weggetreten. So ging ich lächelnd in die Narkose.

Nach einer Rehabilitationskur und einer freiwilligen Fastenkur, der ich mich unterzog, obwohl ich nie im Leben je Übergewicht hatte, fühle ich mich bis heute wieder körperlich sehr wohl. Ich kann laufen und sogar mit den Freunden vom Alpenverein, den Senioren, wieder Wanderungen unternehmen. Und ich kann auch wieder verreisen! Vielleicht sogar einmal mit meinen Enkeln? Ich danke Gott jeden neuen Tag, für jeden Schritt ohne Schmerzen. Wie gnädig und überreich beschenkt werde ich doch noch täglich in meinem Leben!

Und mein Schutzengel ist immer noch bei mir!

### Epilog\*

13 Jahre sind seit Erscheinen der 2. Auflage meines Buches „Mein Schutzengel war immer bei mir“ vergangen, eine lange Zeit! Noch gab es unbeschwerte Jahre mit unvergesslichen Reiseerlebnissen, keine so große Wanderungen mehr, dafür umso öfter auf meinem Fahrrad unterwegs, entlang der Salzach, Inn und Drau durch die wunderschöne österreichische Berglandschaft, ich konnte die vielen Moselkurven fröhlich erradeln von der französischen Grenze bis nach Koblenz mit Abstecher nach Luxemburg und an die Saar. An großen Reisen fehlte es in dieser Zeit auch nicht: Begeistert wanderte ich mit Baumeler Wanderferien in Apulien auf den Spuren der Stauer und anderen Kulturen, erlebte so die herrliche Algarve-landschaft, Umbrien, eine Reise besonderer Art, die Heimat und Wirkungsstätte des heiligen Franziskus. Auch wieder im hohen Norden: Bornholm, Danzig, das Baltikum, die Kanalinseln und die Faröer Inselwelt. Auf dem Jakobsweg war der Weg das Ziel. In Frankreich begeisterten mich die Loire-Schlösser und vor allem hier die abgelegenen idyllischen, kaum bekannten Bergdörfer. Nicht zu vergessen meine große Rundreise durch Tunesien, ein faszinierendes Land mit seiner Kultur, mal wieder Prag, die „goldene Stadt“. Dann war Schlesien geplant, endlich wollte ich dieses schöne Stück ehemaliges deutsches Land kennenlernen, die Heimat meines Urgroßvaters, der in Hirschberg seine Jugend verbrachte.

---

\* Verfasst von Ruth Nikolay im Dezember 2006

Doch von einem Tag zum anderen war m e i n e Welt verändert.

Ohne Vorwarnung stürzte ich vom Fahrrad, konnte mich nicht mehr bewegen und nicht mehr laufen. Die Untersuchungen ergaben: ich hatte einen Gehirntumor. Wie ich damals nach der CT-Aufnahme allein nach Hause kam, weiß ich nicht mehr. Ich hatte gerade erst vor einem halben Jahr eine wunderschöne kleine Wohnung im „betreuten Wohnen“ bezogen, war so glücklich über meinen kleinen Balkon, den ersten in meinem Leben, mit Blick in den Garten oder nach der anderen Seite zum Neckar. Und nun das! Die Operation erfolgte im Januar 1999 in Freiburg an der Universitätsklinik. Fast ein Vierteljahr war ich dort mit anschließender Reha. Nun war ich schwerbehindert, nur mit einem Auge konnte ich sehen, linke Kopfhälfte gefühllos, dort absolut taub, kein Gleichgewicht mehr, Rollstuhl ... ich wollte nicht mehr leben. Da kam mein Operationsarzt an mein Bett: „Frau Nikolay, ich habe mir so viel Mühe gegeben, habe Sie 8 Stunden ununterbrochen operiert, der Tumor war gutartig! Sie haben beste Chancen fast völlig wiederhergestellt zu werden, nun reißen Sie sich mal zusammen!“ Da kamen mir endlich erstmals die Tränen.

Wenig später las ich in der hauseigenen Krankenhaus-Zeitung: „Wenn ein Patient etwas bieten könnte zur Freude der Mitpatienten, der melde sich bitte bei...“ Ich meldete mich und habe dann dort im großen Saal drei Vorträge gehalten, hatte ja so viel Zeit mir alles im Bett liegend natürlich ohne jedwede Unterlagen zusammen zu denken. Und so sprach ich einmal über „1000 Jahre Johanniterorden“, damit die Patientien mal erfahren konnten, was es mit dem Johanniter- bzw. Malteserkreuz auf sich hat, dann folgte ein Vortrag über Franz von Assisi und seine Heimat Umbrien und noch ein Vortrag: „Alles über die Stauer.“

Wer kann mir wohl nachfühlen, wie glücklich ich war, dass mir mein Verstand geblieben war?! Wie viel Grund hatte ich und habe es noch täglich, meinem Gott für so viel Gnade zu danken! Seit Jahren schon hatte ich ja Übung über Reisen mit Dia-Vorträgen zu berichten. Und nun konnte ich das auch nach der Rückkehr in meine liebgewonnene betreute Wohnung so weiterführen. Und doch war nun alles ganz anders: Fahrradfahren ausgeschlossen mit diesen Einschränkungen. Habe ja nun auch einen Schwerbeschädigtenausweis mit „B“, also ständige Begleitung und einen Rollator. Ein Auto hatte ich nie, deshalb konnte ich auch so viel reisen. Seitdem sind 8 Jahre vergangen.

Jedes Jahr zum Advent schreibe ich an meinen Operationsarzt und bekomme sofort Antwort. Oberarzt Dr. H. schrieb mir auf meine erste Post hin: „Ständig muss ich von montags bis freitags Gehirntumore operieren und erfahre nie, was aus diesen Menschen geworden ist..“

Was mir sehr schwer gefallen ist: Mein so sehr eingeschränktes Hören zu akzeptieren: So geht das Orgeln nicht mehr, keine Konzerte mehr mit dem Oratorienchor, Konzerte hören geht

nicht mehr, zu wenig kommt an meinem rechten Ohr trotz Hörgerät dort noch an. Trotzdem bin ich ein zufriedener Mensch, genieße meine Tage, kann auch wieder mit beiden Augen lesen, laufe längst ohne Rollator oder Stock, auch nach einer 2. Hüftoperation vor 3 Jahren. Viel, viel Grund dankbar zu sein, und das bin ich auch. Natürlich geht das alles nicht ohne ganz viel Energie täglich und mit der Bitte um Kraft für jeden einzelnen Tag.

Inzwischen sind meine 4 Enkel - von ihnen berichtete ich zum Schluss meines Schutzengelbuches als sie Kinder waren - erwachsene Männer geworden. Sie sind nicht nur fleißige Studenten - alle sind Naturwissenschaftler -, der älteste hat bereits seinen Doktor und eine hervorragende Anstellung, es sind auch prächtige Menschen, verantwortungsbewusst, liebenswert, auch zu mir. Ich konnte 2006 meinen 85. Geburtstag feiern, Ehrengast und hoch willkommen war mein damals 3 Wochen alter Urenkel Stevan.

Das neue Jahrtausend hat mich auch animiert, etwas Neues zu beginnen. Ich kaufte mir ein Cello und habe seitdem Unterricht. Ich übe fast täglich, mal mit mehr mal mit weniger Erfolg. Aber meine junge Cello-Lehrerin aus Sofia, - studiert in Stuttgart an der Musikhochschule - ist mit mir zufrieden, wie sie sagt. Nun spiele ich wunderschöne Stücke mit Klavierbegleitung, Sonaten von Romberg und den „Schwan“ von Camille Saint Saens. Auch das Klavierspielen kommt nicht zu kurz, einfach für mich, zur Übung immer wieder Neues vom Blatt, so gut es eben noch geht. So manches, z.B. die Kinderszenen von Robert Schumann, geht zum Teil auch noch auswendig.

Noch einmal kam die Reiselust, Sehnsucht nach den Bergen, so ging es nach Südtirol, um mir die Berge - diesmal von unten - anzusehen. Dann an die Ostsee, wo ich mich sehr freute über die alten, nach der Wiedervereinigung restaurierten Hansestädte und besuchte auch die Ostseeinseln, war mit dem Hurtig-Schiff unterwegs von Bergen nach Kirkenes und zurück, erlebte den 11. September 2001 im Hafen von Kristiansund, dann war ich mit meiner so treuen jungen Freundin Dorothea privat mit ihrem Auto in Thüringen auf den Spuren von Luther und Bach und auch im Elsaß unterwegs. Wieder entstanden auch von diesen Reisen neue Diavorträge. Ja, es ist schon ein Wunder, dass ich auch noch für das Jahr 2007 jede Menge Termine für meine Vorträge erhalten habe.

Wie schön, dass mein Leben noch sinnvoll ist, ich kann immer noch unterwegs sein mit öffentlichen Verkehrsmitteln, freue mich über jede Begegnung, auch jeden Samstag im kalten Wasser des Leuze-Mineralbades, kann mich noch selbst versorgen, habe überall gute Freunde, beste Kontakte zu meinen Geschwistern und sonstigen Verwandten, vor allem aber zu meinen tüchtigen Enkeln. In meiner Kirchengemeinde bin ich „zuhause“. So soll mein letztes Wort meines Epilogs heißen: Danke!